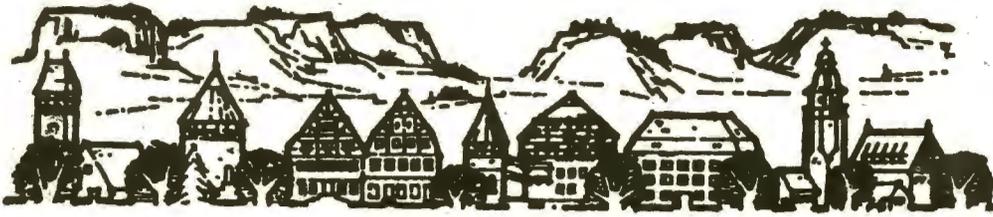


Heimatkundliche Blätter

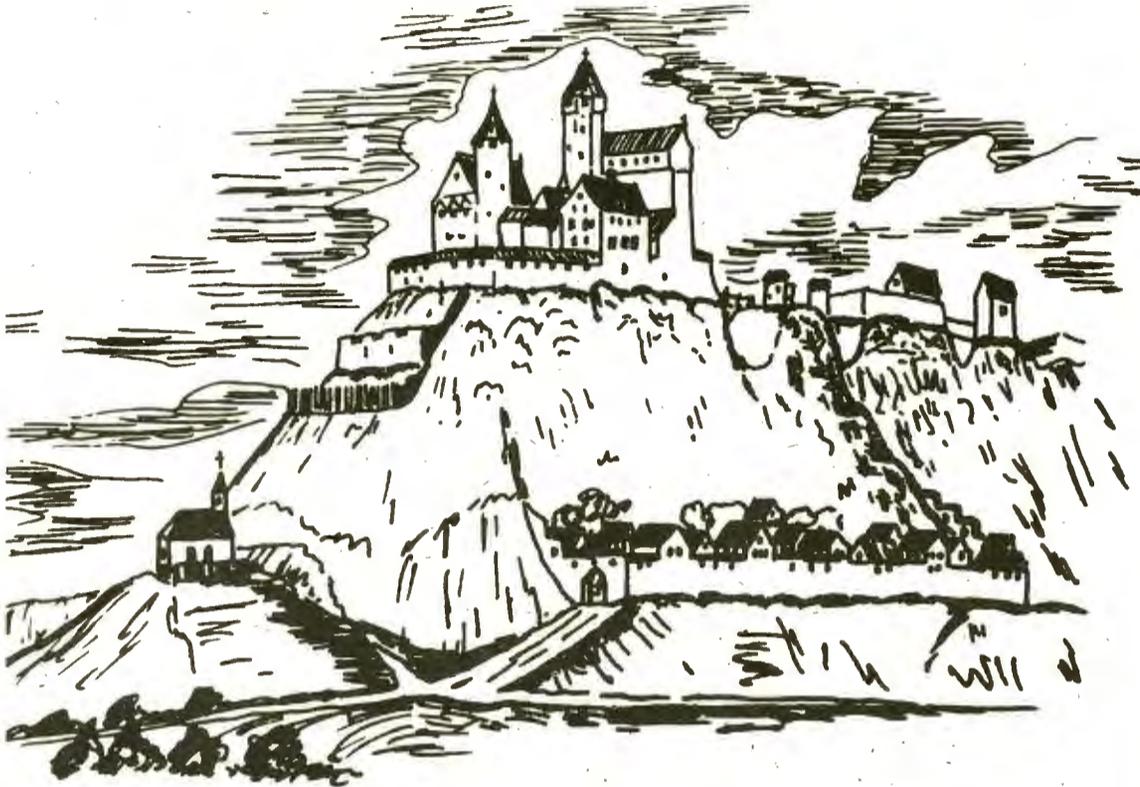
Balingen



Jahrgang 29

31. Januar 1982

Nr. 1



Die Zerstörung der Hohenberger Burg

Ein typisches Beispiel aus einer zerstrittenen Zeit

Viel ist über die Hohenberger Burg im vergangenen Jahr geschrieben worden. Anlaß dazu war der Verkauf der Grafschaft Hohenberg am 26. Oktober 1381 durch Graf Rudolf III. an die verwandten Habsburger. Der Grund dieses Besitzwechsels lag einerseits in der großen Verschuldung Rudolfs III. durch den aufwendigen Haushalt seiner Damen und große Stiftungen an Klöster, andererseits aber in dem starken Machtstreben und Ausdehnungsdenken der Habsburger, die ihre vorderösterreichischen Besitzungen mit dem Kernland in Verbindung bringen wollten.

Die Burg Hohenberg stand einst auf dem 1011 m hohen Oberhohenberg bei Deilingen. Sie war der Stammsitz des bedeutenden Geschlechtes, dessen Herkunft noch nicht eindeutig gesichert ist. Noch im 15. Jahrhundert war die Burg bewohnt, aber heute ist kaum noch ein Mauerrest von ihr, noch ein Überbleibsel des kleinen Städtchens oder der Kapelle zu erkennen. Es ist bedauerlich, daß oft durch engstirnige Zerwürfnisse und unsinnige Machtkämpfe, aber auch durch Hinterlist und Verrat so viele unserer Burgen verschwunden sind. Und nach der Zerstörung wurden sie meist noch als Steinbruch benützt und vollends vernichtet.

Herzog Albrecht von Österreich, der nach 1381 von Rottenburg aus die Grafschaft verwaltete, verpfändete die Burg mit dem Städtchen zunächst an Johann, den Pfuser, einen Bürger aus Rottweil, dann an die Grafen von Sulz und schließlich um 1440 an Jos von Hornstein, der aus einem alten niederadligen Geschlecht stammte (Stammburg bei Sigmaringen). Die Hornsteiner waren verwandt mit den Habsburgern und mit den Landrafen vom Hegau. Jos legte Wert auf sein Rottweiler Bürgerrecht, das ihm von altersher verbrieft war, aber auch Geld kostete. Er wußte nicht recht, auf welche Seite er sich stellen sollte in den ewigen Kämpfen um den Besitz in jener unruhigen Zeit, die zudem auch von geistigen Gegensätzen aufgerüttelt war. Mit Herzog Albrecht hatte er es verdorben, weil er die nur als

Lehen erhaltene und nun zurückverlangte Burg nicht hergab. Deshalb bat er nun Rottweil um Hilfe gegen Albrecht. Aber Rottweil, das zum Schwäbischen Städtebund unter Ulms Führung gehörte, verwehrt ihm den erbetteten Beistand. Daraufhin stellte sich Jos in württembergische Dienste und schrieb am 22. August 1449 einen Fehdebrief an Rottweil, der auch von Graf Sigmund, dem letzten Hohen-

berger und damals württembergischen Rat, gesiegelt war. Und Jos fiel mit seinen Reisingen zudem in Rottweiler Gebiet plündernd ein.

Das war den Rottweilern zuviel. Sie nahmen blutige Rache und zogen am 21. September 1449 mit einem starken, bewaffneten Haufen und mit Belagerungsgerät zur Burg Hohenberg. Nur eine kleine Besatzung von 18 Mann konnte die Burg verteidigen, obwohl genügend Waffen und Munition vorhanden waren. Die überlegenen Rottweiler konnten mit Hilfe eines hölzernen Turmes die Mauern der Burg überwinden und dann unrühmlich Rache an der Besatzung üben. Sie nahmen die Verteidiger fest und warfen sie über die hohen Mauern und Felsen der Burg, daß sie elendiglich umkamen. Auch vier Rottweiler mußten bei den Kämpfen ihr Leben lassen.

Nachdem die Rottweiler Waffen, Munition und Vorräte abgeführt hatten, brannten sie anderntags die Burg nieder und zerstörten, was noch zu zerstören war. Damit war die Angelegenheit natürlich nicht ausgestanden. Die Burg gehörte ja nicht Jos von Hornstein, sondern den Habsburgern, und so entstand eine verheerende Fehde zwischen diesen und den Rottweilern, welche im Juni 1450 vorläufig beigelegt wurde, um sie in einem langwierigen Rechtsstreit zu bereinigen. Im Jahr 1453 kam schließlich ein Vergleich zwischen den beiden Streitenden zustande, der festlegte, daß Rottweil 8000 Gulden an Österreich zu zahlen habe und außerdem 200 Gulden für die zwei von ihnen getöteten Knechte aus Villingen, die als Vermittler bei der Belagerung der Burg nach dort abgesandt worden sind.

So kam der ursprünglich geforderte Wiederaufbau der Burg nicht zustande, und wir sind enttäuscht, wenn wir den markanten Bergkegel besteigen und nichts mehr vorfinden von dem Stammsitz des bedeutenden Geschlechtes, das einen Minnesänger, Staatsmann und Feldherrn (Albert II.) und die Stammutter der Habsburger (Gemahlin Rudolfs von Habsburg - Gertrud-Anna) hervorgebracht hat. Hohenberger Blut floß in den Adern der Königin Viktoria von England, der Infantin Margarethe von Spanien, der Kaiserin Maria Theresia, der Königin Maria Luise u. a.

Quellen: Dr. L. Schmid: Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg Karl Haag: Der Hohenberger Schloßbruch Vortrag Decker-Hauff: Eine Ehrenrettung für die Hohenberger. Kurt Wedler

Alte zollerische Wappen

Von Fritz Scheerer

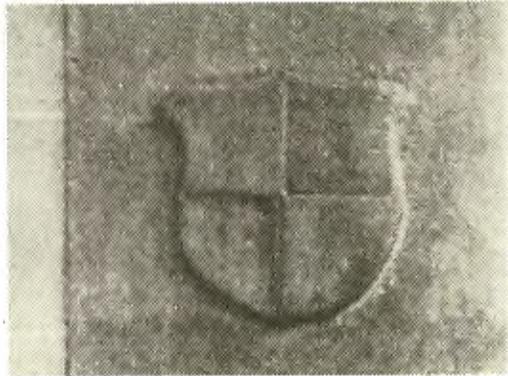
In den letzten Jahren, vor allem in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts, wurden sämtlichen Gemeinden des Zollernalbkreises, die noch kein Wappen besaßen, Wappen verliehen. Dabei wurde bei der Neuschöpfung von Gemeindegewappen auf historische Wappenfiguren, die an einstige Herrschaftsverhältnisse erinnern, zurückgegriffen. Auf diese Weise schälten sich aus dem bunten Bild der Gemeindegewappen historische Wappenlandschaften heraus. So findet sich der von Silber (Weiß) und Schwarz gevierte Zollernschild in den Wappen von Balingen, Hechingen, Boll, Grosselfingen, Owingen usw. oder die Farben Weiß und Schwarz in den Wappen von Streichen, Thanheim, Wessingen u. a., die alle auf die vielhundertjährige Zugehörigkeit dieser Orte zu Zollern hinweisen.

Das hohenbergische Wappen mit dem in Weiß (Silber) und Rot geteilten Schild findet sich in den Wappen von Ebingen, Schömberg, Binsdorf, Gruol, Heiligenzimmern usw. oder die Hohenberger Farben in den Wappen von Trillfingen und vielen Orten der einstigen Herrschaft Haigerloch der Grafen von Hohenberg. Auf ehemaligen Besitz der Kölster St. Georgen weisen der Krummstab bei Leidringen oder der Bär auf St. Gallen in Frommern. Beliebt sind Figuren aus Wappen niederadeliger Familien u. a. der Herren von Bisingen, von Bubenhofen, Jungingen. Wirtschaftliche Symbole wie ein Pflug bei Ostdorf oder früher 3 goldene Ähren bei Engstlatt sind Zeichen der Landwirtschaft. Waage (Onstmettingen), Spindel und Spule (Tailfingen) versinnbildlichen die Industrie. Die Zinnmauer im Wappen

von Zimmern soll die über dem Ort liegende Burg Hohenzollern auf einfache Weise versinnbildlichen. Fast unbegrenzt sind die Bereiche, die heraldisch ausgedrückt werden können.

Ursprünglich waren die Wappen nach bestimmten Regeln gebildet, grundsätzliche erbliche Abzeichen für Personengemeinschaften und gehen in ihren äußeren Formen auf die Bewaffnung (Schild, Helm) des Adels und der Ritter des Mittelalters zurück. So werden von der Heraldik (Lehre vom Wappenwesen) im 11. und 12. Jahrhundert Wappen des Adels festgestellt. Der Hauptträger des heraldischen Sinnbildes war der Schild, auf dem sich die alte Heraldik auf wenige Farben beschränkte: zwei Metalle (Gold und Silber) und vier gewöhnliche Tinkturen (Blau, Grün, Rot, Schwarz). Diese wurden in den reinen Grundfarben und in scharfen Kontrasten verwandt und zwar immer Metall auf Farbe oder Farbe auf Metall, nie Metall auf Metall oder Farbe auf Farbe. Diese Regeln gelten heute noch.

Wahrscheinlich eines der ältesten Wappen ist das in Stein gehauene Wappen der **Zollern** in der Klosterkirche Alpirsbach. Hier findet sich unter anderen Grabplatten ein schmuckloses Steinepitaph, das weder Verzierungen noch Namen trägt, aber ein zollerisches Wappen aufweist, den gevierten Zollernschild (s. Bild). Der fast 2 m hohe Stein steht im nördlichen



Quadrat des Querschiffes, neben dem früheren Hochaltar. An dieser Stelle befand sich, bevor das Münster errichtet wurde, eine Holzkapelle, bei der durch die Benediktinermönche des Klosters St. Blasien die Abtei Alpirsbach gegründet wurde.

Wir müssen uns nun fragen: Wie kommt es, daß ein Graf von Zollern hier seine Ruhestätte gefunden hat und um welchen Grafen handelt es sich? Dazu müssen wir etwas weiter ausholen. Der Name des Hochadelgeschlechts des Grafen von Zollern taucht im Jahre 1061 zum erstenmal auf. In der Fortsetzung der Weltchronik Hermann des Lahmen schreibt sein Schüler Berthold: „Burchardus et Wezil de Zolorin occiduntur“ – Burkhard und Wetzil von Zollern wurden erschlagen. Die Verwandtschaft der beiden bleibt unklar, auch ob sie gleichzeitig erschlagen wurden.

34 Jahre später tritt ein Adalbert von Zollern als Mitstifter des Klosters Alpirsbach in der Stiftungsurkunde vom 16. Januar 1095 auf: „Rotmanus de Husin et Adelbertus de Zolro et comes Alwicus de Sulzo“ – Ruotmann von (Neckar-)Hausen und Adalbert von Zollern und Graf Alwig von Sulz – denen das Gut Alpirsbach durch Erbschaft zugefallen war, beschlossen, hier auf eigenem Grund ein Kloster zu gründen. Sie zogen den päpstlichen Legaten Bischof Gebhard von Konstanz und Abt Udo von St. Blasien und andere ehrbare Männer zu Rate und übergaben das Gut und den umliegenden Wald und auch Güter in verschiedenen Orten an Bernhard von Fluorn als Salmann, damit dieser alles dem Abt des neu zu gründenden Klosters übergebe.

Vom Neckar-Gäugebiet war man kurz vor der Jahrtausendwende in das Waldgebiet vorgedrungen, das „predium Alpirsbach“ wurde im oberen Kinzigtal angelegt. Den Grundstock für die zu errichtende Abtei hatten die drei Stifter geerbt. Die gemeinsame Erbschaft setzt eine Verwandtschaft voraus. Der Graf von Sulz scheint seinen politischen Standort im Lager des antikaiserlichen süddeutschen Adels während des damaligen Investiturstreits gehabt zu haben. Er war auch der Inhaber der Grafschaftsrechte der Alpirsba-

cher Gegend („Alwicus, regionis illius comes“, WUB S. 362). Seine Frau ist aus der Zwiefalter Chronik bekannt („Adilheid nomine de Nusplingen“). Adalbert von Zollern wird nicht mit dem Grafentitel aufgeführt. Um 1100 tritt er als Mönch in das Kloster ein. Er wurde auch im Kloster bestattet. Im Tympanon des Hauptportals ist er und seine Gattin dargestellt. Dies deutet auf eine enge Bindung der Zollern an das Kloster hin, auch die Tatsache, daß die Zollern die ersten Vögte des Klosters stellten, denn Friedrich von Zollern (1085 – 1115) war der erste Vogt des Klosters. Er verstarb um 1125 und war mit Udilhild von Urach verheiratet. Von diesem Ehepaar stammen wahrscheinlich alle die verschiedenen späteren zollerischen und hohenbergischen Linien ab.

Die Frau Adalberts soll eine Gräfin von Eberstein gewesen sein. Graf Berthold III. von Eberstein war in Gölldorf bei Rottweil allodial begütert (WUB 4 S. 379), ebenda schenkte auch Adalbert bei seinem Eintritt ins Kloster Alpirsbach, möglicherweise war es Heiratsgut seiner Frau. Auf Graf Friedrich den Älteren folgte 1125 sein Sohn Friedrich als Vogt, während dann in der Folgezeit die Herzöge von Teck die Vögte stellten.

Das ansehnliche Stiftungsgut des Klosters wurde in der Folgezeit vermehrt durch Stiftungen und Käufe. Das Münster dürfte um 1131 vollendet gewesen sein. Das Herrschaftsgebiet der Zollern dürfte um diese Zeit vom Donautal (Mühlheim) bis ins Steinlachtal bei Mössingen gereicht haben. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts ging dann der westliche Teil an die verwandten Grafen von Hohenberg über.

Im einstigen Kloster Alpirsbach finden sich weitere zollerische Wappen, so als Schlußstein im Kreuzgang. Auch an der Westseite des Klosters findet sich ein zollerisches Wappen in rotem Sandstein eingemeißelt. Alle diese verschiedenen Wappen weisen auf die Grafen von Zollern hin.

Für den 1403 verstorbenen Grafen Friedrich von Zollern, Sohn des Grafen Friedrich, genannt Mülli, der die Zollern-Schalksburg-Herrschaft an Württemberg verkaufte, befindet sich in der Balingen Stadtkirche im südlichen Seitenschiff eine hochrechteckige Grabplatte des 15. Jahrhunderts mit dem nach rechts gelehnten Zollernschild. Auf dem rechten Obereck des Schildes steht der Helm mit den Bracken, unten links liegend über der unteren Ecke des Zollernschildes findet sich der kyburgische Wappenschild (Mutter Gräfin Verena von Kyburg). Von der Inschrift ist noch lesbar: „Anno. d. m . . . ullis. obiit. venerabilis. (?) com . . . ridicus. junior. de. zolr. dominus. castr. schalksburg“.

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner Fortsetzung

Dr. Christian Binder, Sanitätsrat, Jahrgang 1856, gestorben 10. April 1929. „Dr. Binder war ein volkstümlicher, alter Ebinger, entsprossen aus einer alt eingesessenen Ebinger Familie. Vierzig Jahre übte er hier seine ärztliche Praxis aus, Tag und Nacht war er auf den Beinen, um seinen Patienten mit Trost, Rat und Tat zur Seite zu stehen. Über seinen Beruf hinaus war er aber auch einer der besten Kenner unserer heimatischen Fluren, ein Sammler und begeisterter Liebhaber aller Dinge aus Mineralogie, Flora und Fauna seiner Heimat, ein seltener Kenner und Freund des Waldes, ein Wissender um die letzten Stätten, wo noch Frauenschuh und Schneeglöckchen wachsen, ein Freund unserer Berge. Mit Sanitätsrat Dr. Binder scheidet ein Mann aus dem öffentlichen Leben der Stadt Ebingen, der eben dieser Stadt sehr wohl anstand. Seine fast täglichen Ausfahrten gehörten schon zu unserem Straßenbild; nunmehr haben ihn seine Pferde zum letzten Male gezogen. Was Dr. Binder

Veranstaltungen 1982

Exkursionen

- 18. 4. Reutlingen mit Achalm (Klek)
- 1./2. 5. Oberschwaben: Biberach/Memmingen (Roller)
- 23. 5. Zwischen Pfullendorf und Meersburg (Dr. Stettner)
- 5.-11. 7. Elsaß (Wedler)
- 12. 9. Geislingen/Steige, Wiesensteig (Krauß)
- 10. 10. Unteres Lautertal (Markert/Munz)
- ? Kultur- und baugeschichtliche Führung durch Balingen (Gröner)

Vorträge:

- 6. 11. Hauptversammlung. Herrschaft und Burgen der Hohenberger (Dr. Maurer)
- 26. 6. Vorschau für Exkursion Elsaß (Wedler)
- 30. 10. Rückschau Exkursion Elsaß (Wedler)
- ? Lichtbildervortrag Island (Hauser)

Zu den unbestrittenen Rechten der Städte gehörte es, ein Siegel zu gebrauchen. Die Städte übernahmen meistens das Wappen ihrer Gründer. So führte die Stadt Hechingen wahrscheinlich von Anfang an den Zollernschild, der auf Siegeln von 1318 nachweisbar ist. Bei der Stadt Haigerloch ist seit 1321 das Wappen der Grafen von Hohenberg, wie es auch bei Schömberg von 1278 bis um 1700 durch den geteilten Hohenberg-Schild belegt ist. Bis heute haben die Wappen der Städte Ebingen, Fridingen a. d. Donau, Horb, Nagold, Rottenburg und Wildberg den von Silber (Weiß) und Rot geteilten Schild der Grafen von Hohenberg. Für Balingen ist der gevierte Zollernschild erstmals für 1313 und 1320 nachgewiesen und dann 1596 ein goldenes Schildhaupt darüber mit den württembergischen Hirschstangen (in Schwarz).

In dem 1237 gegründeten Dominikanerinnenkloster Gnadental in Stetten bei Hechingen waren verschiedene in Stein gehauene Wappen der Grafen von Zollern auf Epitaphen vorhanden, die aber teils durch Brände, teils leider durch Unaufmerksamkeit beseitigt wurden, so daß sie hier verschwunden sind.

NB: Heute ist in dem Wappen des Zollernalbkreises in der einen Hälfte der Zollernschild. Eindrucksvolle Darstellungen der Gemeindewappen des früheren Kreises Hechingen finden sich im Sitzungssaal des früheren Landratsamtes von Kunstmaler Paul Kälberer, und im Landratsamt Balingen sind in dem oberen Flur die Wappen der Gemeinden der ehemaligen Kreise Balingen und Hechingen.

beruflich während des Krieges als Chefarzt der beiden Vereinslazarette, als Bahn- und Postarzt noch über die Grenzen seiner privaten Praxis hinaus zu leisten hatte, ging beinahe über menschliches Können und Vermögen hinaus. Nun möge die Erde ihm leicht sein“.

Dr. Theodor Eyrich, Jahrgang 1867, gestorben 4. Oktober 1947. Dr. Eyrich ist um 1905 hierher gekommen. Er übte seine Praxis in der Gartenstraße aus. Als er starb, war in der Presse kein Raum für einen Nachruf, den der betont sozial eingestellte Mann wohl verdient hätte.

Dr. Friedrich (Fritz) Bauer, Jahrgang 1877, hier etwa von 1905 bis 1915, dann nach Neuenstein verzogen.

Dr. Emil Bauer, Chirurg, Jahrgang 1880, gestorben 15. Dezember 1952, seit 1908 hier tätig, „In über 40jähriger rastloser Tätigkeit und unermüdlicher Einsatzbereitschaft als Arzt hat er verstanden, sich das Vertrauen und die Wertschätzung seines weit verzweigten

Patientenkreises zu erwerben. Noch bis zum Anfang des zweiten Weltkriegs versah er die chirurgische Abteilung Tag und Nacht, Sonntag um Sonntag, ganz allein. Die zunehmende Industrialisierung und Motorisierung brachte einen immer größer werdenden Verletztenanfall mit sich. Diesen Verletzten widmete er sich mit größter Gewissenhaftigkeit und Hingabe. Ihrer Wiederherstellung und damit der Erhaltung ihrer Arbeitsfähigkeit galt seine besondere Aufmerksamkeit und Liebe. Im Kreis der anderen Ärzte erfreute er sich dank seiner Kollegialität größter Wertschätzung. Lange Jahre war er Vorsitzender des Kreisvereins, und bei seinem 70. Geburtstag wurde ihm, dem Senior der Ebinger Ärzteschaft, die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

„Nach seiner ärztlichen Tätigkeit war Dr. Baur auch sportlich interessiert. Der Wintersportverein Ebingen, zu dessen Gründungsmitgliedern er zählte, verdankte ihm vieles. Mehrmals übernahm er die Vorstandschaft“.

Dr. Daniel Groz, Jahrgang 1882, gestorben 1. August 1960. „Pfarrer Mack sagte in seiner Traueransprache, der Verstorbene habe das Geheimnis des Wartenkönnens im Leben gekannt. Dr. Groz habe durch seine Patienten, die seiner in Dankbarkeit und Treue gedenken, Ehren erfahren dürfen. Seine Seele sei immer offen gewesen für die Stimme der Kunst. Auch habe er sich erheben lassen von der Musik eines Bach und eines Mozart. Daneben sei sein Sinn offen gewesen für die Natur. Pfarrer Mack wies auf die vielen Bergbesteigungen des Verstorbenen in jungen Jahren im Hochgebirge hin. Die Berge seiner engeren Heimat seien ihm stets nahe gewesen. In der Welt des Glaubens, in der Welt der Bibel habe er einen festen Standort gehabt“.

Und Dr. Ernst Schmid, Vorsitzender der Ärztevereinigung des Kreises Balingen, am Grabe: „Er rühmte seinen Fleiß, sein Pflichtgefühl und seine Bescheidenheit, durch die Dr. Groz sich hohes Ansehen in allen Kreisen der Bevölkerung erworben hat. Eine schwere Last hat er im letzten Krieg auf sich genommen: in seinen Händen lag nahezu die gesamte ärztliche Betreuung der Bevölkerung unserer Stadt.“

Dr. Karl Pape, Jahrgang 1886, gestorben 28. Oktober 1955, Gynäkologe, hier seit 1923. „Dr. Pape kam vor mehr als 30 Jahren in unsere Stadt und hatte schon nach kurzer Zeit dank seiner Persönlichkeit und dank eines hervorragenden fachlichen Könnens einen solchen Ruf als Arzt erworben, daß viele Frauen auch von auswärts nach Ebingen kamen und sich hier behandeln und entbinden ließen. Unermüdlich war Dr. Pape oft Tag und Nacht in der gynäkologischen und Geburtshilfe-Abteilung zu sehen, wobei ihm Schwester Lina von 1946 an treu zur Seite stand. In diesem Zeitraum der Zusammenarbeit haben die beiden bei der Geburt von weit über 2000 Kindern den Müttern zur Seite gestanden. Stets blieb Dr. Pape auch in schweren Tagen liebenswürdig, hilfsbereit und aufopfernd, noch am Mittwoch hatte er eine schwere Operation durchgeführt“.

Dr. Gustav Hartter, Jahrgang 1888, hier seit etwa 1928. Ein froher und gütiger, pflichtbewußter und hilfsbereiter Arzt, der neben seinem Beruf für das literarische und religiöse Leben aufgeschlossen war. Er ist etwa um 1960 infolge eines schweren Verkehrsunfalls von einer Stunde zur anderen aus dem Berufsleben ausgeschieden und Jahre später in Tübingen gestorben.

Dr. Theodor Knapp, Jahrgang 1889, Vertrauensarzt der AOK, hier seit etwa 1925, 1936 nach Heilbronn verzogen.

Dr. Otto Wegenast, Jahrgang 1893, gestorben 11. Januar 1955. Aus der Würdigung des Vereins der Ärzte des Kreises Balingen: „In den 28 Jahren seiner Praxistätigkeit erwarb er das Vertrauen eines großen Patientenkreises. Auch im 2. Weltkrieg zog er wieder den Soldatenrock an, um in den Lazaretten der Front und der Heimat Dienst zu tun. Mit der Jugend war er jung, sein Herz gehörte dem Wintersport und den Bergen. Der Wintersportverein Ebingen verliert in ihm seinen Ehrenvorstand. In Kollegenkreisen war er immer beliebt, sein Rat wurde gerne gehört“.

Dr. Richard Beck, Jahrgang 1896, seit 1924 hier, gestorben 13. Juli 1950 durch einen Verkehrsunfall. „Dr. Beck war in seinem weit verzweigten Patientenkreis als aufopfernder und bei Tag und Nacht hilfsbereiter Arzt geschätzt. . . Gleichzeitig pflegte er eine freundschaftliche Zusammenarbeit mit seinen Kollegen, die ihn als Ausschußmitglied des Ärzteverbandes achteten. . . Seit 1926 bis zu seiner Einberufung zum Militär versah Dr. Beck im Roten Kreuz den Dienst als Bereitschaftsarzt.“

Nähere Angaben fehlen über die Hals-, Nasen- und Ohrenärzte Dr. Hammel und Dr. Buch, über den Augenarzt Dr. Hartmann und den Kinderarzt Dr. Huber.

Heute stehen allein im Stadtteil Ebingen von Albstadt etwa 20 frei praktizierende Ärzte und ebenso viele Krankenhausärzte im Dienst der Kranken. Viele von ihnen sind Fachärzte; fast alle Disziplinen sind vertreten. Zu den Spezialisten für Inneres, Chirurgie und Frauenheilkunde mit Geburtshilfe sind solche für Augen- und Ohren-, für Haut- und Lungenkrankheiten, für Anästhesie, Homöopathie, Orthopädie, Radiologie und Urologie, sind Kinder- und Nervenärzte gekommen.

Daß sie alle mit ihren besonderen Kenntnissen und Fähigkeiten auch von den Armen in Anspruch genommen werden können, verdanken wir den verschiedenen öffentlichen und privaten Versicherungen, allen voran der AOK und der DAK, verdanken wir darüber hinaus den Beihilfen der staatlichen und halbstaatlichen Stellen und der Industrie. Freilich, Klagen über zu hohe Arzt- und Krankenhausrechnungen sind heute für die Kassen und die Versicherten ebenso aktuell wie vor 100 Jahren. Wohl dem, der - nicht bloß wegen der Kosten - eines Arztes nicht bedarf, der mit gesunden Anlagen geboren wurde und diese Anlagen durch vernünftige Lebensweise pflegt und stärkt. Es war ein Wunsch der alten Römer, daß in einem gesunden Körper ein gesunder Geist sei. Gesund an Leib und Seele zu sein, das ist, meine ich, ein Ziel, erstrebenswert für jedermann und wünschenswert für das Ganze unseres Volkes. Wenn wir das Unsere dazu tun, dann werden auch den Schülern des Hippokrates bei ihrer Hilfeleistung die Erfolge nicht ausbleiben.

Anmerkungen:

Wörtliche Zitate im Text sind der heutigen Schreibweise und Zeichensetzung angeglichen. Die Belege stammen, soweit nichts anderes angegeben, aus dem Stadtarchiv Albstadt (AA). Weitere Quellen fanden sich im HStA = Hauptstaatsarchiv Stuttgart, im StAL = Staatsarchiv Ludwigsburg und im StAS = Staatsarchiv Sigmaringen.

Abkürzungen: Inv + Teil. = Inventuren und Teilungen; Kfb = Kaufbuch; Prot = Protokoll; StR = Stadtrat; StifR = Stiftungsrat; StifPfl = Stiftungspflege; StSchA = Stadt-schultheißenamt; UPF = Unterpfund.

1) s. z. B. M. Waltherr, Die mittelalterlichen Badestuben, in Hohenzollerische Jahreshefte 11, 1951, 65 ff; 2) HStA A 602 U 8237; H 101, 368; vgl. W. Stettner, Heimatkundl. Blätter für den Kreis Balingen Mai 1956 und August 1972; E. Andris, Beiträge zur Geschichte des Ebinger Spitals, 1973; 3) HStA A 602 U 8265 a und b; Kopie davon in AA U 18; W. Stettner, in „Neues Gemeindehaus Spitalhof“ (1974); 4) AA Erneuerung der Sondersiechen 1527/43; HStA H 121, 49; A 288, 1851; StAL E 177/78 Bü. 648; 5) StifPfl Akten Bd 20 und 37; 6) StifPfl Akten Bd 29, 16 und Bd 36; 7) Fürstl. Archiv Sigmaringen DS 5, 10; HStA A 602 U 8303; H 102, 881; AA Stadtrechnung 1806/07; 8) HStA A 202, 964; 8a) StAS Wü 65, 4 Bü. 879; 9) Kreisbeschreibung Balingen I 364; 10) StAS Wü 65, 4 Bü. 879; 11) ev. Kirchenregisteramt Ebingen, Totenbuch I (1575-1660); 12) HStA A 288, Bü. 1814; 13) StRProt 20. 12. 1796; 14) wie 12); 15) StRProt 21. 2. 1797 und 3. 12. 1798; 16) StifPfl Akten Bd 35; 17) StRProt 21. 11. 1803; 18) ebenda S. 530 und 543; 19) StRProt 5. 12. 1803; 20) Schwäb. Chronik 20. 1. 1803 und 6. 9. 1809; 21) HStA E 146-149 Bü. 1847; 22) HStA E 146-149 Bü. 1847; 23) StAL E 151 K II; 24) StifPfl Akten 31, 3; 25a) StRProt; 24) HStA E 143, 3621; 25); StAL E 151, K II; 27) ebenda; 28) StAS Wü 65, 4 Bü. 879; 28a) StSchAProt 1823 S. 448 und 487; 29) HStA E 143 Bü. 3621; 30) ebenda; 31) StifRProt 1831 S. 123 und 126; StRProt 1830/31 S. 174; 32) StifRProt 9. 4. 1831; 33) StSchAProt 10. 6. 1835; 34) StifRProt 17. 9. und 10. 10. 1835; 35) StifRProt 5. 11. 1835; 36) Pfandprot 1844 und 1846; 37) StAS Wü 65, 4 Nr. 871; 38) StifRProt 9. 4. 1831; 39) StSchAProt 12. und 26. 10. 1842; 40) StSchAProt; 41) Gerichtsprot 6. 4. 1846; 42) StifRProt 25. 2., 11. 10. und 4. 11. 1850; 43) StifRProt 4. 2. 1851; 44) „Der Albbote“ 22. 12. 1843; 45) StSchAProt 18. 2. 1840; 46) ebenda 25. 10. 1845; 47) ebenda 14. 7. 1844; 48) Gerichtsprot 12. 2. 1849; 49) StifRProt 1853/54 S. 936 b; 50) ebenda 25. 1. 1869; 51) ebenda 17. 7. 1871; 52) Prot OAB 8. 11. 1876; StRProt 8. 8. 1877; 53) StRProt 2. 4. 1880; 54) Prot OAB 9. 5. 1881; 55) StRProt 18. 4. 1889; 56) Prot OAB 7. 7. und 11. 9. 1889; 57) ebenda 9. 3. und 20. 4. 1892; 58) ebenda 6. 7. 1900; 59) ebenda

32. 8. 1891; 60) StAS Wü 65, 4 Bü. 874; 61) Prot OAB 4. 3. 1914; 62) ebenda 4. 3. 1914; 63) ebenda 15. 8. 1919; 64) ebenda 18. 9. 1919; 65) ebenda 1919 S. 400; 66) HStA E 177 I 563; 67) Prot OAB 17. 6. 1920; 68) ebenda 6. 3. 1924; 69) ebenda Juli 1924 S. 779 ff.

Apotheker in Ebingen

Johann Jakob Mayer

Apotheker gibt es erstaunlicherweise schon rund hundert Jahre länger in unserer Stadt als Ärzte. Der Anstoß zur ersten Niederlassung eines Apothekers ging aber nicht wie beim ersten Arzt von der Bürgerschaft aus, sondern von einem fremden Apotheker.

Am 15. August 1699 verfaßte in Calw der Apotheker Johann Jakob Mayer ein Schreiben an Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, in dem er ausführte: Nach Erlernung der Apothekerkunst habe ich an verschiedenen Orten, vornehmlich an der (Stuttgarter) Hofapotheke und auf der Festung Hohentwiel, an die neun Jahre dieser Profession obgewartet. Die medizinische Fakultät hat mich vor fünf Jahren beim Examen für tüchtig erachtet, einer Apotheke vorzustehen. Nun habe ich beschlossen mit gnädigster Erlaubnis eine eigene Offizin aufzurichten. Dazu habe ich mich vor wenigen Tagen nach Ebingen begeben und bei dem dortigen Gericht (= Stadtrat) entweder ums Bürgerrecht oder Gestattung des Beisitzes angesucht. Da aber einige Krämer und Barbierer im Gericht sitzen, die befürchten, die Aufrichtung einer Offizin könnte ihnen nachteilig fallen, so bin ich zu Ebingen wider Vermuten mit einer abschlägigen Antwort abgewiesen worden, die mich aber nicht von meinem Vorhaben abwendig gemacht hat, sondern weil ich vornehmlich meiner Profession obzuwarten und meinem Nächsten damit zu dienen gesinnt bin, hingegen Ebingen als ein volkreicher Ort, wo etwa 300 Bürger und gegen 2000 Seelen sind, unerachtet daß sonst viel geringere Orte eine oder wohl mehrere Offizinen haben, nicht mit einer Apotheke versehen ist, auch außer Balingen in der Nähe sonst keine anzutreffen ist, und das vor einem Jahr abgelassene Generalrescript ganz deutlich im Munde führt, daß das Land mit Einwohnern so viel möglich vermehrt werde, nehme ich meine Zuflucht zu Euer hochfürstl. Durchlaucht mit untertänigster Bitte, Sie geruhen mir als treu gehorsamstem geborenem Untertanen zu gestatten, in Ebingen eine Apotheke aufzurichten und mich zu Dero Bürger in Ebingen anzunehmen.

Als sein Schreiben nicht gleich beantwortet wurde, erneuerte Mayer seine Bitte. Er veranlaßte außerdem Dekan und Doktoren der medizinischen Fakultät der Universität Tübingen, ihm das Zeugnis vom 5. April 1695 zu erneuern, „daß er gute Wissenschaft sowohl der simplicium als der compositorum, tam Galenicorum quam Chymicorum (sowohl der einfachen wie der zusammengesetzten Mittel, sowohl ihrer Zubereitung als auch ihrer Wirkung) habe, auf die Materialia sich wohl verstehe und gute Handgriffe in variis praeparationibus (bei den verschiedenen Zubereitungen) von sich vernehmen lasse“.

Auch der Vater des Apothekers, Christoph Mayer der ältere, einer der vermöglichsten Männer von Calw, verwendete sich beim Fürsten für seinen Sohn. Er glaubte, daß die Ebinger eine Antwort absichtlich hinauszögerten, um vielleicht auf diese Weise dem Apotheker sein Vorhaben zu verleiden. Die Entscheidung sollte bald fallen, da sich sonst sein Sohn wegen des nahenden Winters nicht mehr mit den für eine Apotheke notwendigen Dingen versehen könne (noch gab es ja keine chemisch-pharmazeutischen Fabriken, bei denen man das ganze Jahr durch bestellen konnte, sondern man war in der Hauptsache auf Heilkräuter angewiesen).

Unterdessen hatten Amtmann, Bürgermeister, Gericht und Vierer im Namen der ganzen Bürgerschaft am 25. August zu dem Gesuch Mayers Stellung genommen: Sie hätten schon vor einigen Jahren beim Oberrat eingegeben, ihren geringen, mit Bürgern allzuviel übersetzten Ort nicht mit Annahme neuer Bürger zu beschweren. Sie hätten in ihrem „geringen, zumal aber schlechten Städtlein“ keine Apo-

theke nötig. Wenn ein Bürger in höchster Not etwas an Medikamenten aus einer Apotheke haben müsse, habe er eine Apotheke in Balingen, wo auch ein Doctor medicinae sei, so daß man beides beieinander habe. Ein Apotheker könne hier „nicht stehen, viel weniger mit den Seinen sich ernähren oder ausbringen“. Auch würde er hier nur schwer Gelegenheit und Wohnung finden. Sie fürchteten, daß bei weiteren Bürgerannahmen u. U. ihre Bürgersöhne ihren Unterhalt anderswo suchen und ihr heimatliches Bürgerrecht aufgeben müßten. Die neu angenommenen Bürger hätten sich in ihrer Mehrzahl schlecht entwickelt; die Bürgerschaft habe durch sie Schaden in Holz und Feld.

Herzog Eberhard Ludwig ließ hiezu ein Gutachten von Räten und seinen Leibmedici einholen. Sie schrieben am 14. September: Die Frage, ob es nötig sei, in Ebingen eine Apotheke zu errichten, möchten sie bejahen. In den letzten Jahren seien gar viele Apotheken neu errichtet worden. In der Nähe von Ebingen sei nur die Balingen Apotheke, die nicht allezeit zum besten versehen sei, so daß es, wenn Gott die armen Leute jener Gegend mit Seuchen oder grassierenden Krankheiten heimsuche, unfehlbar einen empfindlichen und schädlichen Mangel setzen würde. Während sich in anderen Städten der Magistrat auf äußerste Bemühe, eine eigene Apotheke zu bekommen, wollten erstaunlicherweise die in Ebingen das Gegenteil und brachten allerlei unerhebliche Gegengründe vor. Es solle sie nicht anfechten, ob der Apotheker Mayer sich und die Seinen dort durchbringen könne. Sie sollten vielmehr bedenken, daß sie nicht bloß im Falle der Not schnell heilsame Arznei haben, sondern auch Mittel, die ihnen der Physicus in Balingen verschrieben habe, in der eigenen Offizin wiederholen lassen könnten, ohne daß ein armer Mann drei Stunden weit in eine fremde Offizin laufen oder sie sich unter vermeidlichen Kosten bringen lassen müsse. „Wenn nun fremde Bürger in Ebingen nicht wohl geraten sind, was soll das hindern, einen Apotheker einkommen zu lassen, von dem man weiß, daß er ein ehrlicher Mann ist und seine Profession wohl erlernt hat. Auch wenn Bürgersöhne anderswo ihr Brot suchen müssen, so ist doch kein Apotheker darunter. Von einem Apotheker kann man nicht sagen, daß damit das Städtchen übersetzt und beschwert werde, der tut der Allgemeinheit und sonderlich dem armen Mann Gutes. Bürgermeister und Gericht suchen in diesem Fall nicht der Allgemeinheit und des armen Mannes Bestes, wohl aber allen Umständen nach das Privatinteresse des einen oder anderen Krämers oder Barbierers. Der Apotheker Mayer kann dank seinen Mitteln und seiner Befähigung eine Apotheke gar wohl aufrichten.“

Damit waren die Fadenscheinigen und schäbigen Argumente der Ebingen zerpfückt. Der Herzog ließ daraufhin nach Ebingen schreiben: „Weil Mayer sowohl wegen seiner Mittel als auch seiner Befähigung eine gute Offizin, die Euch nötig und wohl anständig sein wird, gar wohl aufrichten mag, ihm auch das Bürgerrecht beim fürstlichen Oberrat bereits verstatet ist, haben Wir ihm auch die verlangte Offizin bei Euch in der Stadt aufzurichten verwilligt“. (70)

Johann Jakob Mayer, der damit seit Herbst 1699 Bürger in Ebingen und erster Apotheker der Stadt war, hatte eine gründliche Ausbildung genossen: Er war vier Jahre als Lehrling in Augsburg bei I. C. Michel, als Geselle ein halbes Jahr in Nördlingen bei G. D. Frickhinger, 18 Wochen bei der sächsischen Armee, ein halbes Jahr in Calw bei W. S. Weyh und viereinhalb Jahre in der Stuttgarter Hofapotheke. Daß er 1695 in Tübingen sein Examen gemacht hat, wurde schon erwähnt. Abschließend führte er vier Jahre lang die Apotheke auf der württembergischen Feste Hohentwiel. 1695 hatte er in Calw Ursula Maria Hermann, eine Pfarrerstochter, geheiratet. Nach seiner Ankunft in Ebingen bezahlte er das hier übliche Bürgerannahmegeld von 30 fl. für sich und 15 fl. für seine Frau; damit war die Berechtigung zum Empfang von Bürgerholz und Almandteilen verbunden. (71)

Über Mayers Aufenthalt hier konnte fast nichts ermittelt werden, so daß mir Zweifel kamen, ob er überhaupt hier geblieben sei. Schließlich ergab die Durchsicht der Kirchenbücher, daß ihm 1704 und 1706 zwei Kinder geboren wurden und daß er einmal Pate für ein Kind des Präzeptors wurde, also auch eines „Reingeschmeckten“. Für seine eigenen Kinder waren Paten neben einem Feldprediger Ruß der Bürgermeister Rominger, der Hutmacher J. J. Kauffmann, die Frau des Stadtschreibers Landenberger und die des Zeugmachers Andreas Schmid (der eine Art Obermeister seiner Zunft war). Mayers Zugehörigkeit zur sozial gehobenen Schicht ist damit gegeben, jedoch mag es sein, daß er sein Vierteile meistens mit den anderen Honoratioren, dem Pfarrer, dem Diakon, dem Präzeptor, dem Amtmann und dem Stadtschreiber oder aber zu Hause getrunken hat. (72) Über den Gang seiner Geschäfte ist nichts bekannt. 1710 oder 1711 hat er mit seiner Familie Ebingen verlassen.

Bernhard Friedrich Werner

Ähnlich gering ist unser Wissen über Mayers Nachfolger Bernhard Friedrich Werner. Er war der Sohn des Dr. jur. Veit Friedrich Werner, Ritterschaftskonsulent in Wimpfen. Er führte, ehe er nach Ebingen kam, die Apotheke in Sulz. Am 18. August 1711 heiratete Werner hier Corona Maria Hailfinger, Tochter des Matthias Hailfinger, Physicus in Tuttlingen und auf Hohentwiel. Er starb schon im Juli 1718 „nach ausgestandener Krankheit“. Neben der Witwe hinterließ er zwei Kinder, Lucia Margaretha und Jakob Friedrich, der erst lange nach dem Tod des Vaters zur Welt kam. Pflichtgemäß wurde dann im Oktober 1719 ein Inventar der Hinterlassenschaft aufgestellt. Davon war das Wertvollste „eine Behausung samt einem Küchegärtlein dahinter in der Oberen Vorstadt“ im Wert von 775 fl., auf der aber noch 350 fl. Schulden an die Kinder des Glasers Hans Heinrich Rieber lagen. Daraus ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Wörner nicht die Wohnung seines Vorgängers übernommen hatte. Wo der Apotheke Mayer seine Wohnung und Offizin hatte, bleibt damit unbekannt.

Unter der Oberen Vorstadt begriff man im 18. Jahrhundert alles, was vor dem Oberen oder Schweintor lag, also nicht nur die doppelte Häuserzeile, die heute diesen Namen führt, sondern auch die Schütte, die Sonnenstraße, den oberen Teil des Kirchgrabens usw. Das Inventar zählt unter den „Kleinodien und Silbergeschirr“ des Ehepaars Werner als besonders kostbar auf ein sechsfaches kleines Perlenmuster mit einem silbernen Schlüssel (Wert 30 fl.). Das Zinngeschirr wog 80 Pfund und wurde auf 20 fl. taxiert. Von der Kleidung des Mannes waren die teuersten Stücke ein guter silberfarbener Rock von feinem holländischem Tuch mit 23 breitsilbernen gemodelten Knöpfen, die 23 Lot wogen (28 fl. 30 kr.), und ein guter Kamisol vom gleichen Tuch mit zwei Dutzend kleinen Knöpfen, aus silbernem Faden gemacht und mit silbernen Borten besetzt (9 fl. 30 kr.). Auch die Frau konnte mit einigen guten Stücken repräsentieren: einem guten schwarzen Rock von feinem holländischem Tuch (8 fl. 45 kr.) und einem guten halbseidenen hellblauen Rock (8 fl. 30 kr.). Zu lesen gab es bei Apothekers außer der Bibel etliche Gesangs- und Andachtsbücher. In unserem Zusammenhang interessieren Ausstände für gelieferte Medikamente, denn sie deuten den Einzugskreis der hiesigen Apotheke an. Die Schuldner saßen in Ebingen (8), Meßstetten (10), Heinstetten (3), Stetten a. k. M. (2), Harthausen (2), Gammertingen (2), Tailfingen (2), und je einer in Tuttlingen, Dürrwangen, Schwenningen, Werenwag, Sigmaringen (der Obervogt), Straßberg, Benzinger, Veringstadt, Pflummern, Gauselfingen, Onstmettingen und Margrethausen (die Klosterfrauen). Die Apothekerwaren wurden von dem Tübinger Apotheker Gmelin im einzelnen aufgenommen und auf 278 fl. geschätzt. Einem Fachmann würde es vielleicht Spaß machen, festzustellen, was alles damals geführt wurde.

Das Gesamtergebnis der Vermögensaufnahme war trüblich, sie ergab einen Wert von 1517

fl., während der Mann in die Ehe 1019 fl., die Frau 1187 fl. mitgebracht hatte. Damit ergab sich eine Vermögenseinbuße während der Ehe von 689 fl. Ob diese durch schlechten Geschäftsgang, durch allzu flotte Lebensweise oder durch die Krankheit des Mannes verursacht war, läßt sich nicht sagen. Vielleicht war der Abmangel auch erst nach Werners Tod entstanden, denn die Witwe stellte einen Provisor an, und dazu heißt es in einem Vermögensregister von 1719: Die Apotheke geht zur Zeit sehr schlecht; der Herr Doktor aus Balingen kann keine Rezepte dahin geben, sondern läßt alles in Balingen in der dortigen Apotheke machen, weil viele Medikamente abgehen und, was zugegen, nicht mehr frisch ist. Der dormalige Provisor gibt an, daß an Medikamenten 200, höchstens 300 fl. vorhanden sind. (73)

Ludwig Jakob Palm

Die Witwe des Apothekers Werner, die hoffentlich-schöne, aber anscheinend liederliche Corona Maria geb. Hailfinger (sie hatte 42 Wochen nach dem Tod ihres Mannes ein Kind, den Sohn Jakob Friedrich, geboren, der trotz Bedenken des Pfarrers nach behördlicher Untersuchung als Wernersohn legitimiert wurde), heiratete in zweiter Ehe 1719 den Apotheker Ludwig Jakob Palm, 1694 hier als Sohn des damaligen Diakons in Ebingen und späteren Pfarrers in Meßstetten, geboren. Die Palm waren eine alte Apothekersfamilie; Schornedorf, wo es heute eine moderne Palmsche Apotheke hinter einem alten Fachwerk gibt, galt seit dem 16. Jahrhundert als Stammsitz der Familie.

Palm hat vermutlich die Gelegenheit, sich in ein gemachtes Bett, will sagen, in eine fertige Apotheke hineinsetzen zu können, gerne genutzt. Denn sein eigenes Vermögen war bis dahin höchst bescheiden, es betrug ganze 282 fl., darunter an Bargeld 99 fl. (wozu der Schreiber bemerkt: Notabene, ein Apotheker, bei welchem also der numerus rotundus (= die runde Zahl 100 nicht hat stattfinden können). Palm mochte darauf vertrauen, daß er sozusagen ein Einheimischer war, hatte er doch seine frühe Jugend hier verbracht und war wohl auch von Meßstetten aus hier in die Lateinschule gegangen. Vor ihm stand die Aufgabe, die heruntergewirtschaftete Apotheke wieder in Schuß zu bringen. Das war anscheinend nicht leicht.

Ludwig Jakob Palm (das erst vorgesezte „Herr“ ist vom Schreiber wieder durchgestrichen, er gehörte offenbar noch nicht zu den Honoratioren) wurde am 11. Dezember 1719 zum Bürger angenommen; den dafür fälligen Betrag von 30 fl. stotterte er über drei Rechnungsjahre ab. 1729 wohnte (und wirkte) Palm noch in der oberen Vorstadt zwischen dem Zeugmacher jung Andreas Schmid und dem Schlosser Damian Maurer. Nach dem Steuerabrechnungsbuch von 1729/30 lag sein Vermögen nur wenig über dem Durchschnitt, war noch weit entfernt von den Spitzenvermögen. Auf der Apotheke wurde Palm erst am 20. April 1730 seinem Ansuchen gemäß von der Regierung wegen seiner guten capacité und seiner vorgezeigten guten Zeugnisse beedigt und bestätigt. Ein Universitätsstudium war für die Führung einer Apotheke noch nicht erforderlich.

Gegen den Klüngel der alteingesessenen Ebingen Familien konnte sich Palm lange Zeit nicht voll durchsetzen. Als im Oktober 1747 zwei neue Richter gewählt werden sollten, wurde er als möglicher Kandidat genannt, erhielt aber bei der Wahl durch Amtmann, Richter und Vierer nur zwei Stimmen. Das wurmte ihn.

Fortsetzung folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 29

28. Februar 1982

Nr. 2

Das Grabmal des Rosenfelder Bürgermeisters Tobias Stehle in Schiltach

Von Julius Hauth, Schiltach

Beim Einbau einer Bodenheizung in die evangelische Kirche von Schiltach im Frühjahr 1977 mußte von außen her die Grundmauer für den Eingang zum Heizraum durchbrochen werden. Beim Aushub der Erde an dieser Stelle stieß man auf eine Dohle, die das Bergwasser ableitete. Der Boden und die Einfassung der Dohle bestanden aus Sandsteinplatten. Zu unserer Überraschung mußten wir feststellen, daß diese Steinplatten jahrhundertalte, mehr oder weniger beschädigte Grabsteine waren.

Im Jahre 1833 war die alte Kirche vollständig abgebrannt. Da sie schon lange zu klein war, brauchte man für den Neubau einer größeren Kirche mehr Platz. Der um die Kirche angelegte Friedhof mußte verlegt und deshalb geräumt werden. Die Grabsteine wurden verwendet, so z. B. für die Einfassung der Dohle. Zwei von den 7 Grabsteinen waren noch gut erhalten. Leider hat man aber zum besseren Abfluß des Bergwassers in diese zwei Grabsteine eine Rinne eingemeißelt und so die Inschrift teilweise zerstört.

Der eine dieser beiden Grabsteine – er ist 170 cm hoch und 86 cm breit – zeigt einen Text von 15 Zeilen, über dem eine Verzierung angebracht ist. In den beiden unteren Ecken wurde ein Metzgerbeil eingemeißelt. Das linke Beil wurde zerstört. Der Stein wurde wie die andere in der Kirche aufgestellt. Der Text lautet: Anno Domini MDCXIII (1613) den XI... starb in Gott der ehrenhaft und fromme Herr Tobias Stehle gewesener viljährig Burgermeister zu Rosenfeld der allhie begraben ligt. Gott wolle im ein frölich Auferstehung verleihen. Amen. Christus ist mein Leben, sterben ist mein Gewin. Phil. I. XXI. (s. Bild).

Der Leser wird sich wohl die gleiche Frage stellen, wie wir sie auch gestellt haben: Wie kommt der Rosenfelder Bürgermeister Tobias Stehle, oder auch Stehelin, auf den Schiltacher Friedhof? Zu gleicher Zeit lebte hier ein Matheus Stehelin, der von Röttenbach bei Alpirsbach stammte. Nachforschungen hier und in Röttenbach zeigten keine Verwandtschaft. Die Nachforschungen im Pfarramt zu Rosenfeld ergaben, daß es dort um 1600 einen Bürgermeister Tobias Stehelin mit Familie gab. Tobias Stehelin wurde etwa 1561/65 in Rosenfeld geboren. Er heiratete etwa 1590/91 in Rosenfeld Susanne, deren Familiennamen unbekannt ist. Er erscheint 1596 als Gastgeber, 1597 in der Musterungsliste als Metzger und Posthalter. Der Beruf als Metzger erklärt die beiden Metzgerbeile auf dem Grabstein. Wir finden Tobias St. weiter 1607 als Fähnrich bei der Landesmiliz und im Lagerbuch 1602 als Bürgermeister.¹⁾ Kurz vor 1613 wurde die Frau in der Patenangabe bei einer Taufe noch als „Frau“ bezeichnet, bald nach 1613 als Witwe. Damit ist wohl sichergestellt, daß der in Schiltach Gestorbene identisch mit dem Bürgermeister in Rosenfeld ist. Mit diesem Ergebnis war aber noch nicht geklärt, warum Tobias St. in Schiltach beerdigt wurde. Der Fall mußte als ungeklärt abgelegt werden.

Doch wie so manches Mal, spielte mir auch hier der Zufall die Lösung des Rätsels zu. Bei der Aufstellung einer Ahnentafel stieß ich bei der Suche in meinen von 1558 an aufgestellten Familienblättern auf den Namen Maria Stehelin, Tochter des Bürgermeisters Tobias von Rosenfeld. Damit war das Rätsel gelöst und die völlige Gleichheit der Person sichergestellt.

Maria Stehelin war das älteste von sieben Kindern. Sie wurde am 6. 8. 1592 in Rosenfeld geboren und heiratete in Schiltach den Wirt Friedrich Arnold (geb. 6. 12. 1589 Schiltach, begr. 10. 4. 1663). Maria starb am 6. 8. 1637. Friedrich Arnold heiratete am 6. 2. 1638 in Schiltach wieder eine Frau von Rosenfeld, Maria Frech (?). Maria I. gebar 13 Kinder. Von der 2. Frau konnten nur 3 Kinder gefunden werden, weil zwischen 1643 und 1649 im Taufbuch eine Lücke ist. Das 1. Kind in 1. Ehe, Barbara, kam am 23. 3. 1613 zur Welt. Wir können es als sicher annehmen, daß Tobias Stehle bei dieser Gelegenheit sofort nach Schiltach geritten oder gefahren ist, um der Taufe seines ersten Enkelkinds beizuwohnen. Er ist dann irgendwie erkrankt oder durch einen Schlaganfall gestorben. Leider wurde zu dieser Zeit in Schiltach noch kein Totenbuch geführt, und der Pfarrer in Rosenfeld hat den Tod auch nicht eingetragen. Damit ist nun der Fall eigentlich restlos geklärt. Doch kann durch weitere Verbindungen noch gezeigt werden, wie es dazu kam, daß Maria St. nach Schiltach heiratete.

Der erwähnte Pfarrer Otto Majer²⁾ hatte mir noch die Eltern des Tobias St. mitgeteilt: Friedrich Stehele (auch Stählin), geb. ca. 1543 Rosenfeld (?) † 1603/16 Rosenfeld ♂ verh. vor 1564 Agatha Hailer, die Mutter von Tobias St.

In Schiltach lebte zu dieser Zeit eine Familie Hailer: Hailer Hans, Zimmermann, begr. 9. 11. 1643 Schiltach, Sohn des Pankratius in Rosenfeld. ♂ 1. 2. 1591 Schiltach, Engelmann Anna, Tochter von Theys Engelmann in Schiltach.

Im Jahre 1590 brannte Schiltach innerhalb seiner Ringmauern völlig ab. Zum Wiederaufbau wurden viele Bauhandwerker von auswärts benötigt. So kam wohl auch Hans Hailer nach Schiltach und ließ sich da häuslich nieder. Es darf nun angenommen werden, daß dieser Hans Hailer ein naher Verwandter von Tobias St. (Vetter?) war. Durch diese Verbindung mag dann die Ehe zwischen Maria Stehle und Friedrich Arnold zustande gekommen sein.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Schiltach bis 1810 zu Württemberg gehörte. Da Schiltach nach Westen und Süden an katholische Herrschaften grenzte, ist es verständlich, daß es neben geschäftlichen Verbindungen auch familiäre im Osten, nicht zuletzt im Kreis Balingen, bis heute fand.

Nach den von Herzog Eberhard Ludwig 1718 erlassenen Vorschriften befand sich die 14. Partikularlade der Rotgerber in Balingen. Dieser waren die Zünfte Rosenfeld, Sulz, Tuttlin-



gen, Hornberg und Schiltach angeschlossen. Die Lehrlingen und Gesellen dieser Zünfte hatten in Balingen ihre Prüfungen abzulegen. Auf Grund dieser Bestimmungen dürften auch bei den Gerbern geschäftliche Verbindungen zwischen den betreffenden Städten bestanden haben.

¹⁾ Nach Mitteilung von Pfarrer a. D. Otto Majer in Leonberg, dem ich hiermit herzlich danke. ²⁾ siehe Bem. 1.

Bannmühlen unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

Um das Jahr 1200 besaßen in unserem Raum beinahe alle Siedlungen (ausgenommen die wasserarmen Orte der Albhochfläche) eine Mühle. Schon 1094 werden Mühlen zu Anhausen (abgegangen im Kühlen Grund bei Ostdorf) und zu Ehestetten genannt. Zudem dürften früh Mühlen in den wichtigsten Siedlungsstellen wie Balingen, Ebingen, Laufen (für Burgfelden), Nusplingen und Hechingen vorhanden gewesen sein.

Nach 793, nachdem das Kloster St. Gallen in Frommern (793) und in Weilheim (838) Schenkungen erhielt und in Frommern eine Galluskirche und einen Fronhof erbaute, wird in Frommern eine Mühle errichtet worden sein, wenn diese auch erst um 1200 erwähnt wird. In Truchtelfingen, wo dasselbe Kloster im 12. und 13. Jahrhundert den größten Teil des Ortes besaß, dürfte ebenfalls schon früh eine Klostermühle erstellt worden sein. Ein Hof und die Mühle zu Holzheim (oberhalb Schömberg im Schlichemtal) gingen 1269 von Ritter Walger von Bispingen an das Kloster Kirchberg über.

Die Mühle in Laufen geht wohl auf die Anfänge des hiesigen Besitzers des Klosters St. Gallen zurück, das auch hier 793 Fuß faßte. Um 1200 wird ein Müller (molitor) erwähnt. Die Mühle war Bannmühle für die Orte Laufen und Burgfelden. Auf mühsame Weise wurde von dem Herrenhof Burgfelden auf steiler Steige das Getreide zur Mühle in Laufen gebracht. 1690 verklagte der Müller die Burgfelder Bauern, weil sie in einer andern Mühle mahlen ließen. 1790 kamen bei einem Brand der Mühle von den 18 Kindern der beiden Müller 8 in den Flammen um. Die wiederaufgebaute Mühle wurde dann 1840 zu einer der ersten Kunstmühlen des Landes.

1314 wird die Schlechtenfurter Mühle, die spätere obere Ostdorfer Mühle (heute Kläranlage) genannt, als sie Schenk Walter von Zell (am Zellerhorn) an das Kloster Kirchberg verkaufte. In ihr haben wohl die Bewohner des Weilers Schlechtenfurt gemahlen, der aber schon um 1300 abgegangen war. Zur Bannmühle Ostdorfs wurde die Böllatmühle, die frühere Entenmühle beim abgegangenen Weiler Anhausen, die 1263 von Walger von Bispingen dem Kloster Kirchberg geschenkt wurde. 1743 wurde sie abgebrochen und weiter oberhalb wieder aufgebaut. 1947 ist sie abgebrannt, erstand wieder als moderne Getreidemühle, doch heute ist sie stillgelegt.

Die am frühesten erwähnte Balingener Mühle ist die 1309 von Walter Schenk von Andeck (am Farrenberg) dem Kloster Pfullingen für Schulden verschriebene Mühle zu Dietensteig an der heutigen Markungsgrenze Balingen-Frommern (Überlandwerk Eppler), die bald zu Balingen, bald zu Frommern gerechnet wurde. Später fiel diese Mühle wieder an die Grafen von Zollern zurück. Weitere Mühlen, die vor dem 15. Jahrhundert genannt werden, sind 1340 die Mühle zu Margrethausen, 1242 die Stollenmühle in der Horgenau (spätere Fischermühle). Im Rosenfelder Tal an der Stunzach, 1387 die Mühle zu Ägelkofen im Bäratal bei Oberdigisheim. In Nusplingen werden 1394 zwei Müller erwähnt, von denen einer wohl in die Kallenberger Mühle (Herrschaftsmühle) am Stadtgraben vor dem Oberen Tor gehörte. Sie war Bannmühle für Nusplingen und Obernheim und wird 1388 erstmals erwähnt. Zeitweise waren auch die Kallenberger Orte Dormettingen und Erlaheim in diese gebannt, obwohl sie rund 30 km von der Bannmühle entfernt lagen. Die Herrschaft konnte aber diese Forderung nicht voll durchsetzen. Sie mußte den Orten freie Mühlenwahl gegen Ablösung der Mühlenfronen gestatten.

In Ebingen wird erstmals 1383 eine Mühle erwähnt, in die die Ebinger und Bitzer gebannt waren. Hechingen hatte zwei Mühlen, die Wüstenmühle und die Oberstadtmühle. In die Wüstenmühle waren gebannt: Steinhofen, Bispingen, Thanheim, Stein, Bechtholdswiler, Weilheim, Sickingen und Zimmern. In die Oberstadtmühle waren gebannt: Hechingen, Schlatt, Beuren, Boll und Stetten bei Hechingen. Eigenartig ist, das Bispingen, Steinhofen und Thanheim in die Wüstenmühle gebannt waren, obwohl diese wirtschaftlich nach Ba-

lingen und gar nicht nach Hechingen ausgerichtet waren. Sie gebrauchten Balingener Maß und zahlten ihren Zollhafer nach Balingen, wofür sie dann auf dem Balingener Markt zollfrei waren. Bei dem Bannbezirk der Oberstadtmühle fällt auf, daß seine östliche Grenze sich genau mit der Dekanatsgrenze deckte, die hier die Grafschaft Zollern schnitt. Owingen und Stetten waren in die Mühle Stetten bei Haigerloch gebannt. Als jedoch 1584 Graf Eitelriedrich von Hohenzollern-Hechingen, da er mit seinem Bruder Christoph von Hohenzollern-Haigerloch wegen des Erbes in Streit geraten war, den Owingern den Besuch der vor der Haustür gelegenen Mühle in Stetten verbieten ließ und ihnen befahl, statt dessen die weit entfernte Wüstenmühle in Hechingen aufzusuchen und jeglichen Verkehr mit dem Nachbardorf Stetten verbot, wehrten sich 62 Owinger Bürger mit einer Demonstration, einer gemeinsamen Mühlenfahrt nach Stetten. Die Reaktion Eitelriedrichs darauf war eindeutig. Jeder der Beteiligten wurde mit 10 Pfund Heller bestraft. Wahrscheinlich hat diese Strafe den Wert des bei der Mühlenfahrt geladenen Getreides weit überstiegen. Daneben suchte der Graf seine Fronforderungen durchzusetzen. Es kam in Owingen 1584 zur Rebellion. Verhandlungen zur Beilegung zogen sich Jahre hin, bis 1596 die Herrschaft in einem Vertrag auf die Fronleistungen zu Owingen verzichtete.

Die Mühle in Killer war Bannmühle für die Orte des Killertals: Jungingen, Killer, Starzeln und Hausen. Dieser Bezirk deckte sich genau mit dem Sprangel der alten Pfarrkirche in Killer. Dieser Bannbezirk zeigt ein Gebiet, das erst später zur Grafschaft Zollern kam. Alle bisher angeführten Mühlen waren Bannmühlen, bei denen sich aus dem Angeführten ergibt, daß die Einwohner der zugehörigen Orte in der Bannmühle mahlen lassen mußten. Es gab schon vor 1400 Mühlen mit großem Bann und solche, die nur eine eingebannte Ortschaft hatten. So gehörte zur Bannmühle Frommern die Frommerner, Waldstetter, Weilheimer und Endinger Bewohner. Sie wird auch Dorf- oder Schößlemühle genannt. Sie war schon um 1200 St. Galler Mühle, ging dann an Württemberg über. In die daneben noch bestehende Untere Mühle, auch Stotzinger Mühle genannt, war zeitweise auch der Stotzinger Ortsteil von Dürrwangen gebannt.

Die Stotzinger Mühle zu Balingen, unterhalb der Kirchbrücke vor dem unteren Tor (einzige noch bestehende von den 6 Balingener Mühlen) wird je nach dem jeweiligen Besitzer genannt: Wolfenmühle (Wolf von Bubenhofen), Stotzinger Mühle (Herren von Stotzingen), Kratzmühle (Pankratius Stotz), Wernermühle (Philipp Jakob Werner). Der gebräuchlichste Namen ist heute noch Stotzinger Mühle, weil dieses Geschlecht wohl am längsten im Besitz der Mühle gewesen ist. Sie wird 1426 erstmals urkundlich erwähnt und war damals im Besitz Wolfs von Bubenhofen. Er forderte ein eigenes Wehr für seine Mühle. Nachdem die Bubenhofen sie mindestens 100 Jahre besaßen, ging die Mühle mit Schloß und Dorf Geislingen, Roßwangen, Dotternhausen und halb Dürrwangen 1528 um 4000 fl. an Hans von Stotzingen über. Ihr weiteres Schicksal siehe Kreisbeschreibung Bd. II S. 44.

In die Stotzinger Mühle waren die bubenhofischen, später stotzingischen Untertanen der obigen Orte gebannt. Mit diesen Bannrechten ging die Mühle 1531 in bürgerliche Hände über, wurde aber 1588 von Hans Jakob von Stotzingen um 1810 fl. zurückgekauft. In der Zwischenzeit waren Mühlen in Dotternhausen und Geislingen entstanden, so daß der Mühlbann in die Stotzinger Mühle nicht immer eingehalten wurde. So gab es in Dotternhau-

sen einen langjährigen Streit wegen den Bannrechten. 1676 wurde dann Geislingen aus dem Bann gelöst. Auch das Bannrecht von Roßwangen und Dotternhausen stand in der Folge nur noch auf dem Papier. 1666 verkauft der stotzingische Erbe, Georg Schütz von Pürschütz, die Mühle an Philipp Jakob Werner um 800 fl. Von da an blieb sie in bürgerlicher Hand. (s. Die Stotzinger Mühle zu Balingen im Verlauf von 5 Jahrhunderten“, 1930/31 von H. Werner).

Die Herrenmühle zu Balingen, Bannmühle der Grafen von Württemberg, wird 1431 genannt, als sie Graf Ludwig von Württemberg an zwei Balingener Einwohner verließ. Sie war Bannmühle für ein Viertel der Stadt Balingen, für Heselwangen und Erzingen. Der Mühlbann für diese Orte wurde erst 1849 aufgehoben. 1959 hat die Herrenmühle als Mahlmühle aufgehört und wurde zu einer mechanischen Werkstätte umgestaltet. Vor kurzer Zeit fiel die Mühle, einst zwischen den beiden Stadtmauern, der Spitzhacke zum Opfer. An sie erinnert nur noch der Straßename „Herrenmühlstraße“.

Geislingen war in die Stotzinger Mühle gebannt, dies wird schon 1570 bezeugt. Am alten Weiher unterhalb des Schlosses erbaute aber die Herrschaft eine Mühle, so daß das Mühlbannrecht in die Balingener Stotzingische Mühle 1676 abgelöst wurde, das zudem im ganzen Jahr höchstens zwei Monate in Betracht kam und auch in dieser Zeit meistens nicht einmal eingehalten wurde. Jakob Werner von der Stotzinger Mühle bat daher um Erlaubnis gegen Erlassung von 200 fl., Zielrückstände (Rest von der Kaufsumme für die Mühle) auf das Geislinger Bannrecht verzichten zu dürfen.

Die Unterdigisheimer Mühle hatte Bannrechte für Hartheim und Heinstetten. Sie wird 1394 erstmals erwähnt und wurde 1676 von den Herren von Laubenberg gekauft. Die Eingebannten wurden verpflichtet, die Mühle, wenn nötig, und ihre Wehre in Fron wiederherstellen (Repertorium Kallenberg NR. 814). Die Mühlbannrechte wurden 1852 mit 68 fl. abgefunden.

Ratshausen hatte nur eine Mühle, die 1513 erstmals erwähnt wird. Sie war eine Beimühle zur herrschaftlichen österreichischen Bannmühle in Delkhofen. Ratshausen, Weilen u. d. R., Schörzingen, Deilingen, Delkhofen und ehemals auch das 1449 abgegangene Städtlein Hohenberg waren in die Delkhofer Mühle gebannt und mußten gewisse Mühlbannfronen leisten. Der Müller gab der Herrschaft 3 Malter Mühlkorn (später 5 Mt.), 2 Hühner und 60 Eier. Eine Mühle zu Margrethausen ist seit etwa 1340 nachweisbar. Auch die Herrschaftsmühle zu Lautlingen war schon im Mittelalter vorhanden. Pfeffingen war in die alte Dorf- mühle gebannt, die unterhalb des Ortes lag und württembergisches Erblehen war. Der Ort war auch zur Unterhaltung des Wehrs verpflichtet.

Von den Tailfingener Mühlen gehörte die Untere Mühle der Herrschaft Württemberg, die nachweisbar vom Müller von 1496 an jährlich 4 lb. hlr. bezog. Sie war Bannmühle für Tailfingen und stand dort, wo sich heute das Gasthaus „Zum Löwen“ befindet. Im Kellerei-Lagerbuch von 1693 heißt es „Michael Konzelmann und Jakob Bitzer haben innen die Mühlen zu Tailfingen, ist gnädigster Herrschaft Württemberg Aigentum und Ihr der Inhaber Erbguth, daraus zinsen sie genannter Herrschaft jährl. auf Martini gen Balingen in die Kellerey zu antworten, Landeswährung vier Pfundt Heller (Zween Gulden fünfzig ein Kreuzer 4 Heller) und seyn die Inhaber dieser Mühlen schuldig, dieselbe an Häusern, Scheuren und allem Mühlwerk an Haupt- und schließenden Gebäuden, innen- und außerhalb des Wassers, im Bau und Wesen zu erhalten, ohne des Lehenherren Costen . . .“ - „Mülleuth in diese Mühlen gebannen. Alle Unterthanen und Einsaßen des Fleckens Tailfingen seyn mit ihren Mahlfrüchten in die obengeschriebene Mühle gebannen und sollen vor allen andern ungebannen in der Mülen gefördert, auch die Mülen in guter Ordnung und Maas gehalten werden. Und welcher abfährt und an andern Orten mahlen läßt, gefällt meinem Gnädig-

sten Fürsten und Herren zur Straaf. Ein Pfund Heller oder dafür Ein Gulden, und dem Müller seinen Lohn.“ In die Mühle zur Burladingen wie auch zu Rangendingen scheint nur jeweils der Ort gebannt zu sein, während Owingen in die Mühle zu Stetten bei Haigerloch gebannt war (s. oben).

In alter Zeit ließen die Winterlinger in Straßberg mahlen. Nach dem Ausbau der Ehestetter Mühle um 1717 sollten die Winterlinger nach dem Willen der Regierung nicht mehr ins „Ausland“ gehen, sonder nach Ehestetten gebannt sein. Aber sie bauten eine eigene Mühle im Winterlinger Ried, die durch ein ober-schlächtiges Mühlrad getrieben wurde. Doch diese Mühle genügte den Winterlinger (wegen öfterem Wassermangel) nicht, so daß die Einwohner zum großen Ärger der Regierung nach wie vor nach Straßberg in die Mühle gingen.

Zillhausen und Streichen waren in die Mühle am Büttelbach oberhalb des Zillhauser Wasserfalls gebannt. Sie war 1496 württembergisches Erblehen. Das Mühlbannrecht wurde 1851 abgelöst. Das Mühleanwesen brannte 1931 ab, und das ober-schlächtige Wasserrad verschwand. Die Mühle wurde modern eingerichtet, kam aber auch unter das allgemeine Mühlesterben der letzten Jahrzehnte.

Die Mühle zu Gruol gehört dem Kloster Alpirsbach und die zu Heiligenzimmern dem Kloster Kirchberg, in diese waren die jeweiligen Untertanen gebannt. Als nach der Reformation die Territorial- und Konfessionsgrenzen erstarrten, sah man ungern, daß die Unter-

tanen im „Ausland“ mahlen ließen, wie z. B. Dotternhausen (s. oben) oder Winterlingen. Oft entstanden Streitigkeiten, weil die Auswärtigen sich gegenüber den Einheimischen benachteiligt fühlten. So beklagten sich die Bitzer über die Ebinger oder die Burgfelder über die Laufener. Dann wurde der Mühlbann umgangen. Man suchte Mühlen auf, wo man an keinen Bann gebunden war (z. B. in Balingen die Kesselmühle oder die Gießenmühle, später Stadtmühle usw.).

Alle Mühlen mußten Konzessionen, Wasser- und Grabenrechte erwerben und unterstanden der herrschaftlichen Mühlschau, in der Stadt dem Mühlenbeseher. Die Bannmühlen waren Erblehen. Mülleresel wurden bis um 1700 für den Transport eingesetzt. Nur für den Getreide- und Mehtransport zwischen Burgfelden und Laufen waren Mülleresel auch noch in später Zeit üblich, während in den anderen Orten Pferde- oder Ochsespanne eingesetzt wurden. Meist waren die Getreidemühlen des 18. Jahrhunderts, die fast alle mit zwei Mahlgängen und einem Gerbgang ausgestattet waren, noch mit einer Säg- oder Schleif- und Stampfmühle verbunden (Balinger Kesselmühle). Eine Hanf- und Wergreibe besaß die Balinger Gießenmühle. Im 20. Jahrhundert wurden einige Mühlen in Elektrizitätswerke umgewandelt (Dietensteig, Gießenmühle usw.). Es heißt aber heute bei uns kaum noch irgendwo „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach“.

wohl sein?). Unter seinen Büchern sind zwei Chemiebücher und ein Kräuterlexikon hervorzuheben. Von seiner Kleidung waren die besten Stücke ein Anzug, bestehend aus einem grünen tuchenen Kleid, einem Rock, Kamisol und Hosen, auf 30 fl. taxiert, und ein anderer mit aschfarbenem tuchennem Kleid, Rock, Kamisol und zwei Paar Hosen, Wert 24 fl. Sein Gesamtvermögen wurde auf 689 fl. berechnet. Das Beibringen der Frau mußte später ermittelt werden, weil ihr Vater erst kurz zuvor gestorben und deshalb eine Vermögensverwaltung eingesetzt war. Sie konnte erst abrechnen, als die ausgeliehenen Gelder nach und nach eingezogen worden waren. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen, es ergaben sich für die Tochter 2 339 fl., so daß die Ehegatten mit einem Fundus von 3 028 fl. anfangen konnten.

Der junge Palm hatte während seiner Lehrzeit einmal großes Unglück: Im Jahr 1744 kam ein Einwohner von Laufen in die Palmsche Apotheke und verlangte für zwei Kreuzer Schlehenblutwasser und für zwei Kreuzer Zuckerkandel. Er bekam vom Apothekergesellen seinen Zuckerkandel, außerdem aber infolge einer Verwechslung Gift, nach dessen Genuß der Mann aus Laufen am anderen Tag starb. Der junge Palm entschuldigte sich damit, er habe in der Eile, weil Jahrmarkt war und viele Leute herumstanden, die Aufschriften verwechselt. Er war noch nicht 21 Jahre alt, hatte in auswärtigen Apotheken hin und wieder über fünf Jahre gedient und sich jederzeit wohl verhalten, konnte auch nach Angaben des Vaters, des Apothekers Palm, gute Zeugnisse aufweisen. Der Vater war mit sieben Kindern gesegnet, davon die meisten noch „unerzogen“ (= minderjährig). Er hatte das Unglück, daß ihm vor fünf Jahren ein Sohn auf der Wanderschaft in der Donau bei Ulm ertrunken war. Der Vater kann nicht verstehen, wie es zu dem Unglück gekommen ist. Er besitzt ein geringes Vermögen. Der Junge wurde mit Rücksicht auf seinen Vater nur mit einer Geldstrafe von 50 Reichstalern belegt (79).

Der Vermögensverwalter der Susanna Rehfuß, nunmehrigen Frau Palm, der Hutmacher Mathias Kauffmann, hatte nach Auffassung Palms seine Sache nicht sonderlich gut gemacht. Jedenfalls gerieten sie im Juni 1750 im Wirtshaus zum Reh, dem vornehmsten der Stadt, hart aneinander. Kauffmann, der dem Gericht angehörte, hieß den jungen Apotheker einen Lauskerl und „dauzte“ (=duzte) ihn; worauf Palm den anderen auch dauzte. Diese Ungehörigkeit - man war also nicht allgemein auf du und du im alten Ebingen - hatten beide mit einem kleinen Frevel zu büßen (80).

Das Eheglück des jungen Apothekerpaars währte nur sieben Jahre: er starb schon am 3. Mai 1756. Die Frau hatte für vier kleine Kinder zu sorgen, Sophia Regine (6 Jahre alt), Johann Ludwig (4), Jakob Friedrich (2 1/2) und Christian Gottlieb (1). Immerhin ergab die Hinterlassenschaft aus der Ehe einen Wert von 3 304 fl., woraus sich ein ehelicher Zugewinn von 214 fl. errechnete. Der größte Teil der Hinterlassenschaft stammte von der Frau und Mutter und fiel ihr nun wieder zu. Das wertvollste Stück war eine Behausung in der Marktstraße zwischen Johann Jakob Schmidts, Zeugmachers Witwe, und Balthas Stierlen, Grafen Sohn, im Wert von 1625 fl. Diese Behausung ist zu identifizieren auf der Nordseite der heutigen Marktstraße mit dem zweiten Haus unterhalb der jetzigen Johann-Philipp-Palmstraße. Seit etwa 1750 oder 1755 befindet sich also eine Apotheke im oberen Teil der Marktstraße auf der Nordseite.

Christoph Rampold

Die Witwe Susanna Palm geb. Rehfuß verheiratete sich nach dem frühen Tod ihres Mannes im Jahr 1757 ein zweites Mal, jetzt mit dem Apotheker Christoph Rampold aus Schorndorf, Sohn eines Pflästerers (82). Als Schorndorfer hat Rampold vermutlich in der Palmschen Apotheke gelernt, vielleicht haben sich von da her auch Beziehungen zu Ebingen

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner Fortsetzung

In einer Winterlinger Wirtschaft beim 3. oder 4. Glas Wein behauptete er in Gegenwart eines der neu gewählten jungen Richter, „er hätte schon auch in das Gericht kommen können, allein er beschäme sich, daß er unter solch jungen Lappen sitzen möchte“. Daß er dann auch noch über die vom Magistrat beschlossene Vieh- und Schafordnung maulte, gab Gelegenheit, ihm eine Strafe von zehn Pfund aufzubrummen. Palm hatte erst noch versucht, seine Beschimpfungen abzustreiten; als man drohte, den Fall an das Oberamt Balingen abzugeben (das für Winterlingen zuständig war) und ihn dort mit Zeugen zu konfrontieren, lenkte er ein (77).

Im Jahr 1749 heiratete Palms ältester Sohn, Johann Ludwig Palm, der ebenfalls die Apothekerkunst gelernt hatte. Da überließ ihm der Vater die Hälfte seiner Apotheke mitsamt der halben Einrichtung um 400 fl. Die andere Hälfte behielt er bei, auch als nach dem frühen Tod seines Sohnes ein Fremder, Christoph Rampold, einheiratete. Daß es da manchmal

Streitigkeiten gegeben hat - wen wundert's? Rampold hat daraus später Folgerungen gezogen, von denen noch die Rede sein wird. Im Jahr 1770 ist Ludwig Jakob Palm gestorben. Seine Frau, die geborene Hailfinger, war ihm 1767 im Tod vorausgegangen.

Johann Ludwig Palm (I)

Johann Ludwig Palm war im Dezember 1721 hier geboren. Man darf annehmen, daß er die Lateinschule besucht und dann in der väterlichen Apotheke, wahrscheinlich auch anderswo, gelernt hat. Im Juli 1749 heiratete er hier Susanna Rehfuß, Tochter des ehemaligen Bürgermeisters Johannes Rehfuß. Die Rehfuß gehörten im 17. und 18. Jahrhundert zu den führenden Familien der Stadt. Das Bebringungsinventar der beiden Eheleute sah wesentlich anders aus als das des Vaters Palm und der Corona Maria Hailfinger. Der Sohn erhielt vom Vater 150 fl. Aussteuer, hatte 250 fl. erspart und besaß u. a. eine Sackuhr mit einem Gehäuse von Tombacc (was mag das

Son Gottes Gnaden CARL,
Herzog zu Württemberg und Teck, &c. &c.

*Ulrichen Christoph zu Ebingen, Leibarzt zu sein! Ein solches
Leibarzt hat Johann Ludwig Palm im Jahr 1756
in Ebingen eine zweite Apotheke errichten
zu lassen, unter dem Namen „classischer Unterricht
und in einem Leibarzt bey Ebingen &c.
Nicht daß man sich zu Ebingen befindet.*

und der hiesigen Palmischen Apotheke er-geben.

Als Anfänger besaß Rampold nur ein bescheidenes Vermögen, es betrug 305 fl. Aber kraft seines Berufes zählte er hier von Anfang an zu den „Herren“. Seine Bücherkiste zeigt vielseitiges Interesse: ein Buch über Logik und Rhetorik, ein Lebenslauf Dr. Martin Luthers, ein Kolleg Chemie, mehrere medizinische Bücher, ein Kräuterbuch, ein Hebammenbuch, ein Traktat über Antimon, ein anderer über Borax, ein Geographiebuch und ein Stammbuch des Hauses Württemberg. Unter seinem Professionszeug sind aufgeführt zwei Klistierkanäle, 1 Zahnbürste und zwei Halsbürsten (83). Aus der Ehe Rampolds mit der Palmwitwe sind noch vier Kinder hervorgegangen, ein Christoph (1758), Johann Jakob (1762), Johann Kaspar (1764) und eine Susanna (1773), die taubstumm war und doch ein Alter von über 80 Jahren erreicht hat. Sie stand natürlich unter Vermögensverwaltung. Im Jahr 1759 berichteten Oberamtmann, Bürgermeister und Gericht an die Regierung in Stuttgart, Christoph Rampold habe sich mit der Witwe des Apothekers Palm verehelicht. Sie hätten ihn auf Grund seiner Zeugnisse, wo er gelernt und „serviert“, und wegen seiner guten Wissenschaft und seiner sonstigen Aufführung zum Bürger angenommen und ihm Huldigung und Bürgereid abgenommen. Durch den Professor der Medizin Dr. Georg Friedrich Sigwart in Tübingen sei die Apotheke visitiert und dabei dem Rampold aufgegeben worden, sich in Tübingen examinieren zu lassen, dann werde er vom herzoglichen Kirchenrat vereidigt. Die Kirchenräte bestätigten einige Tage später, daß Rampold in ihrem Kollegium beeidigt worden sei. Noch 1759 war es also möglich, ohne Examen und zunächst ohne obrigkeitliche Genehmigung, allein mit Zustimmung der Ortsbehörde eine Apotheke zu führen, noch unterschied sich die Tätigkeit eines Apothekers nicht viel von der eines Kaufmanns (84). Christoph Rampold wurde im Laufe der Jahre von der Bürgerschaft voll akzeptiert und auch ins Gericht gewählt. Leider fehlen sowohl im Stadtarchiv wie auch im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv alle Unterlagen, um von ihm ein paar individuelle Züge herausarbeiten zu können mit einer Ausnahme, von der gleich berichtet werden soll. Im Jahr 1796 ist Christoph Rampold der Vater gestorben. Mit der Witwe trauerten vier Stiefkinder und vier Kinder um den Verstorbenen.

Johann Ludwig Palm (II)

Der älteste Sohn des früh verstorbenen Ludwig Palm gleichen Namens hatte ebenfalls die Apothekeraufbahn eingeschlagen. Er lernte bei seinem Großvater Ludwig Jakob Palm und seinem Stiefvater Christoph Rampold und arbeitete hierauf bei Herrn Grüzmann zu Nürtingen 1770-71, bei Herrn Gaupp in Kirchheim 1771-74, bei Herrn Treviran in Heidelberg 1 ½ Jahre, bei Herrn Walsebach in Bern 3 ½ Jahre. Dann half er in der Offizin seines Stiefvaters mit. Im Jahr 1786 („nun da ich 35 Jahre alt bin und 16 Jahre in der Fremde war, habe ich mich vor einiger Zeit nach Haus begeben“), wollte Palm von seinem Stiefvater die Hälfte der Apotheke kaufen oder übergeben haben. Rampold sträubte sich, da er selbst zwei Söhne hatte und bei gemeinsamer Arbeit ähnliche Streitigkeiten fürchtete, wie er sie mit seinem Schwiegervater gehabt habe. Er erklärte, falls Palm sich entschließen sollte, eine zweite Apotheke hier aufzurichten, wolle er nicht die geringsten Einwendungen machen und ihm das nachzusuchende herzogliche Privilegium keineswegs erschweren. Palm reichte darauf tatsächlich ein Gesuch um Genehmigung zur Errichtung einer zweiten Apotheke ein. Er wies darauf hin, daß die Zahl der Bürger (= Familienväter) schon über 800 angestiegen sei und noch weiter wachse und daher nicht in Zweifel gezogen werden dürfe, daß die Apothekerwaren hinlänglichen Absatz finden und zwei Familien die benötigte Nahrung gewähren sollten. In fünf bis acht Stunden rings um Ebingen gebe es außer in Balingen keine Apotheke. Aus vielen ausländischen Or-

ten müßten die Einwohner ihre Arzneimittel und Apothekerwaren hier kaufen (85).

Oberamtmann, Bürgermeister und Gericht befürworteten das Gesuch Palms; auch sie waren der Meinung, zwei Apotheken könnten in dem volkreichen Ort bestehen. Der Stuttgarter Kirchenrat gab seine Zustimmung zu dem Vorhaben. Darauf erteilte Herzog Carl (Eugen) am 22. September 1786 die Genehmigung mit der Begründung, „daß in diesem volkreichen Ort auch in Ansehung der Nachbarschaft eine zweite Apotheke wohl zu gebrauchen stehe und vornehmlich der dermalige Apotheker Rampold wider dieses Gesuch nichts einzuwenden habe“ (86).

Im nächsten Jahr ließ sich Palm in Tübingen examinieren und erhielt dort am 30. Juli 1787 folgendes Zeugnis: „Wir, Decanus, Doctores et Professores der Medizinischen Fakultät bei gemeiner Universität Tübingen bekennen und tun kund mit diesem Brief: Demnach vor unserem Kollegium erschien Herr Johann Ludwig Palm von Ebingen und uns glaubwürdig zu vernehmen gab (seine oben schon erwähnte Ausbildung) und nun willens sei, nach dem gnädigsten Privilegio eine zweite Apotheke in Ebingen zu errichten, mit geziemender Bitte, wir als Ob der Steig (nämlich der alten Weinsteige in Stuttgart, mit anderen Worten im südlichen Teil des Landes) verordnete Examinatores wollten ihn ad examen admittieren (= zulassen), auch . . . ihm ein beglaubigtes Zeugnis unter unserem Fakultätssiegel erteilen, daß wir ihm hierin willfahrt und in examine funden haben, daß er durch alle partes artis pharmaceuticae sowohl racione simplicium als compositorum, Galenicorum et Chymicorum (= der einfachen und der zusammengesetzten Mittel, ihrer Zubereitung und der Wirkung) gute und gegründete Wissenschaft und Erfahrung habe, also daß wir keinen Zweifel tragen, er werde einer Apotheke als Herr rühmlich und wohl vorstehen und durch Gottes Gnade dem Nächsten mit seiner Kunst guten Nutzen schaffen können. Daher wir keinen Anstand nehmen, ihm Herrn Palm, die Ausübung seiner Kunst nach Maßgabe der herzoglichen Landes- und Apothekerordnung zu treiben zu gestatten“.

Am folgenden Tag bat Palm die herzogliche Durchlaucht, nachdem ihm von der medizinischen Fakultät zu Tübingen in einem Attestat vom 30. Juli bescheinigt worden, daß er das métier der Apothekerkunst verstanden und dabei ein gutes Zeugnis bekommen habe, ihn noch heute beeidigen zu lassen. Das geschah auch (87). Damit war die Errichtung einer zweiten Apotheke in Ebingen abgeschlossen. Die beiden Apotheken haben dann länger als 150 Jahre die Stadt Ebingen und ihre Umgebung mit Arznei- und Heilmitteln versorgt.

Die obere Apotheke

Christoph Rampold Vater und Sohn

Christoph Rampold aus Schorndorf, der die Witwe des Apothekers Johann Ludwig Palm geheiratet hatte und damit Teilhaber der Apotheke geworden war, führte sie nach dem Tod des alten Palm im Jahr 1770 allein weiter. Zwei Söhne schlugen ebenfalls die Apothekeraufbahn ein. Der jüngere, Johann Jakob Rampold, besaß später eine Apotheke in Ingelfingen im Hohenlohischen.

Vater Rampold ist hier am 14. Juli 1796 gestorben. Christoph Rampold der jüngere, am 12. Januar 1758 geboren, war von 1772-77 Lehrling bei seinem Vater, dann als Geselle 2 Jahre in Balingen bei Echterdingen, 1 ½ Jahre in Landau bei der Witwe Hoffmann, ½ Jahr in Sobornheim bei Wandersleben, ½ Jahr in Frankental bei Köder, 1 Jahr in Miltenberg bei Meinius, 2 Jahre hier bei seinem Vater, dann noch einmal zwei Jahre in der Fremde und ab 1786 (nach dem Ausscheiden Palms) wieder bei seinem Vater. Das Apothekerexamen legte er an der medizinischen Fakultät Tübingen am 2. März 1797 ab (88).

Rampold war zweimal verheiratet, das erste Mal mit Elisabeth Regina Landenberger, einer

Tochter des Schuhmachers Johann Martin Landenberger. Bei der Inventur wurde das Vermögen des Mannes auf 10 710 fl. berechnet, das der Frau auf 373 fl. Nach ihrem Tod heiratete er im November 1818 Christiane Friederike Zeller, Tochter des Substituten Christian Ludwig Zeller in Trossingen. Während der ersten Ehe war das Vermögen des Mannes auf 20 022 fl. angewachsen, seine zweite Frau brachte 1065 fl. ein. Zu seinem Besitz zählte das Apothekenhaus in der oberen Marktstraße. Zu diesem hatte er das Nachbarhaus hinzugekauft, so daß es ein Doppelhaus wurde. Dessen Wert wurde anfangs auf 4 500 fl. geschätzt, später nach dem Verkauf aber auf 13 000 fl. hinaufgesetzt. Eine weitere Behausung Rampolds im Markt, etwa gegenüber der eben genannten, neben dem Spital- oder Ober-torkasten, stand mit 2 000 fl. zu Buch, die Hälfte einer Behausung in der Kappelgasse mit 500 fl. Dazu kamen Äcker und Wiesen. Unter den Preziosen sticht eine goldene Repe-tieruhr mit goldener Kette heraus, die mit 180 fl. angerechnet war, unter den Büchern Wi-lands Werke in vier Bänden. Die Apotheker-waren sollten 4 000 fl. wert sein. Ausstände waren hereinzuholen von Schuldnern in Hart-hausen (2), Laufen (2), Lautlingen (7), Margret-hausen (3), Oberdigisheim (4), Pfeffingen (3), Tailfngen (3), Truchtelfingen (1), Tieringen (1) und Winterlingen (4). So ergab sich aus der ersten ehelichen Gemeinschaft eine Errungenschaft von fast 14 000 fl. (89).

Es könnte vielleicht banaisch erscheinen, wenn man so viel von Geld und Geldeswert redet. Aber zum Bild des jüngeren Rampold gehört das notwendig. Man staunt, wie viel er sich in Immobiliengeschäften betätigt hat. Er kaufte und verkaufte Äcker, Wiesen und Häuser. 1812 verkaufte er eine (nicht näher zu lokalisierende) Behausung in der Markt-gasse. 1815 erwarb er eine Behausung am Markt neben dem Spitalkasten und dem Hutmacher Sebastian Weinheimer und verschrieb sie nach dem Tod seiner ersten Frau seinen Kindern als Sicherheit für ihr Muttergut. 1816 erwarb er die Hälfte einer Behausung in der Kappelgasse und verkaufte dafür eine Behausung und Scheuer in der oberen Vorstadt auf dem Kirchengraben. Das Haus in der Kappel-gasse gab er 1820 wieder her und büßte dabei 200 fl. ein, erwarb aber 1827 wieder die Hälfte einer Behausung in der Kappelgasse. 1829 veräußerte er ein zweistöckiges Wohnhaus auf der Schütte und ein weiteres zweistöckiges Haus mit Scheuer in der Langwatte. Beispiele für die zahlreichen Käufe und Verkäufe von Wiesen und Äckern möchte ich mir schenken, die Kaufbücher und Unterpfandsbücher jener Zeit sind voll davon.

Heutzutage würde man vielleicht bei so vielen Immobiliengeschäften von Mißtrauen in den Wert des Geldes, von Flucht in die Sachwerte reden. Darum hat es sich damals kaum gehandelt. Da liefen ja noch ohne Rücksicht auf steigenden oder sinkenden Wert des Geldes Hypotheken Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang. Man gewinnt vielmehr den Eindruck, daß dieser Mann nicht stillhalten konnte, stets dem Geld nachjagen mußte.

Schon früh traten solche Züge im Bild Christoph Rampolds zutage nach dem Tod der Mutter bei einer Auseinandersetzung mit seinem Stiefbruder Friedrich Palm. Der beschwerte sich darüber, daß ihm ein Betrag von 300 fl., den er im Jahr 1793 von seiner Mutter zu seiner Ausbildung bekommen hatte, auf sein Erbteil angerechnet werden solle. Rampold hat sich darüber heftig aufgeregt. Er hat „sich sehr unanständig betragen und des öfteren Warnens ungeachtet immer solchergestalt fortgemacht“, weshalb er mit einer Ordnungs-strafe von 3 lb. belegt wurde.

Fortsetzung folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heu-berg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heu-berg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 29

31. März 1982

Nr. 3

Schleiereulen und Turmfalken im Wasserturm des Balinger Zollernschlosses

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Helmut Rebstock und Klaus Gollmer

In unseren Städten bieten Kirchtürme und andere größere Gebäude oft Brutgelegenheiten für die in der Bundesrepublik gefährdete Schleiereule (*Tyto alba*) und für den in Europa häufigsten Greifvogel, den Turmfalken (*Falco tinnunculus*). Der neben dem Balinger Zollernschloß freistehende, runde Wasserturm wurde im vergangenen Jahr von je einem Paar Schleiereulen und Turmfalken als Brutplatz gewählt. Einige biologische Grundinformationen über die beiden Vogelarten, sowie Beobachtungsergebnisse von Mitgliedern des Deutschen Bundes für Vogelschutz, Ortsgruppe Balingen, sind Gegenstand des nun folgenden Artikels.

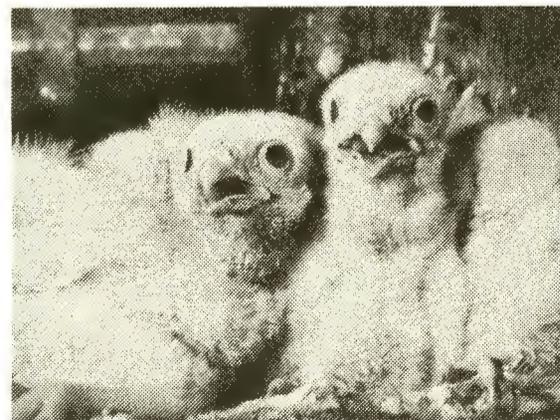
Die Schleiereulen (auch andere Eulenarten) zeigen z. T. gleichartige Lebensweisen wie die Turmfalken. Aus diesem Grunde rechnete man sie früher zu den Greifvögeln, obwohl sie in Wirklichkeit mit diesen keine Beziehungen haben. Diese Ähnlichkeiten sind nur gleichsinnige Anpassungen an die Umwelt. Die Hauptverbreitungsgebiete der Schleiereulen liegen übrigens in tropischen und subtropischen Breiten. In Mitteleuropa werden Höhenlagen über 600 m gemieden. Die Tiere sind beträchtlich kälteempfindlich. Außerdem haben sie nicht die Fähigkeit, im Herbst ein Fettpolster anzulegen. Für den Schleiereulenbestand sind aus diesem Grunde kalte Winter mit einer langen Dauerschneedecke äußerst schädlich. Die Brutaktivität ist bei den Schleiereulen nahezu unabhängig von der Jahreszeit. Sie hängt hauptsächlich von der Nahrungsmenge ab, welche vor allem aus Mäusen besteht. Bei hohem Nahrungsangebot sind mehrere Bruten im Jahr möglich. Ein Nest wird nicht gebaut; das Weibchen legt die Eier direkt auf den Boden des Brutplatzes. Die Gelegegröße umfaßt in der Regel ein bis drei maximal fünfzehn weiße, ovale Eier. Diese müssen einen Monat lang gewärmt werden, ehe die Jungen ausschlüpfen. Im Gegensatz zu den Greifvögeln kommen die Eulenkinder blind zur Welt. Dies ist auch der Grund, weshalb die Jungvögel das angebotene Futter nicht direkt vom Schnabel der Mutter wegpicken können. Die Nahrungsübergabe erfolgt hier über akustische Signale. Nach einer Woche öffnen die Junge die Augen. Für die Beutebeschaffung ist das Männchen zuständig. Gejagt wird in der Dämmerung oder bei Nacht über offenem Gelände. Um z. B. eine Maus, die raschelt und piept, genau orten zu können, wird der Zeitunterschied des Schalleinfalls an beiden Ohren ausgewertet. Die „teleskopähnlichen“ Augen ermöglichen ein hervorragendes Tiefensehen und somit auch eine sichere Abschätzung von Entfernungen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen nun zum Brutplatz im Wasserturm. Dieser befand sich in einem Gang. Die Eiablage erfolgte etwa Mitte April. Zu Beginn der zweiten Maihälfte konnten vier nackte und blinde Jungvögel gezählt werden. Bei einem Kontrollgang Ende Mai waren deutliche Unterschiede in der Größe feststellbar. Eine Jungeule ragte besonders heraus. Diese Differenz in der Größe läßt sich dadurch erklären, daß das Weibchen sofort nach Ablage des ersten Eies mit dem Brüten begann, so daß einige Junge eher schlüpfen konnten. Die Altvögel stapelten bis zu dieser Zeit einen Vorrat aus ungefähr 25 Spitz- und Feldmäusen rund um die Jungen auf. Bis zur ersten Juniwoche erreichten diese eine Größe

von etwa 10 bis 15 cm. Das auf der Oberseite weißlichgrau und auf der Unterseite gelblichweiß gefärbte Dunenkleid war bis dahin voll entwickelt. Die Dunen wurden danach abgeschauert und das Gefieder begann zu sprießen. In der ersten Julihälfte glich das Federkleid bereits dem der Altvögel. Nur im Bereich der Fänge gab es noch kleine Dunenreste.

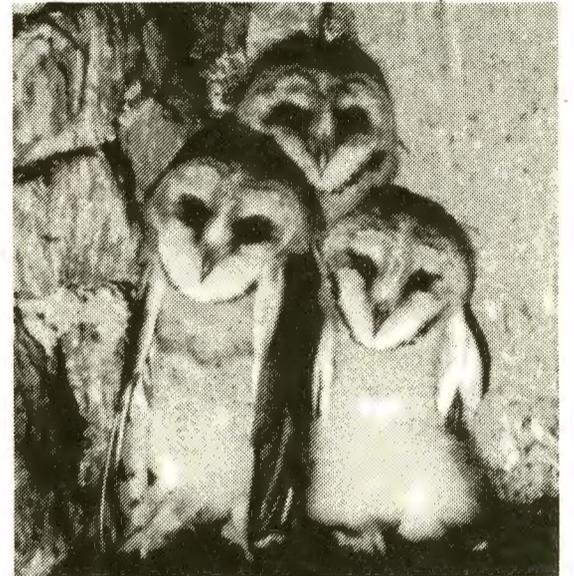
Bei der am 11. Juli durchgeführten Kontrolle konnten nur noch drei Jungvögel ermittelt werden (s. Foto). Eine windige und niederschlagsreiche Periode Ende Juni/Anfang Juli beeinträchtigte sicher den Nahrungserwerb und die Fütterung. Die Mutter benachteiligt dann in solchen Fällen den Kleinsten. Dieser entkräftet und dient den älteren Geschwistern und der Mutter als Futter. Die Verkleinerung des Bestandes könnte sich so abgespielt haben, zumal auch die Mäusevorräte völlig aufgebraucht waren. Bei der Kontrolle am 31. 7. hatten die Jungvögel den Horst bereits verlassen.

Nun zum Bericht über die Turmfalken, die im Wasserturm etwa zur gleichen Zeit wie die Schleiereulen brüteten. Vorab auch hier einige grundlegende biologische Informationen. Der Turmfalke ist in Mitteleuropa, je nach Nahrungsangebot und Witterung, teils Stand-, teils Zugvogel. Wie die Schleiereule bevorzugt er zum Jagen offenes Gelände. Im Gegensatz zu ihr jagt der Falke jedoch am Tage. Dabei wendet er eine besondere Technik an. Um den Erdboden unter sich genau zu beobachten, verharrt er flatternd an einer Stelle in der Luft – diese Bewegung nennt man „Rütteln“. Hat er ein Beutetier ausgemacht, stürzt er sich, mit den Fängen voran, auf sein Opfer und tötet es. Der Turmfalke ernährt sich ausschließlich von tierischer Nahrung, wobei Mäuse den Hauptanteil stellen.



Eineinhalb Monate alte Turmfalken.

Foto: Helmut Rebstock



Junge Schleiereulen mit einem nahezu vollständigen Gefieder – etwa zwei Monate alt.

Wissenschaftliche Untersuchungen ergaben, daß ein erwachsener Turmfalke im Jahr mindestens 1100 Mäuse verspeist. Keine andere Greifvogelart hat sich im Laufe der Zeit an den Menschen und seine Umwelt so angepaßt wie der Turmfalke. Dies dürfte damit zusammenhängen, daß er an den Lebensraum geringe Ansprüche stellt. Nicht selten trifft man ihn mitten in Städten, sogar auch Großstädten. Als ursprünglicher Felsenbrüter weist er keinen ausgeprägten Nestbautrieb auf. Bei Freibruten ist er auf entsprechend große Nester anderer Vogelarten wie z. B. der Rabenkrähe angewiesen. Manchmal findet die Brut auch in Baumhöhlen oder auf der Erde statt. Mitte/Ende April beginnt das Weibchen mit der Eiablage. Das Gelege besteht aus 4 – 9 Eiern, die einen Monat lang überwiegend vom Weibchen ausgebrütet werden.

Das Gelege im Wasserturm auf einem Fenstersims bestand aus 7 Eiern (beobachtet am 21. 5.). Alle wurden erfolgreich ausgebrütet (s. Fotos). Das Nahrungsdepot rund um die Jungen umfaßte 5 Mäuse. Vom ersten Tag an hatten die Jungvögel ein weißes Dunenkleid, das sich Anfang Juni grau verfärbte. Sichtbar waren auch schon Kiele der ersten Schwungfedern. Zu diesem Zeitpunkt versuchten die Jungen bereits die eingetragene Nahrung zu zerkleinern. Die Altvögel brachten im Abstand von 15 – 20 Minuten Beutetiere an den Horst. An regnerischen Tagen nahm die Frequenz beträchtlich ab. Der Horst wurde nur einmal in der Stunde von den Altvögeln angefliegen. In den Fütterungspausen ruhten die Jungvögel dicht aneinandergedrängt, um sich gegenseitig zu wärmen. Ab und zu wechselten sie doch ihre Plätze oder begannen mit Flatterübungen. Das Jugendgefieder verdrängte das Dunenkleid bis Mitte Juni. Am 27. Juni waren sämtliche Jungen ausgeflogen. Sie hielten sich auf den an der Eyach stehenden Fichten auf.

Die Verfasser hoffen, daß der Wasserturm auch in Zukunft als ungestörter Brutplatz erhalten bleibt.

Goethe in Balingen

Von Fritz Scheerer

Am 22. März 1832 starb in Weimar Johann Wolfgang von Goethe, sein Todestag jährte sich also in den letzten Tagen zum 150. Male. Goethe-Gedenktage waren schon öfters Anlaß für Neuauflagen seiner Werke und neuer Bücher über den am meisten gelesenen Klassiker der Deutschen: Seien es Gedichte, Dramen, Romane, autobiographische Schriften, Schriften zur Literatur, zur Kunst und zu den Naturwissenschaften.

Der große Mensch, Künstler und Dichter hat sich auch in unserer Landschaft umgesehen. Es geschah dies auf seiner Schweizreise im Jahr 1797. Mit einem Schreiber war er am 30. Juli in Weimar abgereist. Was er sah und beobachtete, wurde fast aktenmäßig aufgezeichnet. Von Frankfurt ging es über Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg nach Stuttgart, wo er 9 Tage blieb und mit bedeutenden Männern zusammenkam. Von besonderem Interesse sind Goethes Briefe aus Tübingen, wo Goethe bei Cotta wohnte, an den Herzog von Weimar und an Schiller.

Von Tübingen wurde am 16. September, früh 4 Uhr, die Reise nach Schaffhausen fortgesetzt. In Hechingen traf er am Übergang über die Starzel „den ersten Nepomuk“. „Zwischen angenehmen Hügeln im Grunde“ kam er nach Engstlatt und Balingen. Seine Aufzeichnungen über die Stadt lauten: „Gleichfalls eine schöne Gegend, links in einiger Entfernung hohe waldige Berge (Alb), bis an deren Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Wir kamen um 10 Uhr an. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Teil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erstbeschriebene Gegend sah ich auf einem Spaziergang hinter Balingen (Heuberg). Hohenzoller ist rückwärts noch sichtbar. Die Eyach läuft über Kalkstein, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße, das Wasser läuft durch (Stadtbach)

und stehen hin und wieder gute Brunnen, aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt notdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich sein. Überdies legen die Leute wegen Mangel an Raum hinter den Häusern ihren Vorrat an Brennholz gleichfalls auf die Straße und das schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Übel zu helfen wäre“.

Über Ebingen und Erzingen führte der Weg nach Schömberg. Hier notierte er: „Schemberg. Starker Anstieg, den vor einigen Jahren ein Postwagen hinunter rutschte. Der Ort ist schmutzig und voller Mist, er ist wie Balingen ein Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt und wird von Güterbesitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide ist. Der Hafer wird hier erst hineingeschafft. Der Weg steigt immer höher, es zeigen sich Fichten, große flache Weideplätze, dazwischen Feldbau. Oben einzelner Hof. Das Terrain fällt gegen Mittag, die Wasser fließen aber immer noch dem Neckar zu, es kommen mehr Fichtenwäldchen. – Um 3 Uhr in Wellendingen, wo wir anhielten. Gegen Friedlingen geht es wieder stark bergauf. Boden und Kultur wird etwas besser. Links liegt Aldingen. Auch die undankbarsten Bergrücken und ehemaligen Triften findet man kultiviert. Man kommt auf eine schöne Fläche und fühlt, daß man hoch ist. Die Straße wendet sich durch Aldingen, einen heiteren weitläufig gebauten Ort, links Gebirge, Höhen, worauf ein Schloßchen liegt“. – Über Hofen, Spaichingen, Balgheim („höchste Höhe“), Riedheim („von wo an die Wasser der Donau zufallen“) ging es „durch ein enges Tal“ nach Tuttlingen, wo die Ankunft abends halb neun Uhr erfolgte. Andern Tags ging um 7 Uhr wieder von Tuttlingen ab. Die Fahrt ging weiter über „Haltingen“ (Hattingen) und Engen.

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner Fortsetzung

Als er vor dem Stadtgericht „einen leiblichen Eid zu Gott schwor“, daß die 300 fl. nicht von seiner Mutter, sondern von ihm stammten, mußte sich Friedrich Palm fügen und sich den Betrag auf sein Erbeil anrechnen lassen (man munkelte damals, der Apotheker habe einen Meineid geschworen). (90)

1809/10 führte der Zeugmacher Christoph Friedrich Linder Klage gegen Rampold. Die beiden hatten eine Zeit lang eine Sozietät, bei der anscheinend der Apotheker Geld vorschob, Linder dagegen auf Reise ging, vermutlich mit Zeugen oder Strümpfen. Rampold behauptete, er werde nach Prüfung der Sozietätsrechnung noch 500–600 fl. zu fordern haben, Linder erwartete seinerseits von Rampold noch einen Betrag von 970 fl. Dem Verlangen des Stadtgerichts, die Rechnungen vorzulegen, kam Rampold nicht nach, zuletzt erklärte er, er habe sie dem „Rechtsfreund“ Dr. Fezer in Reutlingen mitgegeben. Als der Apotheker schließlich zur Verhandlung auf dem Rathaus erschien, hieß ihn angeblich Linder im Ohr des Rathauses einen Lumpenkerl, der die Leute bescheiße, deshalb habe er so viel Geld; er sei kein Biedermann, sonst würde er ihm die Abrechnung nicht so lange vorenthalten. Vor dem Gericht schränkte Linder seine Beschimpfung ein. Seiner Sache war diese Ausfälligkeit sicher nicht dienlich. Daß die Sozietät aufgelöst wurde, versteht sich fast

von selbst. Die Verhandlungen zogen sich vor auswärtigen Gerichten noch mehrere Jahre hin; das Ergebnis ist nicht bekannt. (90 a)

Vielleicht steckt auch hinter einer Nachricht, die wir dem Rampold eigentlich zugutehalten möchten, ein bißchen Gewinnsucht: Er erwarb nämlich nach der Säkularisation des Klosters Margrethausen 1812 die Bilder der zwölf Apostel aus der Klosterkirche um 5 fl. Sie sind später auf bisher unbekanntem Wege in die Bitzer Kirche gelangt. (91)

Ein wenig Ärger gab es für die Apotheker durch eine kgl. Verordnung vom Jahr 1812, daß bei ihren Rechnungen für Medikamente, die an Arme abgegeben wurden und von öffentlichen Kassen zu bezahlen waren, jeweils ein Sechstel abgezogen werden müsse. Die Verordnung wurde hier längere Zeit nicht zur Kenntnis genommen (92). Später wehrten sich Rampold und sein Kollege Palm gegen die Kürzung durch Eingaben an die Regierung, die aber fruchtlos blieben. Was ein bestimmtes Präparat kosten durfte, war schon damals durch eine Taxe (einen Vorläufer der heutigen Gebührenordnung) festgelegt.

Im Oktober 1821 wurde von der Regierung des Schwarzwaldkreises Herrn Rampold aufgegeben, auf seinen Kräutern und Trockenböden mehr Ordnung zu halten und bei Ausgabe von Gift die Empfänger unterschreiben zu lassen. Übrigens hatte Rampold lang Zeit ei-

nen Boden im Rathaus um billiges Geld gepachtet, um dort einen Teil seiner Kräuter zu trocknen. Das wurde von Bürgern beim Vogtruggericht im Januar 1825 beanstandet, weil es eine Gefahr für das Rathaus und die dort aufbewahrten Effekten darstelle; darauf wurde Rampold gekündigt. (93)

Ein trübes Licht auf die hygienischen Zustände in Ebingen wirft eine kleine Geschichte um Rampolds Haus beim oberen Tor: Der Stadtrat hatte beschlossen, einen Allmandplatz beim oberen Tor von Dung und Holz räumen zu lassen. Der Herr Rampold aber ließ seinen Dung zunächst liegen und erst nach der zweiten Mahnung wegräumen, aber einige Jahre später (1823) wieder Dung lagern. Als nun der Polizeidiener ihn zum wiederholten Male aufforderte, den Platz freizumachen, tat er „wie rasend“; er wollte dem Auftrag erst nachkommen, wenn man auch dem Fruchtmesser Maag seine hinter dem Haus befindliche Dungstätte wegspreche und Salzfaktor Schmid seinen Dung hinter dem Spitzkasten wegschaffe. Er bemerkte noch, man wolle ihn bei jeder Gelegenheit drücken, das sei namentlich bei der Gewerbesteueranschreibung der Fall gewesen. Als er diesen Vorwurf vor dem Stadtschultheißenamt wiederholte und damit den Stadtrat einer Ungerechtigkeit zieh, wurde er mit einer Strafe belegt. (94)

Den wichtigsten Handel machte Rampold mit dem Verkauf seiner Apotheke mit Zustimmung seiner Frau Christiane geb. Zeller. Käufer war der Apotheker Ludwig Igel in Herrenberg. Mit ihm kam am 10. Dezember 1823 folgender Vertrag zustande: 1) Herr Apotheker Igel übernimmt von Herrn Apotheker Rampold seine Apotheke nebst Haus, allen zur Apotheke und zum Laboratorium gehörenden Waren außer gedörrten Zwetschgen, Wacholderbeeren, Schwefel, rohem Honig, Salpeter, Wacholdergesälz, Hanfsamen, Kümmel, Leinsamen, Bleiweiß, Harz, Pech und Branntwein. (all diese Dinge wurden also damals in einer Apotheke geführt).

2) Von den Vorbehaltswaren tritt Apotheker Rampold an Igel 50 Pfund gedörrte Zwetschgen, 100 Pfund Wacholderbeeren, 25 Pfund Hanfsamen, 100 Pfund Kümmel, 50 Pfund Leinsamen, je 50 Pfund Harz und Pech, 50 Maß Branntwein, 10 Pfund Bucheleöl und je 25 Pfund Kirschen- und Zwetschgengeist ab.

3) Herr Igel übernimmt an Lichtmeß 1824 Haus und Geschäft.

4) Herr Rampold verpflichtet sich, ab Lichtmeß weder mit Materialien noch Likör... (Branntwein ausgenommen) oder andere chemische Präparate oder Vegetabilien hier oder in der Umgebung Handel zu treiben noch sich in diesen Fächern ohne Einverständnis des Herrn Igel mit jemand zu assoziieren.

5) Herr Rampold tritt dem Herrn Igel, sobald er hieherkommt, ein einschläfriges gutes Bett mit doppeltem Überzug, 4 Stühle und 2 Tische, sowie seine sämtlichen chemischen und pharmazeutischen Bücher ab. Alle oben nicht angeführten Artikel z. B. Zucker, Kaffee, weiße Kreide, Gelb- und Blauholz (ausgenommen Alaun), werden als Apothekerwaren dem Herrn Igel als Eigentum überlassen. Jedoch hat Herr Rampold das Recht, von den Apothekerwaren bis zur Übergabe der Apotheke so viel zu verbrauchen, wie für das Repetieren notwendig ist.

6) Für all dies zahlt Herr Igel dem Herrn Rampold einen Betrag von 13 300 fl., davon 3000 fl. in bar bei der Übernahme der Apotheke, die übrigen 10 300 in Zielern zu je 500 fl. nebst der jährlichen Zinsen von 5%.

7) Herr Igel zahlt außerdem der Frau des Herrn Rampold 50 fl.

8) Herr Rampold darf vom Augenblick des Vertragsabschlusses an nicht mehr zurücktreten; dem Herrn Igel wird eine Reuefrist von 10 Tagen eingeräumt.

9) Die Kosten des Vertrages trägt zu $\frac{2}{3}$ der Käufer, zu $\frac{1}{3}$ der Verkäufer.

10) In den Kauf gehen noch folgende Dinge: die große Waage mit einem Eisengewicht von einem Zentner und zwei von einem halben Zentner, alle anderen kleinen Gewichte und Waagen, leere Fässer und Schachteln usw.

11) Die Kräuter und Apothekerwaren, die Rampold im Rathaus liegen hat, gehen mit in den Kontrakt.

12) Herr Apotheker (Daniel) Groz wird im Namen des Herrn Igel mit dem Inventieren des Warenlagers beauftragt. (95)

Die Verkaufsbedingungen für die obere Apotheke waren denbar, daher wird es niemand wundern, daß daraus Meinungsverschiedenheiten erwachsen. Im Mai 1825 übergab Igel an Rampold eine Abrechnung, aus der er eine Forderung von unbekannter Höhe ableitete. Rampold gab zu, daß ein bedeutender Teil der Forderungen zu Recht bestehe, hüllte sich dann aber in Schweigen und ließ zwei Tremine, die Igel stellte, verstreichen.

Darauf wandte sich Igel an das Stadtschultheißenamt mit der Bitte, den Verkäufer zu einer Äußerung zu veranlassen. Den bis dahin gestellten Forderungen fügte Igel noch die nach 30 Zentner Bucheleöl hinzu, die sein Eigentum seien.

Das Stadtschultheißenamt versuchte zunächst vergeblich, eine gütliche Einigung herbeizuführen, übergab dann den Fall an das Oberamtsgericht Balingen. Erst am 7. März 1827 wurde eine Übereinkunft getroffen, nach der Rampold an Igel 300 fl. bezahlte, der daraufhin allen weiteren Ansprüchen entsagte. Igel durfte auch künftig am Kaufbetrag für die Apotheke mehr als 500 fl. jährlich abbezahlen, wenn er dazu imstande war. Beide verzichteten auf Vorwürfe wie Betrug, Verletzung, Zwang, Überlistung u. dergl. (96)

Als Rampold eine Apotheke verkaufte, behielt er sich das Recht vor, mit Spezereiwaren u. ä. zu handeln. Er richtete Januar 1824 ein Gesuch an das Oberamt Balingen und später an die Kreisregierung des Schwarzwaldkreises, in dem er um die Konzession zur Führung eines Spezereihandels bat. Beide Instanzen lehnten ab mit der Begründung, das Städtchen Ebingen, das durch die Auflösung des Oberamts in seinem Nahrungsstand ohnedies zurückgekommen sei, sei bereits mit Kaufleuten übersetzt. Der Käufer der Apotheke habe das Recht, nebenbei einen Handel mit Farb- und Spezereiwaren zu treiben, zugleich mit dem Kauf der Apotheke erworben. Der Bittsteller sei bereits 66 Jahre alt, habe ein Vermögen von etwa 25 000 fl. und eine einzige Tochter. Anscheinend wurde ihm aber der Großhandel zugestanden. Nun brachten im September 1825 die hiesigen Kaufleute vor, er handle im Kleinen mit Kaffee, Zucker und Zichorie. Rampold bestritt das, höchstens könnten seine Frau und seine Tochter das getan haben, wofür er nichts könne. Darauf wurde amtlich noch einmal festgestellt, daß Rampold nicht berechtigt sei, im Kleinen zu verkaufen. Es bleibe ihm nur überlassen, einen Warenvorrat den Kaufleuten oder berechtigten Krämlern in großen Quantitäten zu verkaufen.

Aber Rampold ließ nicht locker. Im Frühjahr 1828 erneuerte er sein Gesuch. Er führt an, daß er eine Wohnung von der Witwe des Kaufmanns Landenberger gekauft habe, die den Spezereihandel bis auf die neueste Zeit betrieben habe. Demgegenüber betonten Oberamt und Kreisregierung, daß die Witwe Landenberger ihren Handel jetzt in einer Mietwohnung betreibe, so daß die Zahl der Kaufleute bei Gewährung des Gesuchs sich vermehren würde.

Nun wandte sich Rampold unmittelbar an das Innenministerium. Dieses wies auf die Bestimmungen der kurz vorher verkündeten Gewerbeordnung hin. Danach gebe den Ausschlag der Nachweis der Befähigung. Sie sei bei Rampold gegeben, da er eine lange Reihe von Jahren einen Handel mit Spezereiwaren getrieben habe, wozu er als Apotheker berechtigt war. Daher sei ihm für die Aufnahme in die Handelsinnung zu Balingen kein Hindernis in den Weg zu legen (97).

Nach einem bewegten Leben und zeitweise großen geschäftlichen Erfolgen ist Rampold am 20. Juli 1835 hier gestorben. Ob er als Apotheker soziales Verhalten bewiesen hat, mag man bezweifeln - er beschwerte sich einmal darüber, daß man ihm an seinen Rechnungen für die Armen gemäß einem Erlaß der

Regierung jeweils ein Sechstel abgezogen hat - und seine häuslichen Verhältnisse waren vermutlich nicht besonders glücklich: warum hat er beim Verkauf seiner Apotheke für seine Frau einen eigenen Betrag von 50 fl. gefordert? Bei der Inventur und Realteilung nach Rampolds Tod stellte sich heraus, daß seit der Ehescheidung mit der zweiten Frau im Jahr 1819 das gemeinschaftliche Vermögen eine Einbuße von 9 560 fl. erlitten hatte. Die Witwe erklärte, daran keine Schuld zu haben, was von der miterbenden Tochter aus der ersten Ehe und vom Waisengericht akzeptiert wurde. Wodurch der Verstorbene die Einbuße verursacht hat, wird nicht erkennbar. Von den Häusern waren bis zuletzt geblieben das neben dem Spitalkasten (also jetzt unterhalb der Volksbank) und ein Haus in der Kappelgasse, sowie 15 Äcker, 12 Wiesen, 1 Bergwiese und 3 Gärten. Von den verbliebenen 17 726 fl., einer noch immer sehr respektablen Summe, gehörten zwei Drittel der Tochter, ein Drittel der Witwe. Sie hat 1858 einen Garten unter der Ölmühle verkaufen lassen (98).

Weitere Inhaber der oberen Apotheke

Lichtmeß 1824 übernahm, wie schon erwähnt, der Apotheker Ludwig (oder Louis) Friedrich Igel aus Herrenberg die obere Apotheke. Er hat im September 1824 um Aufnahme ins hiesige Bürgerrecht gebeten. Nach dem mit vorgelegten Geburtsbrief war er als Sohn des Christof Friedrich Igel, Schuhmacher und Bürger zu Herrenberg, am 28. Februar 1788 geboren. Sein Vermögen gab er mit 4750 fl. an, teils Muttergut, teils selbst erspart. Für seine Frau Heinrike Caroline geb. Wagner wurde 1826 Präzeptor Oehler als „Geschlechtsvormund“ bestellt (98 a). Bevor er nach Ebingen kam, war Igel in der Jobstschens Apotheke in Stuttgart tätig gewesen. Von der Kaufsumme an Rampold hatte er im August 1826 4300 fl. abbezahlt, also noch einen Rest von 9000 fl. zu begleichen (99).

In einem Erlaß der Kreisregierung aufgrund einer Visitation wurde 1828 bemängelt, daß in der Igelischen Apotheke ein eigenes Laboratorium und darin ein zinnerner Helm auf dem Destillierhafen und eine zinnerne Abdampfschale fehlten. Die Trennung der pharmazeutischen Arbeiten der Zubereitung der Arzneien, der pharmazeutischen Geschirre usw. von der Hausküche sei unerlässlich (100). Also hantierte der Herr Apotheker bis dahin in Bratendunst und Krautgeruch der Küche; die Verhältnisse waren noch arg einfach.

Igel hat sich anscheinend stets als „Reingeschmecker“ empfunden. In einer Beschwerde an das Oberamt Balingen behauptete er 1830, daß „Apotheker Palm als Eingeborener immer im Vorteil (sei) gegen mich als Fremden, mit meiner Familie allein dastehend, indem Herr Palm namentlich die vermöglichen Bürger zu bedienen die Ehre hat“.

Er war mit einem Beschluß des Stadtrats nicht einverstanden, wonach die beiden Apotheker mit der Besorgung der Armen, für die die Stiftungspflege die Apothekerrechnungen bezahlte, jahweise wechseln sollten. Wenn schon ein solcher Wechsel stattfinden solle, dann wenigstens alle vier Monate. Er unterstellte dem Stiftungsrat, „daß die getroffene Einrichtung nur auf Privat-Wohllollen oder Willkür schließen lasse“, was der Stiftungsrat als grobe Beleidigung ansah, deretwegen Igel vom Oberamt zurechtgewiesen werden sollte. Im übrigen hielt der Stiftungsrat „beide Apotheker für gleich gewissenhaft und glaubt erwarten zu können, daß der eine wie der andere die Medikamente in guter Qualität abgebe“ (101).

Nicht ohne Interesse ist eine Meldung des hiesigen Stadtschultheißenamtes an das Oberamt vom Februar 1830, wonach die hiesigen Apotheker Gegenstände von folgenden „Materialisten“ bezogen: Reuß und Hayd in Heilbronn, A. G. Hober in Ludwigsburg, Louis Duvernoy, Friedrich Jobst, Engelmann und Böhringer, Hartmeyer, Gering und Wechsler, alle in Stuttgart, Benz und Kleiber in Böblingen und Geigy in Basel. Von diesen Firmen besteht Ciba-Geigy noch heute; ob Engelmann und Böhringer mit Böhringer-Ingelheim etwas

zu tun hat, entzieht sich meiner Kenntnis, die anderen dürften alle verschwunden sein. (102)

Igel schuldete 1836 der Witwe des Bankiers Kraus in Stuttgart einen Betrag von 6000 fl. Die hatte er vermutlich bei ihr oder ihrem verstorbenen Mann aufgenommen, um seine Schuld bei dem Apotheker Rampold oder dessen Erben abtragen zu können. Igel war zunächst nach Mundelsheim gezogen, später wohnte er in Unterriexingen bei Vaihingen a. d. Enz. Die Forderung der Witwe Kraus wurde 1839 gelöscht (103).

Im Herbst 1831 kam der Apotheker Louis Spring nach Ebingen. Er war im Juli 1804 als Sohn des Kaufmanns Johann Friedrich Spring in Stuttgart geboren und verheiratete sich in Ebingen im Frühjahr 1832 mit Christiane Stierlin, Tochter des Johann Friedrich Stierlin. Sie brachte ihm an Aussteuer und eigenem Gut Werte von 8134 fl. zu; sein eigenes Vermögen wurde auf 3255 fl. errechnet (104).

Von Apotheker Igel, der anscheinend hier nicht heimisch geworden ist, erwarb Spring im März 1832 dessen Haus in der Marktgasse mit der Apotheke und der damit verbundenen Material-, Farbwaren- und Spezereihandlung um 28 000 fl. Von der Kaufsumme entfielen auf die Liegenschaften 18 000 fl., auf die Warenvorräte, die Gerätschaften, Fässer usw. 10 000 fl. Zu der Kaufsumme erhielt Spring von seinem Vater als Aussteuer 2000 fl., so daß noch eine Schuldenlast von 26 000 fl. abzutragen war. Sie konnte bis 1838 auf 17 000 fl. reduziert werden (105).

Den Kleemeister Müller klagte Spring im Juli 1837 wegen verbotenen Medikamentierens beim Stadtschultheißenamt an; der Fall wurde dem Oberamt Balingen zur Untersuchung und Entscheidung vorgelegt (106).

Als im Februar 1835 das Oberamtsgericht in Balingen ein stadträtliches Zeugnis über Prädikat und Vermögen des Apothekers Ludwig Spring anforderte, bezeugte der Stadtrat, „daß Apotheker Spring in ganz guten Rufe stehe und an Vermögen für sich, hauptsächlich auf seiner Apotheke ruhend, 3-4000 fl. besitzen werde (107).“

Bald aber verfügte Spring auch über freies Geld: 1841 konnte er trotz den Ratenzahlungen an Igel noch an zwei hiesige Bürger 630 fl. ausleihen (108). Dazu verhalf ihm vielleicht eine Nebentätigkeit. Er zeigte nämlich im Juli 1840 im „Wöchentlichen Amts- und Intelligenzblatt für das Oberamt Balingen“ (dem Vorläufer des „Albboten“) an, daß ihm von dem Württembergischen Allgemeinen Versicherungsverein gegen Rindvieh- und Pferdeverluste für die Orte Ebingen, Winterlingen, Bitz, Truchteltingen, Tailfingen, Onstmettingen, Pfeffingen, Margrethausen, Lautlingen, Meßstetten und Hossingen eine Agentur übertragen worden sei (109).

Als zu Anfang des Jahres 1835 die Taxe für die Medikamente geändert wurde, erhielten die beiden Apotheker Spring und Palm die neuen Sätze vom Stadtschultheißenamt im Auftrag des Oberamts zur Beachtung (110).

Trotz seiner einheimischen Frau ließ sich der Apotheker Spring auf die Dauer hier nicht halten. Nach zehnjähriger Tätigkeit verkaufte er im September 1842 die Offizin samt Materialien-, Farbwaren- und Spezereihandlung und allen Warenvorräten an den Apotheker Karl Heinrich Schneider und dessen Ehefrau Friederike geb. Mohl (111). Schneider besaß zunächst ein schönes Vermögen, das auf 10 000 fl. geschätzt wurde.

In die vierjährige Tätigkeit Schneiders in Ebingen fiel der große Stadtbrand vom Dezember 1844, der die Nordseite der oberen Marktstraße, die Kapellstraße und die Pfarrstraße bis zum Landgraben und damit auch die obere Apotheke in Schutt und Asche legte. Der Brand gab Gelegenheit, die Straßen zu begradigen, die Hausplätze neu zu verteilen und beim Wiederaufbau die feuer- und gesundheitspolitischen Vorschriften zur Geltung zu bringen. Zu diesem Zweck kaufte die Stadt zunächst das gesamte Areal der Brandstätte und verkaufte es dann den einzelnen Interessenten. Apotheker Schneider kaufte dabei zu seinem alten Bauplatz (Nr. 41) zwei

weitere Bauplätze, den des Schuhmachers Johann Adam Beck in der Kapellstraße und den des Gürtlers Ludwig Speidel unterhalb der bisherigen Apotheke (Nr. 42). Beck hatte an der Versteigerung teilgenommen, aber keinen ihm passenden Bauplatz erhalten. Speidel war einige Wochen nach dem Brand gestorben; sein Sohn, der Silberarbeiter Speidel, war durch Verheiratung in den Besitz eines Wohnhauses gekommen; seine Tochter war in Balingen verheiratet und wollte nicht in Ebingen ein Haus bauen. Daher trugen beide Parteien dem Apotheker Schneider ihre Bauplätze an mit der Verpflichtung zu bauen, dafür aber auch mit dem Recht die Brandentschädigung für alle drei Häuser in Anspruch zu nehmen (112). Der Apotheker behielt nachher den ursprünglichen Platz Speidels, und damit kam die obere Apotheke auf den Platz, wo sie heute noch steht.

„Apotheker Schneider, der eine größere Summe verbaut, als seine eigene Brandentschädigung und die Brandentschädigungen des Schuhmachers Beck und der Erben des Ludwig Speidel (Gürtler) betragen, wollte nach dem Verkauf der Bauplätze von seinem Bauplatz wieder einen Teil verkaufen und hätte voraussichtlich nicht in der Ausdehnung gebaut, wie es jetzt geschehen ist, wenn er nicht den Vertrag mit Beck und den Speidelschen Erben hätte eingehen können“. So lautet der Beschluß des Stadtrats auf eine Anfrage der Kreisregierung in dieser Sache (113).

Anscheinend hat sich Schneider beim Bau verkalkuliert, zu großzügig geplant und ist dadurch in Schulden geraten. Als Ausweg blieb ihm schließlich nur der Verkauf seiner Apotheke an den Apotheker Adolf Keller. Dieser leistete eine Anzahlung von 3800 fl., die aber nicht an Schneider ging, sondern an das Stadtschultheißenamt, das sofort einen Betrag von 1849 fl. dem Apotheker Spring in Stuttgart zukommen ließ, bei dem Schneider verschuldet war. Den Rest von 1950 fl. bekam Schneiders Frau mit der Auflage, eine Reihe von Schulden ihres Mannes, die sich auf 1769 fl. beliefen, rasch zu begleichen. Darunter waren 642 fl. für Glaswaren zur Einrichtung der Apotheke, die man von einem aus Ebingen stammenden Kaufmann Rominger in Stuttgart bezogen hatte, und ein Darlehen von 380 fl., das dem Schneider zur Bezahlung von Baugläubigern gewährt worden war (114).

Der Apotheker war, wie es scheint, auf der Flucht vor seinen Schulden. Nach dem Verkauf der Offizin nahm er vorübergehend die Stelle eines Direktors bei der Allgemeinen Viehversicherungsgesellschaft an. Später warf ihm diese Gesellschaft Nachlässigkeit, ja Unterschlagung anvertrauter Gelder vor und wollte 1849 Kapitalien und Waren, die noch in Ebingen seien, mit Beschlag belegen. Der Manchesterfabrikant J. M. Landenberger, der die Gegenstände in Verwahrung hatte, zeigte an, daß es sich nur um geringfügige Dinge handle; von Kapitalien wisse er nichts (115).

Seit dem Frühjahr 1847 und bis mindestens 1852 befand sich Schneider in Ungarn. Er betätigte sich dort (unter anderem?) als Einwanderungsagent. „Durch lockende Vorspiegelung“ veranlaßte er, „den man vermöge seiner früheren hiesigen Stellung für einen zuverlässigen und wohlmeinenden Ratgeber hätte halten sollen“, zwei Ebingener Bürger, die unter Arbeits- und Verdienstlosigkeit und großer Teuerung litten, im Frühjahr 1847 zur Auswanderung nach Ungarn, wo Schneider ihnen „die solideste und einladendste Existenz in Aussicht gestellt“ hatte. Aber dort „fanden wir uns gar bald in unseren sämtlichen Erwartungen betrogen, während wir Schneider in so mißlichen Verhältnissen trafen, daß er unsere Hilfe in Anspruch nehmen mußte, statt auf seine so oft verheißene Befürwortung rechnen zu können“. Die beiden Auswanderer waren im Herbst 1848 wieder in der Heimat. (115 a)

Von der Brandkasse war für Schneider ein kleines Guthaben eingegangen, das von einem Pfleger verwaltet wurde. Der Betrag von etwa 300 fl. reichte aber bei weitem nicht hin, um alle Baurechnungen zu bezahlen. Solche lagen noch vor von Peter Bisinger, Steinhauer in Wendelheim bei Rottenburg, dem hiesigen Zimmermann Ast mit 253 fl., dem Maurer und

Steinhauer Widemann in Wachendorf (bei Horb) mit 340 fl. (116). (Man hat also für den Wiederaufbau der etwa 80 abgebrannten Häuser auch Handwerker aus der weiteren Umgebung herangezogen). Da auch die Viehversicherungsgesellschaft noch erhebliche Forderungen anmeldete, mußte das Stadtgericht im März 1850 „eine große Vermögensunzulänglichkeit“ feststellen (117). Im März 1852 wurde der Gemeinderat mit der außergerichtlichen Erledigung des Schneiderschen Schuldenwesens beauftragt (118).

Seiner Gattin, die damals in Neuweiler bei Calw lebte, hatte Schneider vom Erlös der Apotheke 6000 fl. zur Sicherstellung ihres ehelichen Beibringens von 5811 fl. verschrieben. Man hielt es für möglich, daß sie einen Teil der Schulden ihres Mannes bestreiten würde (119). Schneider selbst hatte inzwischen durch den Balingener Rechtskonsulenten Nagel gegen den Werkmeister Schwanderer in Sigmaringen Klage auf Rückzahlung zu hoch berechneter und eingenommener Baukosten einreichen lassen (120).

Die Restguthaben aus dem Verkauf der Apotheke gingen nach Schneiders Tod an seine Witwe und später, als auch sie gestorben war, in einer Höhe von 5750 fl. an die beiden Töchter über, die unter Pflugschaft des Pfarrers Mohl in Hildrizhausen bei Böblingen standen. Sie heirateten später zwei Brüder Feßmann, beide Fabrikdirektoren, der eine in Unterboihingen, später in Zell, der andere in Unterhausen und Augsburg (121).

Zum Wiederaufbau der oberen Apotheke ist noch von einer Panne zu berichten: Die Landesregierung hatte zur Leitung und Beaufsichtigung des Wiederaufbaus Ebingens den Werkmeister Eisenmann von Hall hieher geschickt. Er hatte auch die einzelnen Pläne fast bis zuletzt in der Hand. Nun war die Front des Doppelhauses zu hoch angesetzt, man konnte nicht ebenerdig hineintreten und auch eine innere Treppe war nicht möglich. Eisenmann half sich damit, daß er eine Außenstaffel anlegen ließ. Diese Staffel erregte aber das Mißfallen der Ebingener und Balingener Obrigkeit, man fragte nach den Ursachen und wünschte Abbruch der Staffeln. Die Schuld wurde dem Werkmeister Eisenmann zugeschoben, wohl mit Recht, aber nachträglich war nun eine Änderung kaum mehr möglich, und so beließ man am Ende die Staffel, die dann mehr als ein Jahrhundert lang den Zugang zur Apotheke vermittelt hat; es wird erst um 1965 gewesen sein, daß sie beseitigt worden ist (122).

Schneider hatte anscheinend ein loses Mundwerk. Im Bitzer Wirtshaus zum Adler behauptete er 1842 in Gegenwart der Pfarrverwesers Lang, in Balingen habe es im Haus des Bierbrauers Lang, der ein Bruder des Pfarrverwesers war, gebrannt. Das war glatt erfunden, hat aber dem Bitzer Geistlichen Angst und Schrecken eingejagt und ihn zu einer überflüssigen Reise nach Balingen veranlaßt. Schneider wußte angeblich nichts von der Verwandtschaft der beiden, ja er wollte nicht einmal den Pfarrer bis dahin gekannt haben; er schickte sich aber in eine Strafe von 3 fl., die ihm das hiesige Stadtschultheißenamt aufbrummte (123).

Im November 1842 bot sich Schneider im „Albboten“ als Agent der Württ. Privatfeuerversicherungsgesellschaft an. Dagegen ließ er im September 1846 sein Mobiliarvermögen mit 4000 fl. bei der Aachener und Münchner Feuerversicherungsgesellschaft versichern. (124) Vermutlich war ihm inzwischen die Agententätigkeit für die Württ. Versicherungsgesellschaft abgesprochen worden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß er finanzielle Schwierigkeiten hatte.

Im Frühjahr 1846 wurde in Ebingen bekannt, daß ein Apotheker aus Spaichingen eine Filialapotheke in dem Marktflecken Nusplingen einrichten wollte (Nusplingen gehörte damals zum Oberamt Spaichingen). Die beiden hiesigen Apotheker Palm und Schneider erhoben dagegen bei der Kreisregierung des Schwarzwaldkreises Vorstellungen. Der Ebingener Stadtrat bezeugte dazu, „daß die in

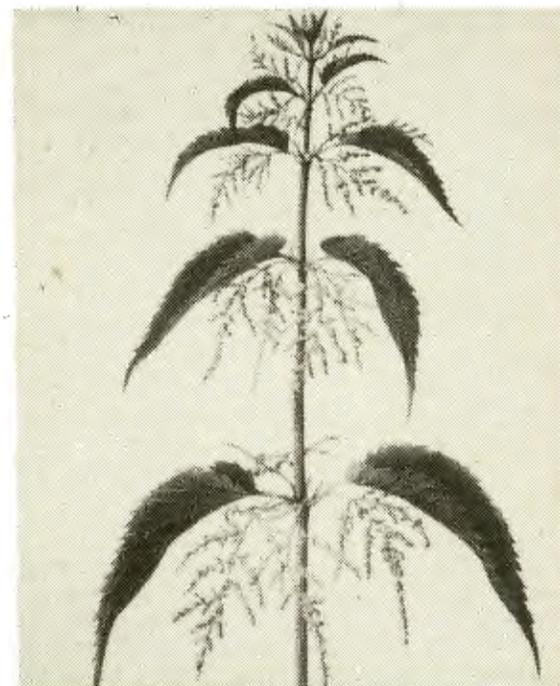
der Umgebung des Ortes Nusplingen gelegenen Orte ihre Arzneibedürfnisse bisher von den hiesigen Apotheken bezogen haben, daß diese Orte mit der Errichtung einer Filialapotheke in dem Ort Nusplingen den hiesigen zwei Apotheken durchgängig verloren gehen und daß daher, wenn je das Bedürfnis zur Errichtung einer Filialapotheke in Nusplingen vorliegen sollte, die Erlaubnis hiezu jedenfalls den hiesigen Apothekern gnädigst erteilt werden dürfte“ (125).

Etlche Wochen später wurde vom Stadtrat eine Untersuchung gegen Schneider eröffnet, weil er eine Anzeige über die Einstellung des Apothekergehilfen Karl Ludwig Oskar Hedrich aus Schmöln in Thüringen unterlassen habe. Er wurde „wegen unangezeigter Beherrschung eines Ausländers“ vom Stadtrat zu einer Strafe von 6 fl. 30 Kr. verurteilt. (126)

Fortsetzung folgt

Brennessel

(*Urtica dióica*, *Urtica úreus*)



Schon Ende März oder Anfang April treiben die jungen Schosse der Großen und Kleinen Brennnessel aus dem Boden. Sie lieben Schuttplätze und Lehm- und Tonboden, die nährstoffreich sind, und sie breiten sich dort vor allem durch ihren kriechenden gelben Wurzelstock aus, der den ganzen Boden durchwuchert.

Die jungen Pflänzchen, die noch kein Nesselgift enthalten, geben ein wohlschmeckendes Gemüse, das Vitamin C und Eisen neben anderen Wirkstoffen enthält.

Die Kleine Brennnessel ist einhäusig, aber eingeschlechtlich, d. h. daß die unscheinbaren, grünlichen Blüten ihre Staubgefäß- und Stempelblüten getrennt, aber auf einer Pflanze beisammen haben. Die Große Brennnessel dagegen ist zweihäusig, d. h. daß die männlichen Blüten (mit Staubgefäßen) und die weiblichen Blüten (mit Stempeln) getrennt auf verschiedenen Pflanzen zu finden sind. – Die gegenständigen, gesägten Blätter sind bei der Kleinen Brennnessel hellgrün, eiförmig und nach oben gerichtet, während sie bei der Großen Brennnessel trübgrün, hängend und zugespitzt sind.

Die Nesselhaare dienen zum Schutz der Pflanze. Sie sind so fein, daß sie leicht in die Haut eindringen, dann aber abbrechen und ihr Gift in die Wunde spritzen. Das Nesselgift erzeugt eine brennende Entzündung und kann bei empfindlichen Menschen eine Allergie im ganzen Körper hervorrufen. Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 29

30. April 1982

Nr. 4

Von einstigen Handwerken

Von Fritz Scheerer

In den letzten hundert Jahren hat sich das Bild des gewerblichen Lebens unserer Gegend von Grund auf geändert. Einzelne Geschäftszweige, die früher blühten, sind fast oder ganz verschwunden. So zeigt das Verzeichnis der Berufe von 1715 in Balingen u. a. 47 Rotgerber, 5 Färber, 6 Nagelschmiede, 20 Tuchmacher. Im Jahr 1860 arbeiteten in Balingen 18 Messerschmiede mit 30 Gehilfen. Sie alle sind ausgestorben, ebenso wie die Zinngießer, die schöne Kannen, Becher und Teller gossen.

Die Seckler

Aus der alten Zunft der Seckler gingen die Wildlederhandschuhmacher hervor. Der Handwerksname Seckler ist heute noch gelegentlich in Hausnamen lebendig. Der Seckler stellte Lederhosen, Schmalzkappen, Geldbeutel und Geldkatzen her. Im Jahr 1806 heißt es in einer Seckler-Ordnung (die älteste ist von 1695): „Die Seckler verfertigen lederne Hosen, gesteppt und ungesteppt, die Schneider aber tüchene, zeugene, leinene und dergleichen. In Orten, wo kein Seckler wohnt, ist den Schneidern gestattet, lederne Hosen zu machen, jedoch dürfen sie diese nur mit einer Stricknaht nähen, nur im Hause des Kunden und in dessen Taglohn arbeiten, und mit Anschaffung des Leders nichts zu tun haben. Das Färben der ledernen Hosen ist dem Schneider verboten“.

Im Jahr 1560 war hier ein Seckler, 1715 waren es zwei. Im Gegensatz zu anderen Berufen (s. oben) waren es also verhältnismäßig wenig. Es ist aber dabei zu berücksichtigen, daß der Bedarf an Hosen zu jener Zeit gering war. Im allgemeinen hatte ein Mann 2 Lederhosen, eine für Sonn- und eine andere für Werktag. War die Werktagshose farblich „abgewetzt“, so wurde sie vom Seckler neu aufgeschwärzt und wieder sonntags angezogen, während die andere „heruntergerückt“ wurde.

An der Lederhose war der sogenannte „große Schwabenlatz“ typisch. Weinaufkäufer, die in die Pfalz fuhren, soll er als Geldbeutel gedient haben. Von einem schwäbischen Amtmann wird noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts berichtet, daß er auf dem Weg ins Amt sein Aktenbündel einfach quer durch den Latz schob und so die Hände frei hatte (Weitnauer).

Der Ziegler

Eine Ziegelhütte besaß einst fast jeder größere Ort. Sie lag meist außerhalb Etters, also ein Stück vom Dorf entfernt wegen der Brandgefahr, die der ständig im Betrieb befindliche Ofen mit sich brachte. Heute sind die Ziegeleien meist abgegangen. Nur Flurnamen wie Ziegelhütte, Ziegelwasen, Ziegelacker, Ziegelhaus, Kalkofen, erinnern noch daran. Die alten Meister stellten Kalk, Ziegel, Backsteine, „Blette“ (Dachziegel) und „rothes und anderes weißes Zeug“ her.

Auf dem „Steinenbühl“ bei Balingen befand sich bis 1820 eine Scheidewasserfabrik, später eine Zunderfabrik, ab 1841 eine Ziegelhütte, nachher eine kleine Orgelfabrik (J. W. Braun). An den Kalkofen erinnert noch der Straßename Kalkofen (außerhalb der einstigen nördlichen Stadtmauer). Sowohl für die einstige Weilheimer wie für die einstige Waldstetter Markung wird eine Ziegelhütte erwähnt. 1494 wird im „Espach“ eine Ziegelhütte genannt, die der Stadt Balingen gehörte. 1651 wurde sie um 550 fl. an einen Ziegler verkauft. 1732 fanden hier jährlich vier Ziegelbrände statt. Die andere Ziegelhütte stand auf Waldstetter Markung, auf dem Ziegelwasen (Name!). Sie

wird 1691 erstmals erwähnt. Um sie herum hat sich dann später der Weiler Ziegelwasen entwickelt.

Auf der Höhe der Artlialhalde bei Oberdigisheim liegt das 1453 erstmals genannte Geyerbach. Hier wurde um 1700 eine Ziegelei errichtet, um die sich dann im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts ein kleiner Weiler entwickelte. Sie war bis in die neueste Zeit im Betrieb. An der von Dürrwangen nach Laufen führenden Straße liegt oberhalb Dürrwangen die „Ziegelhütte“, heute ein hochgiebeliges, verschindeltes Bauernhaus. Beim Bahnhof Frommern auf dem Dürrnbühl befindet sich seit 1898 ein Ziegelwerk, das die Opalinustone abbaut. Es ist eine der wenigen Ziegeleien, außer Schlatt, die heute noch bestehen, während früher Ziegelhütten (außer den bereits genannten) in Binsdorf, Rosenfeld, Ebgingen, Täbingen, Geislingen, Lautlingen, Hausen a. T., Leidringen, Ostdorf, Bernstein usw. vorhanden waren. Im 19. Jahrhundert vermehrten sie sich noch. Es gingen aber nach 1900 die meisten wieder ein, nachdem Maschinenziegeleien ihren Betrieb eröffnet hatten.

Die Gipsmüller

Im 19. Jahrhundert wurde bei Ostdorf die Kaunter-Gipsmühle erbaut. Später beherbergte sie eine Möbelwerkstätte, heute ist sie abgegangen. Zur Verarbeitung des Düngergipses wurde der Gips von Owingen bezogen (dort am Mildersbach bis in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts eine Gipsmühle). Eine Landtagsdenkschrift aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts gibt Kunde von der Bedeutung des Düngergipses: „In Owingen sind unerschöpfliche Gipssteinbrüche, aus welchen jährlich mindestens 1800 Wagen roher Steine im durchschnittlichen Gewicht von 40 Ztr., mithin 72 000 Ztr. über Balingen gehen. Von diesem Quantum werden etwa die Hälfte in den zwei Gipsmühlen zu Balingen gemahlen und als Düngemittel benützt. Weiter werden von den hiesigen Güterbesitzern noch wenigstens 3000 Ztr. aus der Gipsmühle zu Owingen zum Ausstreuen auf die Klee- und Esperfelder mit eigenem Fuhrwerk bezogen, weil das Simri Gips in Owingen bloß 4 Kreuzer kostet, während es in den hiesigen Mühlen mit 8 Kr. zu bezahlen ist“. Die Gipsbrüche zu Bochingen und Bergfelden waren bis in die neueste Zeit herein im Betrieb.

Die Weber

In alter Zeit spielte in jedem unserer Dörfer die Weberei in Form der Hausweberei eine nicht unbedeutende Rolle. Schon um 1200 mußten in Truchteltingen jährlich etwa 180 Ellen Tuch an den St. Gallischen Fronhof abgeliefert werden, in Frommern wahrscheinlich noch mehr. Wenn man annimmt, daß die Abgabe etwa 25% betrug, so ergibt dies für Truchteltingen eine Produktion von etwa 900 Ellen, das ungefähr 500 Meter Tuch sind.

Dem Hanf- und Flachs-anbau wurde eine besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet. Die Leinwandbereitung stand damals im Mittelpunkt des dörflichen Lebens. Zu den Leinenstoffen pflanzte man Hanf und Flachs und stellte daraus Leintücher, Bettziechen, Tischtücher her. Oder man nahm ein Stück tuchigen Zwilchs, machte aus ihm, gefärbt oder ungefärbt, ausdauernde Zwilchröcke für die Mädchen oder zwilchene Höslein für die Buben. Im beginnenden 14. Jahrhundert werden erstmals Weber in den Dörfern erwähnt: 1327 H. der Weber in Erzingen, 1329 Hans Rott der Weber in Frommern und im selben Jahr ein Weber in Dürrwangen. Als die ersten Webereien gelten kurz vor 1400 die Frauenkläusen, in denen der Unterhalt durch Weben erworben wurde. Barchenttuche werden 1393 in Weilen und Ratshausen unter den Abgaben genannt. Selbst in dem kleinen Burgfelden werden 1717 2 Weber erwähnt, der eine sogar mit 2 Stühlen. Bereits vor dem Dreißigjährigen Krieg arbeiteten im Schmiechatal viele Weber. Während dieses Krieges und Jahre danach erlitt die Weberei einen Rückschlag, erholte sich jedoch bis um 1700 und breitete sich immer mehr aus, so daß im Schmiechatal, auf der Alb, in Nusplingen und in Weilen u. d. R. viele Weber waren, die einen, zwei, oft aber auch drei Stühle besaßen. Neben den rein leinenen Stoffen wurden auch mit Baumwolle vermischte (Wiefeling) hergestellt. Wiefeling war ein „grober Zeugstoff, dessen Zettel Linnengarn, der Einschlag Wolle“ war. Man machte daraus Wiefelgröcke, die blau und schwarz gefärbt wurden.

Nach 1750 wurde die Leinenweberei durch die Wirkerei verdrängt. Im Tailfinger Gewereregister von 1900 findet sich nur noch „Michael Schöller, Weber, Johannes Schöllers Schuster Sohn als letzter Leineweber“ (Tailfinger Heimatbuch S. 334), in vielen Orten ländlicher Struktur, wie in Obernheim und Ratshausen, bis zum Ersten Weltkrieg noch einige. In Nusplingen ist der letzte Handweber 1945 gestorben.

Das Spinnen der Frauen wird 1529 in der Ordnung des Leidringer Dinghofs beschrieben. Dabei werden auch die verschiedenen Arten von Tuch genannt (Zwillich, Schleeger, Ainlich, Wollentuch, zwiefaltene Röcke). Eine 1757 angelegte Tuchbleiche zu Streichen läßt vermuten, daß die städtischen Bleichen zu jener Zeit nicht mehr ausreichten.

Heute klappert in den „Dunken“ kein Webstuhl mehr. Diese kunstsinige Maschine und alle die Geräte des Webers gehören der Vergangenheit an: das Spulrad, auf dem die spulen gemacht, und die Zettelrahme, um welche die Fäden der Spulen gelegt wurden, damit sie als sogenannte „Zettel“ nebeneinander zu liegen kamen und nacher in der ganzen Tuchbreite dem Weberbaum aufgewunden werden konnten.

Die Weber auf dem Dorfe haben es zu keiner großen Bedeutung gebracht. Sie gehörten zu den schlecht bezahlten Handwerkern und waren in keinen „Schmalzhafen“ gesetzt. Volkswitz und Volkshumor hat sie neben den Schneidern nicht ungerupft gelassen: „Die Leinenweber sind eine saubere Zunft, bei Fasten halten sie Zusammenkunft“, singt man von den Webern. „Die Leinenweber nehmen keinen Lehrjungen an, der nicht ein Vierteljahr fasten kann“. Darin kommt zum Ausdruck, daß die Weber ein mageres Brot hatten. Bei magerem Brot konnten sie nicht fett werden: „Dreizehneinhalb Weber wiegen vier-

zehneinhalb Pfund, und wenn sie's nicht wiegen, so sind sie nicht g'sund", heißt es von ihnen.

Wen der Volkshumor einmal unter der „Hechel“ hat, den hechelt er gründlich, und so ergeht es auch dem Weber. Er soll am Garn, das ihm die Bauern gebracht haben, eine so große Freude haben, daß er sich nur schwer von ihm trennen kann: „Do a Böppele, det a Böppele, Geit am Weber au a Zettle!“

Doch die Weber verstehen auch einen Spaß, sie legen nicht alles auf die Goldwaage. Ist das Brot auch mager, es ist doch wohl verdient“, 's ist besser als bettelt, 's ist besser als bettelt“, heißt der Takt, in dem das Schifflein fliegt und die Lade schlägt. Nun sei's aber dieser Tonart genug. Die fleißigen Weber saßen auf der Werkbank an ihrem Webstuhl, schossen ihr Schifflein hinüber und herüber, entwirrten mit Geduld Fäden, die sich verschlungen hatten, und sie waren also den größten Herren der Menschheit ein Vorbild. Heute macht der Handweber nicht mehr das Tuch, die Maschine macht es. Für uns bleibt nur das Bild der Erinnerung: Der Webstuhl mit dem Weber daran, der die Schemel tritt und das Schifflein schießen läßt, ein Bild unermüdlicher Emsigkeit und unumbringlichen Fleißes: Schieß nüber, schieß rüber, schieß nett daneba, des ist em Weber sei Tausedleba!

Der Werkstatt des Webers war die „Dunke“ (Herkunft des Wortes ist umstritten). Sie befand sich im Keller, unter dem Boden der Wohnstube und war von hier aus durch eine Falle zu erreichen, dann auch neben dem warmen Stall, meist Geißenstall. In der Dunkelheit und Feuchtigkeit arbeitete hier der Weber zeitlebens. Das dies in dem dunkeln Raum mit Gefahren (Krankheiten) verbunden war, ist verständlich.

Bleicher

Zum „Urhandwerk“ des Webers gehört notwendig der Bleicher, der die gewebten Stoffbahnen im Freien ausspannte und sie durch Einwirkung von Sonne und Wind bleichte, weißer und heller machte. Durch laufendes Netzen wurde der Bleichprozeß beschleunigt. Heute erinnern noch Flurnamen an die Stellen, wo gebleicht wurde, z. B. in Balingen gibt es eine „Bleiche“ (an der unteren Hirschbergstraße) oder einen „Bleichgartenweg“ beim Kath. Kindergarten. Diese Bleichen benützten später auch die Wildlederhandschuhmacher. Meist stand ein kleines „Bleicherhäusle“ bei der Bleiche, in dem die Geräte aufbewahrt wurden. Später kam mit dem Aufkommen der Wirkwarenindustrie der Bleichkessel auf, wo dann mit Hilfe chemischer Mittel gebleicht wurde. Heute hat die Leinweberei in unserer Gegend ganz aufgehört.

Interessant sind die Beziehungen des Elsaß zu Württemberg. Im Jahr 1324 verkauften die Grafen Walter IV. und Burkhardt I. ihren Besitz von Horburg-Reichenweier an ihren Oheim, den Grafen Ulrich III. von Württemberg. Erst im Jahr 1409 wurde dieser Besitz mit der Grafschaft Mömpelgard vereinigt. Diese französische Grafschaft liegt rund 20 Kilometer südlich von Belfort. Sie wurde durch die Heirat Henriettes von Mömpelgard mit Graf Eberhard III. württembergisch.

Horburg liegt dicht ostwärts von Colmar und das schöne Städtchen Reichenweier zehn Kilometer nordwestlich davon. Im Schloß von Reichenweier wurde 1484 Herzog Ulrich geboren und im Jahr 1750 die Gattin Herders, Maria Karoline Flachsland. In dem Schloß von Horburg, das 1597 Heinrich Schickhardt erbaute, wurde Herzog Friedrich I. (1593-1608), der in Mömpelgard aufwuchs, geboren. Es ist leider 1675 zerstört worden. Das Schloß in Reichenweier dient heute als Schule. Das württembergische Wappen ist noch immer dort angebracht, und ist auch an andern Stellen des Städtchens zu sehen. Bis zum Jahr 1796 war Horburg-Reichenweier württembergisch, es ging dann in französischen Besitz über. Als 1752 Herzog Karl Eugen schwer verschuldet war, ließ ihm Voltaire 500 000 Livres, er ließ sich aber dafür die Reichenweier Weinberge verpfänden, die heute noch mit die besten Trauben des Elsaß hervorbringen.

Von Karl dem Kühnen von Burgund, der ein neues Königreich von der Nordsee bis zum Mittelmeer schaffen wollte, drohte Gefahr für das Land. Die elsässisch-habsburgischen Gebiete waren schon in seiner Hand, aber er verlor 1476 die Schlacht bei Murten gegen die Eidgenossen und fiel dann in der Schlacht bei Nancy 1477 gegen Herzog Reni II. von Lothringen. Damit war der burgundische Traum ausgeträumt.

Neue Unruhe brachte die Reformation, die sich von 1520 an, vor allem in den Reichsstädten ausbreitete. Dazu kamen die Bauernaufstände, die mit dem „Bundschuh“ teilweise schon vor der Reformation dort einsetzten, aber, wie auch im Schwabenland, blutig niedergeschlagen wurden. Die Gegenreformation brachte zwar von 1568 an äußerlich Ruhe, aber in den Herzen der Menschen brodelte es weiter, und es standen in dieser unruhigen Zeit der Spätgotik und beginnenden Renaissance Männer auf, die den reaktionären Zeitgeist verspotteten, andere aber gingen gegen die reformerischen Gedanken an.

Da ist Johann Geiler von Kaysersberg zu nennen, der Volksprediger, der von 1445-1510 lebte und als Domprediger in Straßburg starb. Er geißelte als drastischer Sittenapostel die sich auflockernde Moral: „... Nur der Name des Adels ist geblieben, nichts von der Sache bei denen, die edel heißen. Es ist eine Nußschale ohne Kern, aber voller Würmer... keine Tugend, keine Frömmigkeit... sie sind voll Liederlichkeit, Übermut...“ Der Humanist Jakob Wimpfeling (1450-1528) aus Schlettstadt war von Luthers Auftreten begeistert, ist aber Katholik geblieben. In seiner „Germania“ und in andern Schriften trat er für die deutsche Kultur im Elsaß ein. Sebastian Brant (1458-1521), der in Straßburg geboren wurde und dort Syndikus und Stadtschreiber war, schrieb als Humanist vor allem Moralsatiren und Flugblätter. In fast alle europäische Sprachen wurde sein „Narrenschiff“ übersetzt, das die Narren aus allen Schichten der Bevölkerung nach Narragonien befördert.

In Colmar wurde Jörg Wickram (um 1500-1560) geboren, der in seinem „Rollwagenbüchlein“ eine Sammlung von kurzen Schwänken zusammenstellte und auch schon Romane verfaßte. Er war außerdem Meistersänger, Dramatiker und Novellensammler und ist in Burkheim am Kaisertuhl um 1560 als Stadtschreiber gestorben.

Der unruhige Geist Thomas Murner (1475-1537) stammte aus Oberehnheim im Elsaß. Er reiste viel in Europa umher und wandte sich in seinen Schriften gegen soziale und kirchliche Mißstände: „Schelmenzunft“, „Narrenbeschwörung“, „Die Mühe von Schwindelheim“. Geistreich, witzig und beißend schrieb er, auch gegen Luther, den er zunächst aner-

Das Elsaß

(Ein Beitrag zur Studienreise der Heimatkdl. Vereinigung)

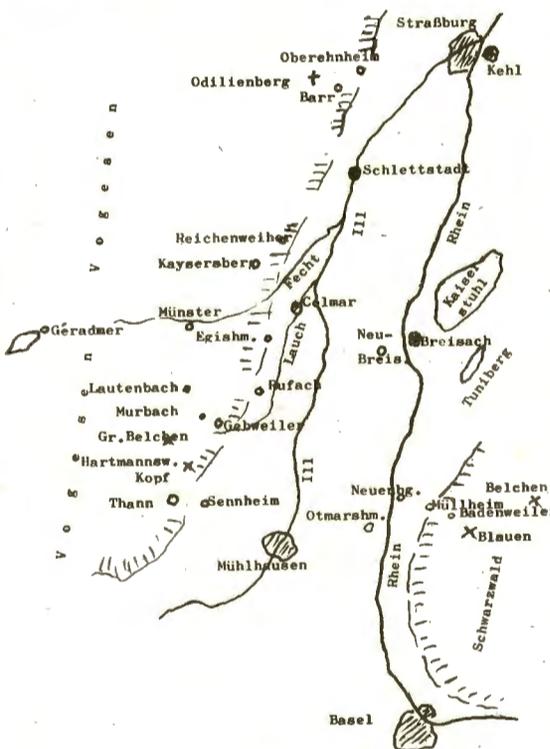
Schon geologisch gesehen ist das Elsaß eigentlich nur das Spiegelbild der deutschen Oberrheinebene und des Schwarzwaldes. Beide sind zur gleichen Zeit entstanden und haben dieselbe geologische Struktur. Der Name Elsaß wird abgeleitet von „Alisazun“ = die in der Fremde, im Elend (Ali) Sitzenden, die durch den Rhein Getrennten. Geprägt wurde der Name wahrscheinlich in römischer Zeit, nach 260, als die Alemannen die Römer hinter den Rhein vertrieben, und so die linksrheinischen Alemannen, die schon vor Cäsar dort Fuß gefaßt hatten, abgetrennt wurden (58 v. Chr. Sieg Cäsars über Ariovist bei Mühlhausen).

Schon vor den Alemannen und Römern saßen, wie auch bei uns, die Kelten im Land. Auf dem Odilienberg ist ein 10 km langer, mit mächtigen Steinblöcken durchsetzter Wall von 3 m Höhe und 1,5 m Breite erhalten, der ein Areal von 100 ha umschließt. Auch an andern Stellen fand man Reste der Keltenzeit. Bis 406 n. Chr. dauerte die römische Herrschaft im Elsaß, aber im 4. Jahrhundert rührten sich die linksrheinischen Alemannen immer wieder, so daß sich Kaiser Julian gezwungen sah, sie mit seinen Legionen im Jahr 375 bei Straßburg zu schlagen. Eine Generation später aber, von 406 an, stürmten die Alemannen weiter nach Süden und Westen vor und besetzten das Land.

Die Völkerwanderungszeit, vor allem das 5. Jahrhundert, brachte wie in ganz Europa, so auch im Elsaß erneut Unruhe und kriegerische Auseinandersetzungen. Schließlich unterwarfen die Franken nach der Schlacht bei Zülpich 496 unter Chlodwig auch die elsässischen Alemannen. Aber es folgte unter den Franken eine lange Periode des Aufbaues und Ausbaues. Sie gründeten um 640 das Herzogtum Elsaß.

Im Vertrag von Verdun 843 kam das Mittelreich mit dem Elsaß an Lothar und nach dessen Tod im Jahr 870 an Ludwig den Deutschen. Schließlich wurde das Elsässer-Land unter Kaiser Heinrich I. 925 ein Teil des Herzogtums Schwaben, das dann im Jahr 1079 an die Staufer kam und zum Kernland ihrer Hausmacht wurde. Hier waren im 12. und 13. Jahrhundert die zentralen politischen Mächte zu Hause. Friedrich II., der 1237 zum letzten Mal hier weilte, nannte das Elsaß das geliebteste seiner Erbländer.

In der ehemaligen achteckigen Wasserburg in Egisheim war die Pfalz der Staufer. Friedrich Barbarossa erneuerte im 12. Jahrhundert



die Schenkung des Klosters auf dem Odilienberg und berief seine Base Relindis aus dem Kloster Neuburg als Äbtissin hierher. Heinrich VI. ließ Sibylle, die Witwe des normannischen Fürsten Tankred, der sich im ersten Kreuzzug besonders ausgezeichnet hatte, hierherbringen, wo sie in Ruhe ihren Lebensabend verbringen konnte. Friedrich II. gründete die Freien Reichsstädte Schlettstadt 1216, Colmar 1220 und Münster 1235. Er erwarb im Jahr 1226 Kaysersberg von den Herren von Horburg und von Rappoltstein und legte dort die Stauferburg an, von der noch bedeutende Reste zu sehen sind.

Nach dem Ende der Stauferzeit zerfiel das Elsaß in Nieder- und Oberelsaß. Letzteres wurde später (1135) habsburgisch. Ein einigendes Band bildete der Zehnstädtebund der elsässischen Reichsstädte vom Jahr 1354 (ohne Straßburg und Mühlhausen). Straßburg selbst war so groß und selbstständig, daß es im 15. Jahrhundert eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte erlebte. Mühlhausen schloß sich im 16. Jahrhundert den Eidgenossen an.

kannte, dann aber in seinem Angriff auf die Fundamente der katholischen Kirche ablehnte und bekämpfte: „Von dem großen Lutherischen Narren“.

Schließlich wäre neben manchen andern vor allem noch der Straßburger Protestant Johann Fischart (1547–1590) zu nennen. In seiner „Flöhhatz“ wandte er sich gegen die Klatscherei, Tanzlust, Putzsucht, das Flanieren und die mangelnde Kirchenandacht der Frauen. „Das glücklich Schiff von Zürich“ zeigt seine Freude an der guten Sprache, die er meisterlich beherrschte. Auch war er sprachschöpferisch tätig, so nannte er die Jesuiten „Jesuwider“, „Sauiter“, „Jesebelliter“ und in seiner „Flöhhatz“ fand er Ausdrücke wie „Bohrtief“, „Hakkinsbäcklein“ und „Zupfsieck“.

Der 30jährige Krieg brachte auch im Elsaß Not, Hunger, Seuchen und Elend. Im Westfälischen Frieden wurden 1648 die habsburgischen Besitzungen und die Vogtei über die Reichsstädte an Frankreich abgetreten. 1673 besetzten die Franzosen Colmar. 1674 fiel das ganze Elsaß außer Straßburg und Mühlhausen an Frankreich, 1681 folgte die Kapitulation Straßburgs. In der Französischen Revolution 1789 wurde das Elsaß in zwei Departements (Ober- und Unterelsaß) aufgeteilt. 1798 trat auch Mühlhausen der Franz. Republik bei. 1871 kam das Elsaß mit Lothringen im Frieden von Frankfurt als Reichsland zum Deutschen

Reich. Im Vertrag von Versailles 1919 wurden beide Länder wieder an Frankreich abgetreten und im zweiten Weltkrieg (1940–46) in das Deutsche Reich eingegliedert. Der verlorene Krieg brachte 1945 die Rückgabe an Frankreich.

Dieses ewige Hinundher, dieses Zankapfel-dasein, das in den Anfängen bis in die Zeit Karls des Kühnen zurückreicht, hat natürlich auch den Charakter des Elsässers geprägt. Es wäre zu wünschen, daß unter dem einigenden Gedanken Europas der innere Zwiespalt im elsässischen Volk zur Ruhe kommt. Seit 1949 tagt der Europarat in Straßburg, und 1959 wurde der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg geschaffen. Bedeutende Anziehungspunkte im Elsaß sind neben Straßburgs Münster und seinen Bauten und Kunstwerken der „Isenheimer Altar“ des Meisters Nidhart Gothard (Grünwald) und Schongauers „Maria im Rosenhag“ in Colmar, die reizvollen Städte wie Kaysersberg, Reichenweiher, Rappoltweiler, Colmar, Egisheim und viele andre, die Kirchenbauten von der Romanik bis zur Gegenwart, die keltische Heidenmauer auf dem Odilienberg und natürlich die landschaftlichen Reize der z. Tl. noch „unberührten“ Vogesen mit ihren kleinen Karseen und den weiten Ausblicken auf den vielen Bergeshöhen.

Kurt Wedler

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner Fortsetzung

Nach dem Wiederaufbau verkaufte Schneider (wohl nicht ganz freiwillig) am 9. Juli 1846 „die dreistöckige Behausung in der Marktstraße neben Kaufman Maag und Jakob Ott mit der Apotheke nebst dem Privilegium derselben und der dazu gehörigen Einrichtung an Warenvorräten und Gerätschaften nebst einem kleinen Baum- und Graspflanzen“ um 36 000 fl. an den Apotheker Adolf Keller von Niederstotzingen bei Ulm (127). Dieser konnte sich allem Anschein nach mit den hiesigen Verhältnissen gar nicht abfinden. Jedenfalls verkaufte er schon nach einem Vierteljahr die obere Apotheke weiter an den Apotheker Hermann Faber, für den sich die Kaufsumme auf 36 200 fl. erhöhte (128), und zog nach Ochsenhausen; 1879 lebte er in Biberach. Mit Faber ist wieder Stetigkeit in der Entwicklung der oberen Apotheke eingetreten, denn er hat sie bis zum Jahr 1878 geführt.

Ehe auf Faber und sein hiesiges Wirken eingegangen wird, ist zu erwähnen, daß bei all diesen Käufen der Kaufpreis nie bar auf den Tisch gezahlt wurde. Barzahlung kommt auch heutzutage selten vor, das benötigte Geld würde man sich von einem Geldinstitut besorgen. Im letzten Jahrhundert erfolgte das noch durch Zieler, die über Jahrzehnte liefen. Der Amtsnotar im Kaufbuch und die Unterpfandsbehörde notierten die Schuld, die erforderliche Sicherheitsleistung und den Modus der Abzahlung. Mit Hilfe dieser Bücher war es möglich, die genaue Reihenfolge der Apotheker zu ermitteln.

Faber war am 3. März 1818 in Bissingen unter Teck als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Zu seiner künftigen Ehefrau hatte er Anna Luise Goll, eine Tochter eines Devisenfabrikanten(!) in Biberach, ausersehen, die ihm 5000 fl. mitbringen sollte. Die Ehe wurde hier am 23. November 1846 geschlossen. Beiden wurde nach der Heirat das hiesige Bürgerrecht gegen Entrichtung der Bürgerannahmegebühren verliehen (129). Eine Tochter aus dieser Ehe war später die Frau des hiesigen Schullehrers Holder. 1879 ist Faber mit seiner Familie nach Biberach verzogen.

Im Januar 1849 ließ Faber Apothekeneinrichtung und Warenlager nach Taxation durch die Apotheker Palm und Daniel Groz für 4000

fl. bei der Württ. Feuerversicherungsgesellschaft versichern (130).

Als Faber die Offizin übernahm, zeigte er das im „Albboten“ der Bevölkerung in einer „Empfehlung“ an. Auf derselben Seite bot er den oberen Stock seines Hauses, drei Zimmer nebst Küche und Platz auf der Bühne, zur Miete an (131). Einer der Mieter war Anfang der 70er Jahre der Reallehrer Rath, der bei seinem Auszug die Wohnung so herrichten ließ, wie er sie angetreten hatte. Das war so ortsüblich. Raths Nachfolger aber, der Postmeister Rueff, der im Frühjahr 1872 einzog und im Herbst wieder auszog (bei einer Jahresmiete von 120 fl.), gab dem Apotheker Anlaß zu einer Beschwerde beim Gemeinderat. Rueff sollte den Hausgang und die Zimmerdecken, sowie alle Gelasse weißnen, die Öfen und den Herd instandsetzen lassen. Rueff sträubte sich zunächst gegen diese Forderungen. Der Gemeinderat bestimmte drei Handwerker als Bauschau, die zu dem Ergebnis kamen, daß zwar die Küche in Ordnung sei, die Zimmer aber und der Gang geweißnet werden müßten. Demgemäß entschied der Gemeinderat (132).

Nach einem Erlaß vom November 1848 waren die Apotheker verpflichtet, Malaga, Essig und Weingeist zu führen, und berechtigt, Likör im kleinen zu verkaufen. (133)

Häufig kam es vor, daß die beiden Apotheker Medikamente an arme Leute abgaben, die die Rechnungen nicht bezahlen konnten. Dann wurden die Rechnungen der Armenpflege vorgelegt, durch den Oberamtsarzt geprüft und meistens nach Bestätigung unter Abzug eines Rabatts von 10% bezahlt.

Anders lief es, als Faber im Jahr 1849 gegen vier Bürger wegen Schulden für Medizin Schuldklage erhob und das Gericht beschloß, „den Exekutor (= Gerichtsvollzieher) Zürcher zu beauftragen, diesen Schuldnern Fahrnis, wie solche entbehrlich oder dem Zweck am besten entsprechend ist, in hinreichender Anzahl auszupfänden, solche zum Verkauf zu bringen und vom Erlös die eingeklagten Schulden zu bezahlen“ (134). Ob wohl der Apotheker auf diesem Wege zu seinem Geld gekommen ist?

Im Oktober 1853 wollte Faber einen Lehrling einstellen und ausbilden. Das durfte er aber nach obrigkeitlichen Vorschriften nur, wenn er auch einen Gehilfen hatte. Diese Forderung schien Faber zu hart, er machte eine Eingabe um Dispens von dieser Bestimmung. Der Stadtrat bezeugte ihm in einem Begleitschreiben 1) daß Faber als ein pünktlicher und gewissenhafter Geschäftsmann bekannt sei, 2) daß es für ihn in pekuniärer Beziehung ein zu großes Opfer wäre, wenn er wegen eines Lehrlings einen Gehilfen halten müßte. Dem Gesuch wurde stattgegeben (135).

Im April 1853 wurde Faber um 15 Kr. gestraft, weil er zur Bürgerausschlußwahl nicht erschienen war (136). Noch gab es keine geheime Wahl: man mußte seinen Willen vor den Mitgliedern des Gemeinderats kundtun. Mochte da der Apotheker seine Ablehnung dieses oder jenes Bewerbers nicht offen zeigen?

Auf eine Anforderung des Balingen Oberamtsgerichts stellte das hiesige Stadtgericht im Oktober 1855 Faber das Zeugnis aus, 1) daß er ein Vermögen von mehreren Tausend Gulden und ein gutes Prädikat besitze, 2) daß er noch keine Vorstrafen erstanden habe (137).

1859 ließ Faber sein Mobiliar bei der Württ. Feuerversicherungsgesellschaft auf 4000 fl. versichern (138).

Faber hatte am Ende seiner Apothekertätigkeit die finanziellen Forderungen der Apotheker Spring und Keller vollständig, die der Töchter des Apothekers Schneider teilweise getilgt. Deren Restforderung ging auf seinen Nachfolger Vierordt über (139).

Im Jahr 1878 verkaufte Faber seine Apotheke an den Apotheker Karl Theodor Vierordt, 1850 als Sohn des späteren Tübinger Professors der Medizin Karl von Vierordt geboren. Er schloß 1879 hier die Ehe mit Hedwig Palm, einer Tochter des hiesigen Arztes Dr. Karl Georg Ludwig Palm. Die Ehe war von Unheil überschattet: Vierordt starb schon im Januar 1883 hier, seine Frau 1920 in Weissenau, und die einzige Tochter, für die zunächst Dr. Ernst Palm als Pfleger bestellt wurde, fand 1936 den Tod im Rhein (140).

Vierordt konnte die finanziellen Forderungen der beiden Töchter des Apothekers Schneider, die sich 1879 noch auf 9857 M. beliefen, befriedigen (141).

Um eine Forderung gegen den Müller Theodor Konzelmann in Höhe von 30 M. durchzusetzen, mußte die Witwe Vierordt das Stadtgericht anrufen (142).

Vierordts Witwe hat durch einen Vertrag vom 5. April 1883 ihre Apotheke an den Apotheker Gustav Valet verkauft (143). Dieser war als Pfarrerssohn im Juli 1852 in Grömbach bei Altensteig geboren. Sein Großvater August Friedrich Valet (geb. 1811) war ein bedeutender Kenner und Sammler von Pflanzen. Valets Frau stammte aus Dornstetten.

Die Verbindlichkeiten Valets an den Apotheker Faber in Biberach betragen bei der Übernahme der Apotheke noch 41 142 M, die an Frau Hedwig Vierordt geb. Palm 5 857 M. Beide Forderungen waren mit 4½% zu verzinsen (144).

Unter Valet erhöhte sich das Steuerkapital der oberen Apotheke im Jahr 1894 von bisher 2450 M auf 3155 M. Das rührte vermutlich von einer wesentlichen Verbesserung der Einrichtung her (145).

1894 wurde Valet als Pfleger für die Kinder des Uhrmachers August Merkle bestellt, als ihnen eine Erbschaft zugefallen war. Der Apotheker durfte das als Vertrauensbeweis seitens der Stadt ansehen (146).

Erst im November 1899 beantragte Apotheker Gustav Valet, inzwischen Vater von sieben Kindern, die Erteilung des hiesigen Bürgerrechts mit Teilhabe am Bürgernutzen. Da er seit 16 Jahren Wohn-, Gewerbe- und Gebäudesteuer bezahlte, wurde sein Gesuch bewilligt und die Stadtpflege angewiesen, die Aufnahmegebühr mit 10 M und die Eintrittsgebühr mit 100 M von ihm zu erheben (147).

Im Jahr 1901 hat Valet das Geschäft verkauft. Offenbar hatte sich der wirtschaftliche Zustand der beiden Apotheken durch die stark gestiegene Bevölkerungszahl, die im Zusammenhang mit der Industrialisierung er-

folgt war, so gebessert, daß es sich Valet leisten konnte, sich ins Privatleben zurückzuziehen.

Als Valet am 6. Juni 1929 hier starb, widmete ihm der „Albbote“ folgenden Nachruf: „Heute in der Frühe verstarb nach längerem Kranklager, im 77. Lebensjahr stehend, Apotheker Gustav Valet. Der Verstorbene – ein Mann von gemütvoller, freundlicher Art und mit sonnigem Humor ausgestattet – stand einst in Ebingen im Mittelpunkt des geselligen Lebens und durfte sich in Sängerkreisen, namentlich aber als Vorstand des Gesangsvereins Eintracht, einer Liebe und Hochschätzung erfreuen wie selten einer. Seines geschwächten Augenlichts wegen mußte sich Valet – einst der Besitzer der Oberen Apotheke – vor Jahren ins Privatleben zurückziehen. Die Kriegs- und Inflationsjahre haben auch ihm bitter mitgespielt. Vor wenigen Monaten ist ihm seine Gattin durch den Tod entrissen worden. Möge nun dem braven Manne, dem einst so frohgemuten Sänger, die Erde leicht sein“.

Die obere Apotheke ging mit Wirkung vom 1. Januar 1901 in den Besitz des Apothekers Albert Ranft über, der 1871 in Sulzbach in der Oberpfalz als Sohn eines Regierungsrats und Strafanstaltsdirektors geboren war. Seine Approbation hatte Ranft 1897 an der Universität Erlangen erhalten.

Mit der Apotheke übernahm Ranft als Lehrling den Sohn des seitherigen Inhabers, Eugen Valet, der seine Lehre am 1. Oktober 1898 begonnen hatte und nach dem Bericht der bezirksärztlichen Visitation ein gut geführtes und reichliches Arbeitsjournal sowie Herbarium besaß. Ranft mußte wie schon Valet um die Erlaubnis, einen Lehrling ohne Gehilfen zu halten, nachsuchen. Denn noch immer galt als Richtschnur, daß ein Lehrling nur bei Vorhandensein eines Gehilfen ausgebildet werden durfte. Für den Apotheker war die Führung eines Giftbuches vorgeschrieben. Der bezirksärztliche Bericht besagt u. a., daß die Pulver aus vegetabilischen und animalischen (= pflanzlichen und tierischen) Rohstoffen, sowie die galenischen Präparate größtenteils selbst gefertigt, die übrigen von den Firmen Schmid und Dihlmann, Duvernoy und Buch (Buck?) bezogen werden.

Ranft hat seine Apotheke bis in den zweiten Weltkrieg hinein geführt. Auf 1. Januar 1941 verpachtete er seine Offizin an den Apotheker Hermann Roos und zog nach Stuttgart. Roos, 1912 als Pfarrerssohn in Welzheim geboren, hatte in München und Stuttgart studiert. In Ebingen war er nach dem Krieg, den er als Apotheker mitgemacht hatte, darum bemüht, an der inneren Erneuerung unseres Volkes mitzuwirken. 1956 wurde er dank dem Vertrauen der Bevölkerung, das er sich rasch erworben hatte, in den Gemeinderat gewählt. Anfang Mai 1958 erlag Hermann Roos überraschend einem Herzversagen.

Seitdem führen eine Enkelin Albert Ranfts, Frau Apothekerin Christa Hagemann, und ihr Mann, Apotheker Henning Hagemann, die von Lübeck kamen, als Besitzer die obere Apotheke.

Die untere Apotheke

Johann Ludwig Palm (II)

Johann Ludwig Palm hat, wie schon erwähnt, im Jahr 1786 durch Herzog Carl Eugen die Erlaubnis erhalten, hier eine zweite Apotheke zu errichten. Sein Stiefvater, der Apotheker Rampold, hatte in das Vorhaben eingewilligt. Palm hat diese, seine Apotheke mehr als vier Dezennien bis zu seinem Tod im Jahr 1830 geführt. Seine erste Frau, Susanna Barbara Daiber, stammte aus einem hiesigen Handwerkerhaus, ihr Vater Johann Jakob Daiber war Bortenmacher. Palm hatte von ihr neun Kinder, von denen die Mehrzahl klein starb. Der älteste Sohn Johann Ludwig wurde Apotheker wie der Vater und betrieb später eine eigene Apotheke in Alpirsbach. Der Sohn Gottlieb lernte ebenfalls die Apothekerkunst, legte aber keine Prüfung ab und schlug sich als Kaufmann ziemlich kümmerlich durch. Ein weiterer Bruder, Jakob Wilhelm, lebte in Texas in den Vereinigten Staaten. In der zwei-

tén Ehe mit Wilhelmine Heinrike Mez, einer Pfarrerstochter, wurden noch sieben Kinder geboren. Das 13. Kind, Christian Eberhard, wurde wieder Apotheker und Nachfolger des Vaters auf der hiesigen Offizin, das 15. Kind, Karl Georg Ludwig, Jahrgang 1812, studierte Medizin und war dann hier ein geschätzter Arzt (s. vorn).

Für seine Apotheke hat Palm ein Haus in der unteren Marktstraße neben dem Diakonot oder Helferlat erworben (148). Damit war die zweite Apotheke die untere und ist das – allerdings in einem benachbarten Haus – bis heute geblieben.

Auch von Palm lassen sich Käufe und Verkäufe von Grundstücken nachweisen, jedoch bleiben sie an Zahl weit hinter denen Rampolds zurück. Wahrscheinlich hatte er bei seinen vielen Kindern weniger flüssige Mittel, die er hätte anlegen können. 1821 erhielt Palm nach einer Medizinalvisitation den Auftrag, mehrere feine Waagen anzuschaffen (149). Die wird er sich in Onstmettingen besorgt haben bei dem Mechanicus Simon Sauter, der noch in der Tradition stand, die auf den Pfarrer Philipp Mathäus Hahn zurückging. Ein Sohn Simon Sauters, Johann Jakob, besaß später das Haus, in dem Palm seine Offizin eingerichtet hatte. Auf die noch durchaus ländlichen Verhältnisse im damaligen Ebingen wirft ein Licht eine Bestrafung Palms durch das Stadtschultheißenamt, weil er 1823 entgegen dem Verbot über Nacht Dung vor seinem Haus in der Marktstraße hatte liegen lassen (150). Der Apotheker Rampold war ja einmal aus einem ähnlichen Grund bestraft worden.

Ärger hatte der Herr Apotheker 1824, wegen seiner Magd, die sich des öfteren mit einem Engstlatter traf und am Sonntag erst um 6 Uhr (abends!) nach Hause kam. Er schalt den Engstlatter einen Nichtsnutz, weil seine Magd durch ihn ihren Dienst vernachlässige. Sie komme nicht zur rechten Zeit nach Hause und stehe des Morgens nicht zur gehörigen Zeit auf (151).

Am 10. Mai 1830 ist Johann Ludwig Palm gestorben. Die Erben verkauften etliche Güter, vor allem Wiesen, im Wert von mehr als 2000 fl. Die Apotheke die auf 10 000 fl. angeschlagen war, ersteigerte zunächst am 1. Juli 1830 Johann Ludwig Palm (III), der Alpirsbacher Apotheker für 18 025 fl., verkaufte sie jedoch schon im September 1830 weiter an seinen Stiefbruder Christian Eberhard Palm um 15 200 fl., davon die Hälfte in bar, der Rest in jährlichen Zielern von je 1000 fl. zu bezahlen und mit 5% zu verzinsen (152).

Christian Eberhard Palm

Gleich in den ersten Wochen seiner Selbständigkeit stellte Christian, noch ledig und als 23jähriger noch nicht volljährig, beim Stadtrat den Antrag, ihm eine Bürgerholzgabe zu bewilligen. Dazu der Stadtrat am 27. Oktober 1830: Palm ist zwar im Besitz des hiesigen Gemeindebürgerrechts und seit 6. September der Apotheke seines verstorbenen Vaters, die er infolge der durch sein Prüfungszeugnis erlangten Ermächtigung selbständig auf eigene Rechnung besorgt, aber er wird insofern noch nicht als Aktivbürger gerechnet, als er von der Minderjährigkeit noch nicht dispensiert ist. Nach dem Gesetz über Bürger- und Besitzrechte sind nur Aktivbürger zur Teilnahme an den Gemeindevorteilungen berechtigt. Damit lehnte der Stadtrat das Gesuch ab, Christian mußte für den ersten Winter sich das nötige Holz kaufen (153).

1833 heiratete Palm die Katharina Theresia Wernlen, Tochter des Christoph Friedrich Wernlen, Gastgeber zum Roten Ochsen in Kirchheim u. T. und dortiger Stadtrat. Das kostbare Stück von Christians Beibringen war eine goldene Zylinderuhr samt Haarkette, mit Gold gefaßt, im Wert von 143 fl., bei ihr eine goldene Halskette für 74 fl. Unter vielen Büchern findet sich neben solchen über Pharmazie und Chemie eine Weltgeschichte des badischen Historikers und liberalen Politikers Rotteck (154).

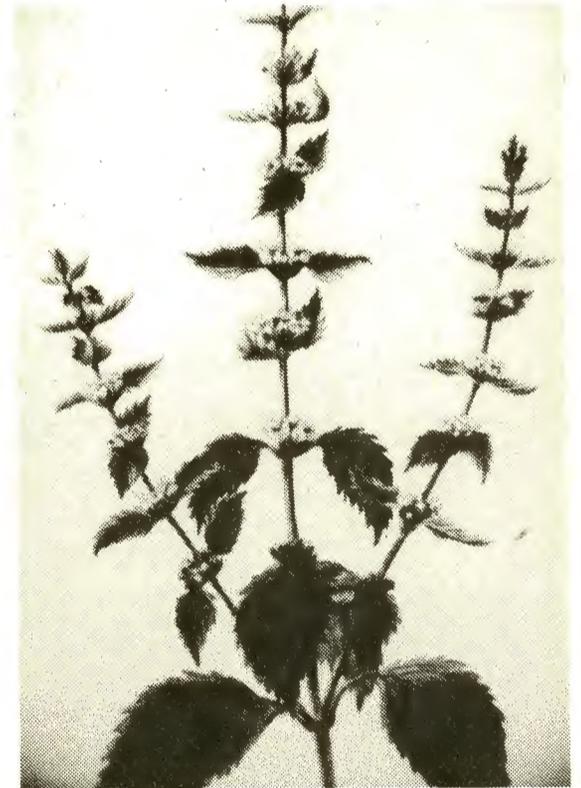
Die Ehe scheint nicht besonders glücklich gewesen zu sein; 1850 waren die Partner geschieden, die Frau wieder in ihrer Heimat Kirchheim. Von ihr ließe sich eine ganze chro-

nique scandaleuse schreiben. Wegen Liederlichkeit und Verschwendungssucht war sie eine Zeit lang in der Irrenanstalt Winnenthal, dann wollte sie einen heruntergekommenen Zahnarzt in Friedrichshafen heiraten. 1854 bezeugt ihr der hiesige Stadtrat, „daß sie einen skandalösen Lebenswandel führt und mit Zurücksetzung aller weiblichen Scham der Liederlichkeit sich offen hingibt“. Daher beantragt der Gemeinderat gegen sie ein Entmündigungsverfahren das zunächst nicht zum Ziele führte. 1856 meldete sie bei der Kantonsprokuratur Winterthur die Absicht an, ein Landgut im Betrag von 40 000 frs. zu erwerben. Nach einem Zeugnis des Gemeinderats von Schönenberg (Schweiz) besaß sie aber ein Heim, das nur 28 – 30 000 frs. wert war. Auch dort wird über leichtsinnige und verschwenderische Geschäftstätigkeit (Abholzen eines Waldes, Verschleuderung von Wirtschaftsgeräten) geklagt. 1856 stellt ihr Schwiegersohn Gottlieb Binder zum Erker jun. den Antrag, die Frau zu entmündigen. Als sie ein Zeugnis des hiesigen Stadtrats als verleumderisch, unwahr, böswillig und falsch bezeichnet, stellt der Stadtrat (mit der knappen Mehrheit der Mitglieder) Antrag auf Klage wegen Ehrenkränkung beim Oberamtsgericht Balingen. 1861 wurde sie von diesem entmündigt und Verwaltungsaktuar Grotz zu ihrem Pfleger bestellt (155).

Fortsetzung folgt

Pfefferminze

(Mentha peperina)



Die Pfefferminze ist eine Kreuzung von Grüner Minze und Wassermünze. Sie ist also kein ursprüngliches Naturkind und wird in Gärten und in Plantagen angebaut zur Bereitung von medizinischen Tees gegen Störungen in Magen, Darm und Galle und zur Gewinnung des ätherischen Öles Menthol.

Die Minzenarten, bei uns die Wassermünze (*M. aquatica*), die Ackermünze (*M. arvensis*) und die Wilde Minze (*M. silvestris*) sind Lippenblütler wie die Taubnessel, mit mehr oder weniger ausgebildeter weiß-blaßvioletter Blüte, die ährenartig bis kopfförmig geformt ist. Die gekreuzt gegenständigen Blätter sind gesägt und nesselartig und strömen den typischen Mentholduft aus, vor allem bei der Wassermünze, die deshalb oft mit der Pfefferminze verwechselt wird.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 29

30. Mai 1982

Nr. 5

Straßberg und Hohenberg

Von Fritz Scheerer

Der deutsche Südwesten hat zu Beginn des vorigen Jahrhunderts durch den Machtanspruch des Siegers Napoleon tiefgreifende Veränderungen erfahren. Eine wahre „Flurbereinigung“ wurde damals auch in unserer Gegend durchgeführt. Wenn noch im 13. und 14. Jahrhundert Zollern und Hohenberg ein einigermaßen geschlossenes Territorium waren, so hatte das 1381 in Österreich verkaufte „territorium Hohenbergicum“ im 18. Jahrhundert über viele Orte keinerlei Hoheitsrechte mehr. Das ganze Gebiet war durchsetzt von ritterschaftlichen und standesherrlichen Besitzungen. Zu Oberhohenberg zählten die Stadt Fridingen a. D., der Marktflecken Spaichingen mit Hofen, die Dörfer Bubsheim, Dautmergen, Deilingen mit Delkhofen, Denkingen, Dürbheim, Egesheim, Gosheim, Ratshausen, Reichenbach, Schörzingen mit Neuhaus, Wehingen und Weilen u. d. R. Österreichischer Besitz waren auch die Städte Schömberg und Binsdorf mit dem Kloster Kirchberg und dem Bruderhaus Bernstein.

In unserem Raum lag Österreich mit vielen kleinen Herren im Streit um Hoheitsrechte. Die Grenzen der Grafschaft Hohenberg blieben vielfach unscharf. Es gab Randgebiete, wo den Österreichern nur noch einzelne Rechte zustanden. So erstreckte sich z. B. die hohe Gerichtsbarkeit über den Bereich der engeren Herrschaft hinaus. Sie beruhte einst auf dem alten Hohenberger Forst. Doch auch dessen Grenzen waren umstritten. Unklar war unter anderem, ob die Herrschaft Straßberg mit Kaiseringen und Frohnstetten im Gebiet des Forstes lag. Erst 1702 wurde Straßberg als innerhalb des Forstes bezeichnet.

Der Hohenberger Forst dürfte ursprünglich die Scherragrafschaft, im Norden mit den Grenzen des Albtraufs, umfaßt haben. Seine Nordgrenze dürfte aber im 18. Jahrhundert langsam auf die in der Kreisbeschreibung Balingen Band I S. 327 beschriebene Grenze zurückgenommen worden sein (Tieringen, Hossingen, Meßstetten, Ebingen, Winterlingen). Hier besaß Österreich die Forst- und Jagdgerichtsbarkeit, welche besonders das Recht der hohen Jagd, den Anspruch auf Jagdfronen und andere Leistungen umfaßte, sowie das Recht in forstlichen Dingen zu gebieten und verbieten und die Forstgerichtsbarkeit in sich schloß.

Die Herrschaft Straßberg gehörte wohl zur Urausstattung des Stiftes Buchau. Der rechts der Schmiecha liegende Teil hieß im Frühmittelalter „Burg“. Diese Siedlung wurde 854 an St. Gallen geschenkt. Später kam sie an das schwäbische Herzoghaus, wurde 1005 von König Heinrich II. dem Kloster Stein a. Rhein übertragen, das sie bis zu seiner Aufhebung 1559 besaß.

Der links der Schmiecha liegende Teil Straßbergs ist im Anschluß an die Burg Straßberg entstanden und gehörte dem Stift Buchau. Im 13. und 14. Jahrhundert überließ das Reichsstift Buchau die Herrschaft als Lehen den Grafen von Hohenberg. Der Blutbann war jedoch hohenbergisch, und bis zur Schmiecha lag die Herrschaft im hohenbergischen Forst (s. oben). Als sie 1532 durch Kauf an Dietegen von Westerstetten kam, wurde der neue Besitzer mit dem Blutbann belehnt.

Den Hohenbergern folgten von 1345 bis 1420 die Herren von Reischach, die die Herrschaft Straßberg schufen. Über die Herren von Stein, die Schwelchen von Wielandstein und von Homburg wurde sie an die Herren von Westerstetten verkauft, die 1559 auch das rechts der Schmiecha liegende „Burg“ erwarben. Nach dem kinderlosen Absterben Georg Dietrichs von Westerstetten (1625) verwaltete Buchau die Herrschaft durch eigene Stiftsbeamte. Die Äbtissin zog die Herrschaft als erbliches Le-

hen ein. Schon mit den Westerstetten entstand ein erbitterter Kampf, der aber zu Gunsten von Buchau entschieden wurde.

Im 18. Jahrhundert nahmen die Angriffe Hohenbergs zu. Schon 1717 forderte das hohenbergische Obervogteiamt Spaichingen Steuern von Straßberg, dagegen sich aber das Stift zur Wehr setzte, da nur „die Hohe malefizobrigkeit“ (kriminale) zugestanden werden könne. Auch die folgenden Jahre, in denen Gutachten eingeholt wurden, zeigen, daß keine stichhaltigen hohenbergische Rechtstitel aus dem alten Lehensbesitz abgeleitet werden können. 1759 wollte Hohenberg in Frohnstetten gegen Stetten a. kalten Markt eine neue Zollstätte einrichten, gegen die sich der Straßberger Obervogt zur Wehr setzte, da Frohnstetten kein österreichischer Territorialort sei. Die Versuche Hohenbergs, die Rechte Vorderösterreichs in Straßberg zur Geltung zu bringen, erreichten dann im Streit um den Salpeterabbau ihren Höhepunkt.

Der Salpeterabbau

Salpeterabbau ist in unserer Gegend seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts bezeugt. Schon 1677 ist in Rosenfeld bei der alten Schule eine Salpeterhütte erwähnt, 1694 sind für Zillhausen Salpetersiedler nachzuweisen. Um 1770 standen Salpeterhütten in Engstlatt, Zillhausen und Rosenfeld. Salpetersieden ist für Dotternhausen, Roßwangen, Zillhausen und Tailfingen festzustellen (18. Jahrhundert). In Tailfingen ist sogar noch im 19. Jahrhundert eine Salpeterhütte im Betrieb.

Der Salpeter spielte als Düngemittel eine große Rolle. Als leicht Sauerstoff abgebendes Salz wurde er auch zur Herstellung von Schießpulver benötigt. So führte 1789 die Klosterherrschaft Beuron gegen den Salpeterabbau Österreichs in Bärenthal die Zugehörigkeit dieser Berechtigung zum Waffenrecht ins Feld. Hohenberg dagegen argumentierte bei Straßberg, das Recht stehe nicht dem Stift Buchau zu. Man führte von Buchau ins Feld, das Salpetergraben sei ein Bodenregal, das an der Landeshoheit hänge. Der Streit spitzte sich auf die Landeshoheit zu. 1767 erschien aber ein Abgesandter des „Haupt-Salpeterlieferanten“ Joseph Werner, Traubenwirt zu Riedlingen, dem schon 1749 der Antrag auf Abbau abgelehnt worden war, und forderte unter Vorlage einer hohenbergischen Legimitation das Recht, Salpeter abzubauen. Er hatte die Unterstützung des Obervogteiamtes Spaichingen. Doch Straßberg wehrte sich dagegen: Oberhohenberg habe nur die malefizische und die Forstgerechtigkeit, daraus könne keine Landeshoheit abgeleitet werden.

In dem Streit, der auch unter Anordnung Werners mit Waffengewalt sich Jahre hinzog und bei dem es Hohenberg nicht nur auf die Wahrnehmung einzelner Rechte ging, handelte es sich um die Territorialobrigkeit zu Frohnstetten. Er wurde erbittert geführt. Die Äbtissin von Buchau wandte sich in scharfen Worten an den Kaiser und gab ihrer Vermutung Ausdruck, daß Hohenberg vollendete Tatsachen schaffen wolle. Auch die Gegenseite fuhr scharfes Geschütz auf, so daß die Angelegenheit in eine Sackgasse geriet. Die Argumente Hohenbergs reichten nicht aus, andererseits konnte auch Buchau die Ansprüche Hohenbergs nicht ganz widerlegen.

Die Äbtissin entschloß sich zu einem entscheidenden Zugeständnis und schlug vor, sämtliche Rechte Hohenbergs in Frohnstetten dem Stift „gegen eine hinlängliche Erkenntlichkeit“ als ewiges Leben zu überlassen. 1767 machte sie ein Angebot von 12 000 Gulden, die sie bezahlen wolle, wenn Vorderösterreich ihr sämtliche Rechte in Frohnstetten überlasse. Trotzdem blieb in den folgenden Jahren die Angelegenheit ohne Ergebnis. Der Salpeterabbau in Frohnstetten, Kaiseringen dürfte weitergegangen sein, ohne daß Buchau etwas dagegen unternehmen konnte. Selbst Prügelandrohung vertrieb die Salpetergräber nicht. Alle Protestschreiben der Äbtissin nützten nichts. Erst am 6. September 1787 wurde in einem Lehentraktat „alle bisher (von Österreich) ausgeübte und angesprochene Jura ohne geringste Ausnahme oder Vorbehalt, in Specie aber die Kriminal- und forstliche Oberkeit samt dem Jagen“ in der Herrschaft Straßberg dem Stift Buchau gegen eine Kaufsumme von 14 187 Gulden in drei Raten lehenbar überlassen (Staatsarchiv Ludwigsburg B 30, B 1987). Buchau trat auch in Österreich sein Recht ab, dem jeweiligen Stadttammann Saulgau den Stab zu reichen (das Gericht zu verleihen). Von da ab übte Österreich keinerlei Rechte mehr in der Herrschaft Straßberg aus. Das Stift Buchau konnte seinen Reichsstand letztlich behaupten, weil es an den Kaiser als Schutzherr der kleinen Reichsstände appelliert hatte.

Doch das Schicksal der Herrschaft Straßberg und des Stifts Buchau war besiegelt, denn anderthalb Jahrzehnte später wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß zunächst der Fürst von Thurn und Taxis Besitzer des säkularisierten Stiftes. Versuche, Württembergs, die Herrschaft Straßberg einzuheimsen, scheiterten. Durch die Rheinbündakte kam Straßberg 1806 unter sigmaringische Landeshoheit und wurde 1836 zum Fürsten von Thurn und Taxis an den Erbprinzen von Sigmaringen verkauft.

Aus der Geschichte der Burg Straßberg

Von Eugen Kugler nach einem Vortrag von Herrn Dr. Laschimke

Seit eh und je erregten Burgen ein eigen tümliches Interesse bei den Menschen. Nicht einmal in unserer technisierten Welt scheint die Anziehungskraft der Burgen nachgelassen zu haben.

Einen „Streifzug“ durch die Geschichte der Burg Straßberg läßt Dr. Laschimke in einer Zeit beginnen, in welcher der Heimatforscher

vor allem auf seine Fantasie und auf Vermutungen angewiesen ist, denn der Ursprung der Burg liegt im Dunkel der Geschichte. „Wir wissen nicht, wer diese Burg gebaut hat, wann sie erbaut wurde und warum sie erbaut worden ist!“ Es gibt Heimatforscher, die den Ursprung der Burg Straßberg bis in die römische Zeit zurückverfolgen möchten. Hierfür sind jedoch keinerlei Beweise vorhanden. Nach den Kenntnissen über die Konzeptionen und die Praxis der Römer beim Bau von Stützpunkten und Straßen könne dies auch garnicht angenommen werden. Mit großer Wahrscheinlichkeit könne allerdings eine römische Besiedlung Straßbergs in Form eines römischen Gutshofes angenommen werden. Leider sind die angeblichen römischen Mauerreste unter dem Straßenberger Rathaus nie gründlich untersucht worden. Urkundlich absolut sicher nachgewiesen ist hingegen der seit Jahrhunderten nicht mehr existierende alemannische Siedlungsort Oitringen am Ortsende Straßbergs in Richtung Albstadt.

Die Schenkung eines gewissen Adelhart an die Kirche der heiligen Verena im Ort Burc läßt vermuten, daß der Name des Ortes Burc, dem heutigen Straßberg, nicht von „Burg“ kommen kann. Durchaus möglich kann sein, daß der Ort Burc mit der Verenakirche eine unter fränkischer Herrschaft erfolgte Neubesiedlung des alten römischen Siedlungsplatzes war.

Der Name Straßberg taucht dann im Jahre 1287 in einer Urkunde auf, aus der hervorgeht, daß Burc bei Straßberg unter der Herrschaft des Grafen Hugo von Hohenberg steht. In einer anderen hohenbergischen Urkunde aus dem Jahr 1334 wird schließlich die Burg erstmals erwähnt. Ein wichtiger Vorgang in der Geschichte der Burg Straßberg spielte sich im Jahre 1345 ab, als Graf Heinrich von Hohenberg Straßberg, die Burg und die Stadt, die er und seine Vorfahren als Lehen trugen, an die Äbtissin Anna des reichsfreien Damenstifts Buchau am Federsee zurückgab und diese die Burg dann dem Ritter Rudolf von Reischach verlieh.

Die Burg ist zweifellos wesentlich älter als ihre früheste Erwähnung im Jahre 1334. Schon der mächtige Bergfried beweist das. Dieser ist in Buckelquader-Mauerwerk errichtet, einer Bauweise, die für die Stauferzeit charakteristisch ist. Für die Erbauung des Turmes kann man das Jahr 1200 als Richtwert annehmen. Möglicherweise sind die Grafen von Hohenberg, die als erste Lehensträger

bekannt sind, auch die Erbauer der Burg. Die Zeit der Hohenbergischen Herrschaft ist wohl die einzige Zeit gewesen, in der die Burg Straßberg als Wehranlage von Bedeutung war. In späterer Zeit ist die Burg politisch bedeutungslos und nur noch ein repräsentativer Herrensitz.

Kurz war die Zeit der Herren von Reischach, jedoch für die Geschichte des Ortes sehr folgenreich, denn das Buchauische Lehen, das bisher nur Straßberg, Burc und Oitringen umfaßte, wurde um die Orte Kaiseringen und Frohnstetten erweitert. Des Rudolf von Reischach Tochter Barbara brachte das Lehen 1420 dem Hans von Stein, genannt Schnellinger, als Erbe zu. Die Herren von Reischach wechselten noch oft. Auf Hans von Stein folgten die Schwelher und auf diese der Ritter Wolfgang von Homburg. Die letzten Lehensträger der Herrschaft Straßberg waren die edlen Herren von Westerstetten, die von 1532 bis 1625 auf der Burg saßen und mehr hart als edel gewesen sein müssen. Buchau nahm 1625 das Lehen in eigene Verwaltung, nachdem Georg von Westerstetten gestorben war. 200 Jahre vor der landesweiten Aufhebung der Leibeigenschaften gab die Fürstäbtissin Katharina von Spaur den Straßberger Bauern die Freiheit. Vor der Burg ließ sie eine Schloßkirche erbauen, die allerdings bereits 1740 wieder abgebrochen wurde.

Ein besonderes Ereignis ist aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu erwähnen. Im Jahre 1637 heiratete in Straßberg der General und Feldherr Johannes von Werth die Gräfin Maria Isabella von Spaur. Das 18. Jahrhundert war für die Burg eine Zeit des Niederganges. In ein schlimmes Ereignis der Ortsgeschichte wurde die Burg noch verwickelt, als es in Straßberg 1743 zu einem Hexenprozeß kam, währenddessen die „Hexe“ Katharina Geiger in der Burg gefangen gehalten wurde.

Der Reichsdeputationshauptschluß brachte für Buchau die Enteignung. Die Herrschaft Straßberg kam an Thurn und Taxis. Die Landeshoheit lag beim Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Von 1890 an stand die Burg leer, bis sie sich der Bischof von Rottenburg, Paul Wilhelm von Keppler, im Jahre 1901 zu seiner Sommerresidenz erkor. Die Glanzzeit, die die Burg nun nochmals erlebte, dauerte bis 1919. Verschiedene Mieter bevölkerten dann die Burg, bis im Jahre 1967 Dr. Laschimke sie vom Fürsten von Sigmaringen käuflich erwarb.

Friedrich August Lehner

Mitbegründer des Hohenzollerischen Geschichtsvereins

Am 10. Oktober 1824 wurde in Geislingen (damals Oberamt Balingen) der spätere hohenzollerische Hofrat Friedrich August Lehner geboren. Er war der Sohn des dortigen Forstwarts Johann Nicolaus Lehner und der Franzisca Lehner, geb. Marx (von Freiburg im Breisgau). Der Vater stammte von Öffingen bei Waiblingen. Die Familie wohnte bis Juni 1841 in Geislingen, verzog dann nach Gültlingen im damaligen Oberamt Nagold, wo später, um 1900, reiche Funde in alemannischen Gräbern gemacht wurden (Helm, Prachtschwert usw.). Der kleine Friedrich August wurde zum Priesterberuf bestimmt. Nach dem Besuch der Lateinschule kam er in das Tübinger Wilhelmstift. Dort blieb er aber nicht bei der Theologie, sondern wandte sich an der Universität der Philologie und der Archäologie zu. Nachdem er sein Studium beendet hatte, wirkte er als Erzieher in Stuttgart, München und Wien. Zum Dr. phil. promovierte er aber erst 1863 in Leipzig mit einer Untersuchung über die frühchristliche Marienverehrung.

Friedrich Lehner reiste sehr viel. In Wien konnte er hervorragende wissenschaftliche Verbindungen knüpfen. Hier lernte ihn auch Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen kennen, der Kunstsammler und Bibliophiler „von höchsten Ansprüchen“ war (Walter Kaufhold), und der bereit war, sich mit seinem bedeutenden Vermögen „auch finanziell für seine fürstlichen Liebhabereien zu engagie-

ren“. 1864 schreibt der Fürst an Friedrich Lehner: „Ohne mich zu überheben, bezeichne ich meine Privatsammlung als die reichhaltigste in Deutschland, mit Ausnahme natürlich der öffentlichen Staatsanstalten“. Zum Verständnis des Folgenden sei ein kurzer Rückblick gestattet.

Der Freiherr Rudolf von Stillfried (1804-1882) war die treibende Kraft beim Wiederaufbau der Stammburg Hohenzoller. Er begründete die große Urkundensammlung „Monumenta Zollerana“, auf ihn geht die Einführung des Königlichen Hausarchivs zurück. Er wurde dessen erster Direktor. Nach der Reichsgründung bekleidete er in Preußen hohen Stellen. Die schwäbischen Hohenzoller suchten schon sehr früh, den Einfluß Stillfrieds ihren Interessenten dienstbar zu machen. Fürst Karl Anton nannte Stillfried den „Schutzengel unserer Angelegenheit“, Alexander von Humboldt bezeichnete ihn den „Kolumbus von Hohenzollern“, weil er als begeisterter Sammler neue Quellen der Dynastiegeschichte der Zollern entdeckte. Seinem Gehilfen Traugott Maercker (1811-1874) ist es zu verdanken, daß seine Sammlungen zu hohem Ansehen in der Wissenschaft kamen. Maercker versuchte auch, einen Geschichtsverein (Altertumsverein) mit Sitz in Sigmaringen zu gründen. Doch die Vereinsbildung, die in den Revolutionsjahren 1848/49 in Hohenzollern zu beobachten war, fand mit der Besetzung der

beiden Fürstentümer durch preußische Truppen und der Eingliederung Hohenzollerns in den preußischen Staat ein vorläufiges Ende. Die beiden fürstlichen Archive wurden getrennt in ein Königlich-Preussisches Regierungsarchiv und ein Fürstlich-Hohenzollerisches Haus- und Domänearchiv.

Die fürstlichen Sammlungen wurden für drei Jahrzehnte von Karl von Mayenfisch verwaltet, der 1866 seine eigene Sammlung von Kunstgegenständen, Bildern und Antiquitäten aller Art um 46 000 Gulden an den Fürsten Karl Anton verkaufte. 1862 wurden von dem Fürsten Karl Anton (1811-1885) ein eigener wissenschaftlicher Bibliothekar angestellt und mit dem Bau eines Bibliotheksgebäudes begonnen. Als Hofrat und Hofbibliothekar wurde am 1. Mai 1862 Dr. Emil Franz Roeßler angestellt, der sich aber schon Anfang Dezember 1863 das Leben nahm. Die Gründe zu dem Selbstmord sind nicht ganz klar. „Karl Anton soll vom Tod Roeßlers tief getroffen worden sein“ (Fritz Kallenberg).

Vom Fürsten wurde der Bibliotheks-Neubau für die Kunstsammlungen bestimmt. Am 1. Juli 1864 wurde als Archäologe Fr. Friedrich August Lehner zum Hofrat ernannt, der seine Stelle als Hofbibliothekar und Konservator antrat. Schon vor seiner Anstellung entwickelte sich zwischen Karl Anton und Lehner ein Vertrauensverhältnis, wie der Briefwechsel beweist. Der Fürst antwortete ihm auf seine Bewerbung: „Ihr politisch-religiöses Exposé hat mich vollkommen befriedigt und wir stehen auf dem gleichen Standpunkte in unseren irdischen und überirdischen Anschauungen“ (Kaufhold). Unter 20 Bewerbern war Lehner der einzige Katholik. Ein Problem war nun das Verhältnis Lehner und Mayenfisch, der in dem schwärmerischen Umgang mit den Zeugnissen der Vergangenheit nicht streng wissenschaftliche Gesichtspunkte walten ließ.

Lehners Wirken in Sigmaringen fiel auch in die Zeit des Kulturkampfes, auf den nicht weiter eingegangen werden soll. Schon in den 50er Jahren war der Boromäusverein (Verbreitung des katholischen Buches) gebildet worden und im Mittelpunkt des kirchlichen Lebens stand das Fidelishaus, ein erzbischöfliches Knabenkonvikt, das für künftige Theologen bestimmt war, die das Hedinger Gymnasium besucht hatten. An diesen Anstalten war eine geistige Elite katholischer Provenienz tätig (Geiselhart, Dreher, Miller, Locher usw.), die historisches Interesse hatte, das zu Überlegungen führte, in Hohenzollern einen Altertumsverein ins Leben zu rufen. Am Ende des Jahres 1865 berichtete Lehner dem Fürsten von einem solchen Bildungsplan unter dem „Protektorat Euer Königlichen Hoheit“. Retten und Sammeln des noch historisch Vorhandenen soll die Vereinsaufgabe sein. Der 1866 ausgebrochene Krieg verhinderte zunächst diese Pläne.

Im Jahr 1867 kam nach verschiedenen Vorbesprechungen Übereinstimmung zustande, daß Bestrebungen von politischen und kirchlichen Tendenzen fernzuhalten seien, ein Verein zur Erhaltung der Geschichte und der Altertümer Hohenzollerns zu gründen sei. Mayenfisch, Lehner und Schwarzmann sollen eine größere Versammlung vorbereiten. Am 3. April wurde im Saal der Museums-gesellschaft, auf neutralem Gebiet, eine Sitzung abgehalten, bei der Lehner gebeten wurde, die Vereinsstatuten zu entwerfen. Der Name des Vereins „Verein für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern“ wurde beschlossen. Am 18. April kam es zu konstituierender Sitzung, in der die Vereinssatzung angenommen und Baron von Mayenfisch zum Vorsitzenden gewählt wurde. Lehner hat formal kein Vorstandsamt übernommen. Er leitete aber die Sitzungen und hat den ersten Vorstandsbericht verfaßt. Für Lehner war zunächst noch offen, ob der Verein Bestand haben werde. Der Verein war ganz aus der lokalen Sigmaringer Situation hervorgegangen: er war „ein freier gesellschaftlicher Zusammenschluß, ohne obrigkeitliche Einflußnahme“ (Kallenberg). Seine Gründung verdankte er einem klerikal-liberalen Kompromiß.

Dr. Friedrich August Lehner wirkte von 1864 bis 1894 in Sigmaringen als Fürstlich

Hohenzollerischer Hofrat, Bibliothekar und Museumsdirektor. Er verstarb 1895. Der unter seiner Mitwirkung gegründete Geschichtsverein, der auf das Interesse an der Geschichte und an ihren Zeugnissen fußt, hatte Bestand (zählt heute über 600 Mitglieder). Unter dem Fürsten Karl Anton, der in der 48er-Revolu-

tion sein Land verließ, aber 1871 wieder seinen Wohnsitz in Sigmaringen nahm, konnte Lehner die Hofbibliothek und die fürstlichen Sammlungen systematisch ausbauen, so daß die fürstlichen Kultureinrichtungen für das geistige Leben in der Stadt Sigmaringen von großem Einfluß wurden.

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

von Dr. Walter Stettner Fortsetzung

Das Apothekengeschäft lief zu Anfang nicht so glatt, wie es sich Palm wohl gedacht und gewünscht hatte. Daher stellte er beim Stiftungsrat den Antrag, die in der Armentabelle aufgeführten Kranken (deren Arzneikosten vom Stiftungsrat bewilligt wurden), sollten genötigt werden, ihre Medikamente jährlich wechselnd einmal von Apotheker Igel, dann von Apotheker Palm zu beziehen. Der Stiftungsrat war (im Gegensatz zu Igel, der gegen den Vorschlag beim Oberamt Einspruch erhob) im Prinzip damit einverstanden. Er erweiterte den Vorschlag Palms dahin, daß der Apotheker, der im betreffenden Jahr nicht die Medikamente für die Armen besorge, dafür die Insassen des Hospitals und des Krankenhauses (ebenfalls auf Kosten der Stiftungspflege) bedienen solle. Igel billigte das nicht; aber seine Befürchtung, er werde bei einem Verkauf seiner Offizin Nachteile erleiden, teilte der Stadtrat nicht. Bis jetzt sei auch „niemand zu der Überzeugung gelangt, daß Palm, ob er gleich Eingeborener ist, im Vorteil gegen Igel stehe“, im Gegenteil zeige „schon seit geraumer Zeit die tägliche Erfahrung, daß die Igel'sche Apotheke mehr als die Palmsche besucht wird“. Im Fall einer Epidemie werde jedem Kranken freigestellt, welcher Apotheke er sich bedienen wolle. Besteuert würden beide gleich, bloß müsse Apotheker Igel noch für den mit seiner Apotheke verbundenen Spezereihandel, mit dem sich Palm nicht befasse, zusätzlich Steuer entrichten (156).

Christian Palm überließ den Spezereihandel seinem Halbbruder Gottlieb Palm. Dieser hatte beim Veter gelernt, aber nur eine Prüfung beim Oberamt, nicht eine solche vor der Tübinger Fakultät oder vor dem Medizinalkollegium in Stuttgart erstanden. 1831 stellte ihm zwar der Stadtrat das Zeugnis aus, er befände sich in Verhältnissen, die es ihm recht wohl möglich machten, während er Abwesenheit seines Bruders die in der Apotheke vorkommenden Geschäften zu besorgen. Die Ausbildung wurde jedoch von der Regierung nicht anerkannt, als Christian Palm 1838 einen Lehrling anstellte. Das war ja nur einem Apotheker gestattet, der noch einen geprüften Gehilfen hatte, damit die Apotheke nicht vernachlässigt würde, wenn der Apotheker sich mit dem Lehrling befasse (157).

Apotheker Igel brachte im Februar 1831 vor, wenn man schon bei der zeitlich abwechselnden Versorgung der Armen bleiben wolle, solle der Wechsel alle vier Monate stattfinden. Bald zeigte sich, daß auch dieses Verfahren seine Nachteile hatte, und so wurde schließlich im Einvernehmen mit den beiden Apothekern den Kranken die freie Wahl der Apotheke wie des Arztes gelassen (158). In den 40er Jahren muß bei Palm das Geschäft – wohl begünstigt durch den häufigen Wechsel bei der oberen Apotheke – recht gut gelaufen sein, denn er konnte zeitweise zwei Gehilfen halten und dazu noch Lehrlinge ausbilden. Zudem war er 1844 Agent der Gothaer Mobiliarfeuerversicherung. Palm betrieb seine Offizin zunächst wie sein Vater in dem Haus am Markt neben (oberhalb) dem Diakonot. Als das nächst höhere Haus 1849 Karte Nr. 19 von der Stadt gekauft und abgerissen wurde, um die Lange Straße durchzubereiten (158 a), wurde die (inzwischen in andere Hände übergegangene) ehemalige Apotheke zum Eckhaus (jetzt oberer Teil des Mantelhauses Maute). Im Mai 1832 kaufte Palm ein Haus in der Burg (nr. 3,

etwa an der Stelle des heutigen Wäschehauses Waschfeld). Hier gab es aber Streit mit dem Bierbrauer Jakob Friedrich Rominger, da die Scheune Eigentum beider war, Rominger unter der Scheune einen Keller graben wollte und zunächst das Recht hatte, durch den Hausgang des Apothekers zur Scheune zu gehen. In einem Vergleich nahm Palm seinen Protest gegen das Kellerbauwesen zurück, Rominger verzichtete auf das Recht, „durch den Hausgang in dem Palmschen Wohnhaus bei dem unteren Tor“ in seine Scheune zu gelangen. Er und seine Nachfolger wurden verpflichtet, „den Eingang in die Scheune, den Stall und Keller von hinten oder von der sog. Burg aus zu nehmen“. Für diese Verzichtete zahlte Palm dem Rominger 53 fl. Wenn Rominger die Scheune benützte, sollte die Tür zwischen Scheune und Hausgang geschlossen sein, damit in das Palmsche Haus kein Staub und dergl. eindringen könne. Als kurz darauf Rominger die schadhafte Tür zwischen Wohnhaus und Scheune erneuern ließ, weigerte sich Palm zunächst, die Hälfte der Kosten zu tragen, wurde aber vom Stadtgericht dazu gebracht, seine Weigerung zurückzunehmen (159). Auf die Dauer war auch in diesem Haus nicht seines Bleibens. 1841 bezog er das Haus nr. 12 in dem die untere Apotheke sich seitdem, also seit 140 Jahren befindet (160). Das Eckhaus war mit der ganzen unteren Stadt dem großen Brand von 1731 zum Opfer gefallen. Sein Besitzer, der Rotgerber Jakob Wilhelm Krimmel, legte großen Wert darauf, daß es am alten Platz aufgebaut wurde, denn er konnte bis dahin „auf einen besonders guten Verkauf hoffen, weil sowohl sein Gerberladen als auch die oben aus dem Haus hinausgehenden Häute den Besuchern . . . gleich ins Gesicht gefallen seien“. Demgegenüber plante die Regierung, die unteren Häuser der Marktstraße etwas weiter zurückzusetzen und damit die Straße zu verbreitern. Während der herzogliche Baumeister, der Magistrat und die Stuttgarter Regierung noch hin und her verhandelten, schritt Krimmel zur Tat und begann den Wiederaufbau auf den alten Marken. Nach einigem weiteren Hin und Her ließ man schließlich Krimmel gewähren, verurteilte ihn jedoch zur Strafe für seine Unbotmäßigkeit zu vier Wochen (Zwangs)arbeit in herrschaftlichen Geschäften in Ebingen. Im Herbst 1733 konnte das Haus bezogen werden; das äußere Gehäuse der unteren Apotheke ist also nahezu 250 Jahre alt (160a).

Bei der Feuerversicherungsbank für Deutschland in Gotha ließ Palm 1846 seinen „Beindorffschen Dampfapparat“ und verschiedene andere Apothekenutensilien um 210 preußische Taler oder 367 fl. 30 Kr. versichern. 1854 schloß er mit der selben Versicherungsbank einen Vertrag über sein Mobilar für 4090 fl. ab (161). Gelegentlich übten die hiesigen Apotheker die Funktion von Nahrungsmittelchemikern aus, z. B. als sie 1842 prüfen mußten, ob das Bier eines Wirtes, wie einige behaupteten, sauer sei; die Apotheker verneinten das (162). In seinen späteren Jahren trat Christian Palm auch als Politiker hervor und bekleidete im Revolutionsjahr 1848 das Amt des Vorstandes im Märzverein, das er aber im Frühjahr 1849 niederlegte. Im Juli 1851 wurde er zum Mitglied im August 1852 zum Obmann des Bürgerausschusses gewählt. Als er im Februar 1852 bei der Amtsversammlung um Straßenbauprojekte ging, die Ebingen berühr-

ten, wurde den vier ordentlichen Amtsversammlungsdeputierten zusätzlich Apotheker Palm beigegeben. 1854 wurde der selbst zum ordentlichen Deputierten bestimmt. 1853 wählte man Palm in dem Gemeinderat auf sechs Jahre (163). Er konnte aber dieses Mandat nicht mehr voll wahrnehmen, denn er starb am 6. Juni 1858 an Rückenmarksleiden mit 51 Jahren (164). Schon zwei Jahre zuvor war er mehrfach Sitzungen ferngeblieben; in einem Schreiben an den Gemeinderat erklärte er, daß seine gesundheitlichen und geschäftlichen Verhältnisse ihm die regelmäßige Teilnahme nicht gestatteten, jedoch wurde sein Rücktrittsgesuch vom Oberamt abgelehnt (165).

Adolf Klett

Im April 1856 verhandelte der Ebinger Gemeinderat über ein Gesuch des Apothekers Wilhelm Adolf Klett, geboren am 3. Oktober 1823 in Rottenmünster als Sohn des Kameralverwalters Klett, um Aufnahme ins hiesige Bürgerrecht zur Betreibung seines Geschäfts als Apotheker, und, falls seiner Bitte entsprochen würde, um Erlaubnis zur Eheschließung mit Emma, Tochter des hiesigen Strumpffabrikanten Gotlieb Binder. Klett legte ein Sittenzeugnis des Apothekers Morstadt aus Cannstatt vor, bei dem er zuletzt ein halbes Jahr gearbeitet hatte. Als Heiratsgut waren ihm von seiner Mutter (der Vater lebte nicht mehr) 5000 fl. versprochen. Die Braut kam aus einer angesehenen und begüterten Ebinger Familie. Der Gemeinderat bewilligte das Gesuch gegen Bezahlung der gesetzlichen Gebühren und erteilte die Heirats Erlaubnis (166).

Klett hatte kurz vorher, im März 1856, von Apotheker Palm „ein zweistöckiges Wohnhaus mit Laboratorium und eingerichteter Apotheke in der Marktstraße mit dem dritten Teil an der in dem Haus eingerichteten Scheuer neben der Straße und Christian Friedrich Armbruster mit der Realapothekengerechtigkeit“ gekauft. Er mußte von der Kaufsumme, deren Höhe nicht überliefert ist, mit 20 000 fl. im Rest bleiben. Dieser Rest war mit 4½ % zu verzinsen und in 20 Jahresraten zu je 1000 fl. abzutragen (167).

Das Haus bildete das Unterpfand für die Tochter Emma des Apothekers Palm, die mit dem jungen Gottlieb Binder zum Erker verheiratet war, für eine Forderung von 6 000 fl. Diese Schuld wurde auf den Apotheker Klett übertragen. Nachdem aber die Tochter Emma in ihrer Forderung auf 6 000 fl. noch von ihrem inzwischen verstorbenen Vater abgefertigt war, verzichtete sie auf das Pfand, der Pfandeintrag konnte gelöscht werden. Klett war damit Herr der Apotheke, mußte freilich die Kaufsumme abtragen (168).

Mit dem Ausscheiden Christian Eberhard Palms sind es nun gerade 125 Jahre, daß in Ebingen kein Palm mehr als Apotheker gewirkt hat.

Auch Klett hatte sich hin und wieder wegen Zahlungsunfähigkeit von Bürgern herumzuschlagen. Von dem verstorbenen Zollamtschreiber Reithmayer stand 1863 eine Rechnung über 38 fl. offen. Aus dessen Hinterlassenschaft konnten 16 fl. bar bezahlt werden. Den Rest von 15 fl. 42 Kr. übernahm zu 2/3 die Oberamtskörperschaft, zu 1/3 die hiesige Armenpflege (169).

1856 versicherte Klett sein bewegliches Vermögen bei der Gothaer Bank mit 4150 Talern (170). In den folgenden Jahren ist Klett nach Stuttgart übersiedelt.

Friedrich Dieterich

Im Oktober 1863 verkaufte Adolf Klett sein Wohnhaus in der Marktstraße mit Apothekengerechtigkeit um 31 000 fl. an den Apotheker Friedrich Dieterich, 1829 in Plochingen als Sohn eines Arztes geboren. Beim Kauf war Dieterich ledig, volljährig (also mindestens 25 Jahre) und Bürger in Löwenstein (Kr. Heilbronn) (171). Von der Kaufsumme, die mit 4½ % zu verzinsen war, sollte Dieterich einen Betrag von 5000 fl. an den Privatier Gottlieb Binder sen. abbezahlen (dieser war der Schwiegervater, der junge Binder der Schwager Kletts) (172).

1869 ließ Klett ein Restguthaben bei Dieterich von 21 500 fl. der Allgemeinen Rentenanstalt in Stuttgart für einen Kredit, den er von dort hatte, als Unterpand überweisen (173).

Dieterich heiratete hier im Mai 1865 Auguste Landenberger, eine Tochter des Kaufmanns Johann Christian Landenberger. Der Gemeinderat verband mit der Genehmigung zur Eheschließung die Auflage, daß Dieterich in der Feuerwehr zu dienen habe (174).

Von seinen vier Töchtern wurden zwei nacheinander Ehefrauen des Fabrikanten Oskar Groz, die dritte heiratete den Fabrikanten Friedrich Maag, die vierte den Fabrikanten Karl Eppler. Das alles geschah schon nach dem Tod des Vater, was darauf schließen läßt, daß die Töchter hohe menschliche Qualitäten besaßen (175).

Im November 1863 beglaubigte der Gemeinderat dem Apotheker Friedrich Dieterich, daß er sein Mobiliar bei der Gothar Bank mit 3 320 Talern versichern könne, im Juli 1865 wurde der Betrag auf 4 420 Taler erhöht (176).

Willi Ockel und Heinrich Auer

Nach Dieterichs frühem Tod wechselten kurz hintereinander mehrfach die Besitzer der unteren Apotheke, Im Dezember 1875 übernahm Willi Ockel, 1835 als Sohn eines Kaufmanns in Stargart (Hinterpommern) geboren, die Apotheke. Kurz vor seinem Aufzug hier heiratete er bei Koblenz Emma Cäsar. Vermutlich zum Kauf der hiesigen Offizin hatte er in Kirchen an der Sieg bei einem Heinrich Krämer ein Darlehen von 17 000 M aufgenommen, das er aber bald wieder zurückbezahlt hat (177).

Nach nur zweijähriger Tätigkeit hier verkaufte Ockel die unere Apotheke im März 1878 um 70 000 M (ab 1. 1. 1875 war die Markwährung im ganzen Deutschen Reich eingeführt worden) an den Apotheker Heinrich Auer und ging ins Ausland. Von dem Erlös diente ein Betrag von 48 300 M. zur Abtragung der Schulden bei der Witwe Dieterich, sie waren mit 5% zu verzinsen und in jährlichen Raten von je 1 700 M. (das entspricht etwa dem Betrag von 1000 fl.) zu begleichen. Die Witwe Dieterich ihrerseits war weiterhin haftbar für Pfandrechte des Kaufmanns Gottlieb Binder und des Apothekers Klett (178).

Daran änderte sich auch nicht viel durch das kurze Zwischenspiel des Apothekers Heinrich Auer. Über ihn konnten keine persönlichen Daten, sondern nur die Tatsachen des Kaufs der unteren Apotheke am 15. März 1878 und des Verkaufs am 24. Juli 1879 ermittelt werden.

Hieronimus Edelmann

Käufer der unteren Apotheke war der Apotheker Hieronimus Edelmann, Sohn des gleichnamigen Hirschwirts in Schalkstetten bei Ulm, wo der Sohn am 4. März 1853 geboren wurde. In Ulm besuchte er das humanistische Gymnasium und praktizierte dann 1870 in Basel, 1871 in Genf, 1874 in Göppingen und Heilbronn, 1875 in Saulgau. Am 1. November 1875 bezog er die Universität München und belegte dort im April 1877 das pharmazeutische Staatsexamen ab. Dem Apothekerberuf hat er sich eigenmächtig zugewandt; dem Wunsch der Eltern entsprechend hätte er Theologie studieren sollen. Nach 15jähriger Tätigkeit in Ebingen verkaufte Edelmann seine Apotheke an Karl Häffner und zog als Privatier nach Sigmaringen (180). 1886 war Edelmann verheiratet und hatte zwei Kinder (181).

Der Kaufpreis für die untere Apotheke ist nicht überliefert; vermutlich betrug er wie bei Auer 70 000 M. Davon waren etwa 24 000 M bar bezahlt; der Rest von 46 600 M. war in Jahresraten von mindestens 1700 M. abzutragen und mit 5% zu verzinsen. Gläubiger waren noch Apotheker Klett und die Witwe Dieterich. Die Forderung Kletts konnte Edelmann 1884 löschen lassen, die der Witwe Dieterich im Jahr 1894 (182).

Edelmann hat sich hier und in Sigmaringen lebhaft mit Problemen und Zeugen der Vorgeschichte befaßt. Er öffnete selbst zahlreiche Grabhügel, deckte Gräber auf und sammelte die Fundumstände.

hielt er in befriedigender Weise fest. So kam eine Sammlung von über 500 vor- und frühgeschichtlichen Stücken zusammen, die größtenteils in den Kreisen Balingen und Sigmaringen in den Boden gekommen waren. Vor dem ersten Weltkrieg trennte sich Edelmann von seiner Sammlung und verkaufte sie an zwei Engländer, die sie dem Britischen Museum in London schenkte. Dort ist die Sammlung noch heute zu sehen; 1969 kam bei uns ein ausführlicher Katalog mit Abbildungen und Beschreibungen der Sammlung Edelmann heraus (183).

Hinter der unteren Apotheke war seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten eine Scheuer, die zur Apotheke gehörte, hinter der Scheuer, der Burg zu, noch ein Hofraum mit Grenzsteinen, den Edelmann zu einem Gärtchen machen wollte. Das Eigentum an dem Hofraum war strittig; Edelmann (wie vor ihm Apotheker Klett) glaubte, er gehöre ihm, die Gemeinde dagegen sah ihn als Allmandplatz an und erlaubte daher die geplante Einzäunung nicht. In einem Schreiben an den Gemeinderat beharrte Edelmann unter Verweis auf eine Urkunde von 1832 und auf das Ergebnis der Landesvermessung von 1833 auf seinem Standpunkt. Die Sache blieb in der Schwebe (184).

Trotz seiner andersartigen Interessen vernachlässigte Edelmann seine Apotheke nicht. Die beiden Apotheken waren bis etwa 1890 in gleicher Höhe zur Gewerbesteuer veranlagt, zuletzt mit je 2450 M. während die obere Apotheke bis 1893 bei diesem Wert belassen wurde, erhöhte sich der Betrag für die untere Apotheke Edelmanns im Jahr 1890 auf 3010 M. Auf 1. April 1894 (noch vor dem Verkauf an Häffner) stieg der Betrag weiter auf 3835, 1897 auf 4800 M; der Anschlag der oberen Apotheke auf 3135, sie blieb bei diesem Satz bis 1904 (185). Edelmann wohnte seit Oktober 1879 in Ebingen. Es ist verwunderlich, daß er um das hiesige Bürgerrecht erst Anfang 1886 eingekommen ist. Hat er anfangs erwogen, bald anderswohin zu ziehen? (Sein Kollege Valet von der oberen Apotheke hat es ihm später nachgetan) (186).

In Sigmaringen hat Edelmann als Gauobmann des Schwäbischen Albvereins eine überaus rege und erfolgreiche Tätigkeit entfaltet. Die im Gau vorhandenen Wanderwege legte er zum größten Teil persönlich an und markierte sie auch. Am 6. Juni 1916 verzog er nach München. Dort traf ihn am 1. August 1921 das Unglück, von der Straßenbahn überfahren zu werden. Als Folge des Unfalls mußte ihm der linke Unterschenkel amputiert werden. Ein Jahr später, am 16. Juli 1922, starb Edelmann in München an einer Lungenentzündung und fand dort in einem Familiengrab auf dem Waldfriedhof seine letzte Ruhe (187).

Karl Häffner

Von Edelmann kaufte am 29. September 1894 Apotheker Karl Häffner die untere Apotheke mitsamt Utensilien, Warenvorräten, Kontorgeräten usw. um die runde Summe von 130 000 M (188). Von der Kaufsumme waren noch 55 000 M abzutragen und halbjährlich mit 4¼% zu verzinsen. Die Abschlagszahlungen sollten jährlich mindestens 1000 M, sie konnten nach Kündigung bis zu 3000 M betragen. Zum Inventar gehörten die „Kontorvorräte, nämlich ein Tisch, ein Schrank mit zwei Türen und ein Schemel“, die Apparate und Einrichtungen im Laboratorium und in der Stoßkammer, z. B. Dampfapparat und Zubehör, Schüsseln, Trichter, Kessel, Siebe usw. (man sieht, es ging noch recht kleinbürgerlich zu) (189).

1896 wollte Apotheker Häffner mit seinen beiden Nachbarn Häuser und Weinheimer ein Trottoir vor ihren Häusern in der Marktstraße anlegen lassen. Die Stadt war, falls das Trottoir in der vom Gemeinderat zu genehmigenden Fluchtlinie hergestellt wurde, bereit, entsprechend der Bitte Häffners die Bordsteine auf Kosten der Stadt zu liefern (190).

Den Hofraum hinter der Apotheke mit der früheren Schweinsteige, um den sich schon Edelmann verkämpft hatte, durfte Häffner

1897 seinem Ansuchen entsprechend mit einem eisernen Zaun auf gemauertem Sockel einfriedigen. Die Eigentumsverhältnisse blieben dabei weiterhin in der Schwebe (191).

Die untere Apotheke ist seitdem in der dritten Generation im Besitz der Familie Häffner, ab 1. Juli 1969 geführt von Dr. Jürgen Häffner.

Zur Geschichte der unteren Apotheke in diesem Jahrhundert und zu ihren Inhabern entnehme ich der Zeitung „Der Wille“ vom 29. 9. 1944 folgendes:

„Carl Häffner, geboren 1865 in Niederstetten, war ein in weitem Umkreis bekannter gewissenhafter Apotheker, allgemein geachtet und beliebt. Im Jahr 1929 entriß ihm der Tod die treue Lebensgefährtin; mit kindlicher Liebe sorgte weiter für den Vater seine im Hause wohnende und im Geschäft als Helferin tätige Tochter Gretel, Gattin des Rechtsanwalts Dr. Baron. Durch die Einberufung seines im Geschäft tätigen Sohnes zur Wehrmacht lag die ganze Last des Betriebs auf den Schultern des schon betagten Mannes und verzehrte seine Kräfte. Er schloß am 1. Juli 1940 im Alter von 75 Jahren die Augen für immer.

Vom 1. Juli bis 31. Dezember 1940 wurde die Apotheke von der Erbgemeinschaft der drei Kinder geführt. Am 1. Februar 1941 übernahm dann der Sohn Karl Häffner, in einem Sonderurlaub aus Frankreich kommandiert, mit Wirkung ab 1. Januar 1941 die Apotheke. Während seines Dienstes bei der Wehrmacht als Hauptmann der Luftwaffe führte Apotheker Flaig als verantwortlicher Leiter das Geschäft. Am 11. Juni 1942 wurde Hauptmann Häffner aus dem Wehrdienst entlassen und übernahm sofort die Leitung der Apotheke.“

Fortsetzung folgt

Wundklee (*Anthyllis vulneraria*)



Der Wundklee hat seinen Namen zu Recht, den früher benützte man eine Abkochung des Pflänzchens als Umschlag bei schlecht heilenden Wunden. - Wie alle Kleearten gehört er zu den Schmetterlingsblütlern. Seine goldgelben bis rötlichen Blüten stehen zu einem Köpfchen zusammen, und man findet ihn auf trockenen Wiesen, an Wegrändern, in Steinbrüchen und auf Heideflächen. Die Grundblätter sind langgestielt, während die Stengelblätter mit lanzettlichen Blättern gefiedert sind, wobei das Endblatt deutlich größer ist. Alle Blätter stellen sich senkrecht gegen die Sonne, um die Verdunstung möglichst gering zu halten. Ein Aufguß des Pflänzchen wirkt blutreinigend und abführend.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

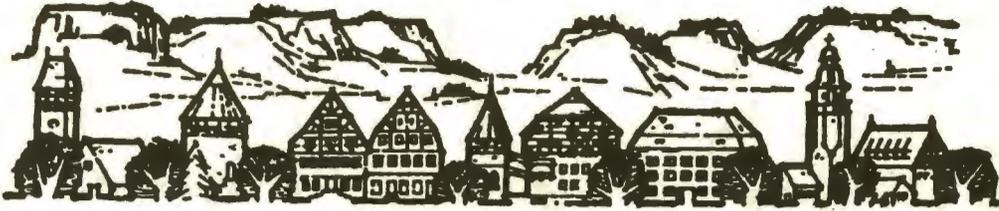
Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 29

30. Juni 1982

Nr. 6



Aus der Vor- und Frühgeschichte von Balingen und Umgebung

Von Fritz Scheerer

Wenn wir in der Geschichte von Balingen und seiner Umgebung blättern, versiegen mit dem Jahr 793, in dem u. a. Heselwangen, Frommern, Zillhausen und Endingen erstmals urkundlich genannt werden, die schriftlichen Quellen. Für die vorausliegende Zeit sind wir auf die Zeugen angewiesen, die uns im Boden verwahrt geblieben sind. Aus diesen Bodenfunden können wir von fernen, frühen Tagen unserer engeren Heimat etwas erfahren.

Alt- und Mittelsteinzeit

Die ersten Spuren der Anwesenheit des Menschen auf unserem Heimatboden stammen durchweg aus Höhlen, wie der „Kühstelle“ bei Winterlingen, der Straßberger Grotte, dem Hüttenkirchle und der Bernlochhöhle östlich Truchtelfingen, der Ehestetter Torhöhle südöstlich Ebingen. Das war im letzten Abschnitt der Eiszeit, der mit der ausgehenden Altsteinzeit (Paläolithikum) zusammenfällt, mehr als 12 000 Jahre v. Chr. Der Rheingletscher, der über Oberschwaben bis über die Donau bei Sigmaringen reichte, war wohl durch Abschmelzen zurückgegangen, aber die Winter waren immer noch lang und eisige Stürme fegten über unsere Höhen. Die Landschaft ähnelte dem nördlichen Sibirien. Durch sie zogen Herden des Rentieres, des Wildpferdes und des Wildrindes. In den Höhlen hauste der Höhlenbär (Bärenhöhle!), die Höhlenhyäne und der Höhlenlöwe (in der Kühstelle, im Bernloch Knochen von diesen Tieren). An kältengewohnten Tieren traf man den Eisfuchs, den Schneehasen und das -huhn und eine Menge Nager. Einzeln und in kleinen Herden trottete ein riesiger Elefant, das Mammut, von bis zu vier Metern Höhe, mit einem dichten, rotbraunen Fell über die baumlosen Tundren. Ein Zahn dieses mächtigen Vertreters der eiszeitlichen Tiergesellschaft wurde 1934 beim Straßenbau unterhalb Zillhausen gefunden. Er befindet sich heute im Heimatmuseum Balingen.

In eine solche Umwelt waren die Menschen unserer Heimat hineingestellt. Kleine Horden von ihnen suchten auf ihren Jagdgängen in den Höhlen und Grotten zeitweiligen Schutz und Unterschlupf. In der Hauptsache spielte sich ihr Leben unter dem Vordach der Höhle ab, wo sie an ihren Feuerstellen das erbeutete Großwild zum Braten aufhängten. Als Zukost zum Fleisch sammelte man Wurzeln und Waldfrüchte. Die aufgefundenen zerschlagenen Knochen sind die Hinterlassenschaft der

Rentierjäger der Grotte in Hüttenkirch und der Bernlochhöhle! Sichel, Messer, Bohrer, Schaber aus Feuerstein und Knochen waren die Werkzeuge dieser Rentierjäger. Die Felle des erlegten Wildes dienten als Kleidung. Tage des Überflusses wechselten mit Zeiten der Not. Wenn das Wild und die Pflanzennahrung knapp geworden waren, war man zum Wechsel des Siedlungsplatzes gezwungen. Man kannte noch nicht den Bau von Hütten und wußte nichts von Töpferkunst. Erst in der Jungsteinzeit (etwa 5000 bis 2000 v. Chr.), als das Klima milder geworden und der Haselstrauch durch Eiche, Ulme, Linde, auch Ahorn, Esche und Erle zurückgedrängt worden war, änderte sich die Kultur der Menschen.

Jungsteinzeit (Neolithikum etwa 4000 bis 1800 v. Chr.)

Günstigere Lebensbedingungen waren es, die nun dem Menschen den Kampf ums Dasein erleichterten und mitwirkten, daß aus dem herumstreifenden Jäger und Sammler der Altsteinzeit ein seßhafter Bauer werden konnte. Er lernte den Ackerbau (Getreide) kennen. Jungtiere des Wildes fing er ein (Rind, Schaf, Ziege, Schwein), zähmte sie und begann mit Viehzucht. Dadurch konnte er sich aus der bisherigen Gebundenheit an die Zufälligkeiten in der Natur und der sich daraus ergebenden nomadenhaften Lebensweise lösen. Er wurde seßhaft, denn die Bearbeitung des Bodens zwang ihn und band ihn an die Scholle. Es entstanden die ersten Gefäße aus Ton. Man lernte, aus Pflanzen Fasern zu gewinnen und diese zu Schnüren und Geweben zu verarbeiten. Hütten wurden gebaut.

Die Werkzeuge sind noch Steingeräte. Geschliffene und manchmal durchlöchernte Steinbeile sind aus unserer Gegend (s. Abb.) (im folgenden soll besonders auf Balingen und Umgebung beschränkt bleiben) vom Schieferbruch bei Balingen, ein dicknackiges Steinbeil aus Grünstein und ein Feuersteinmeißel (Neue Fundberichte 1926/28), ein Steinbeil von Heselwangen und bei Weilstetten, unterhalb des Lochensteins eine Streitaxt und über „dem Burren“ ein Dreiecksbeil aus schwarzgrünem Stein, in Stockenhausen eine Hacke aus schwarzem Schiefer (NF 1926/28).

Eine kurzlebige Ansiedlung muß auf dem Lochenstein bestanden haben, wie 1923 die Ausgrabungen von P. Gößler und G. Bersu bewiesen (Schussenrieder oder Rössener Kultur?). Bei den damaligen Grabungen kamen zwei Steinbeile, eine Pfeilspitze aus Feuerstein, ein Keulenrest, zwei verzierte Scherben und ein Osensenkel zum Vorschein. Bei den verzierten Scherben handelt es sich um einen Scherben der Schussenrieder Kultur.

Auf der Flur „Gruben“ bei Ostdorf, in einer flachen Mulde zur Eyach, ließen sich Siedlungsspuren der Jungsteinzeit feststellen (NF



Tönernes Prunkgefäß der Hallstattzeit

5 S.20). Im Wald „Eisenloch“ bei Dormettingen kam bei Baggerarbeiten eine steinerne Armschutzplatte der spätneolithischen Glockenbecherkultur aus einem Flachgrab. Auch zwei Steinbeile und Gefäßreste wurden hier gefunden.

Bronzezeit (etwa 1800 bis 800 v. Chr.)

Wenn aus der Jungsteinzeit die Funde verhältnismäßig selten sind, so ist in der Bronzezeit, vor allem aus der Hügelgräberbronzezeit, besonders auf der Hochfläche des Degerfeldes, die Besiedlung recht dicht, was die vielen Grabhügel beweisen.

Nach einer Übergangszeit, in der man reines Kupfer für die Waffen und Geräte benützte (1955 ein Kupferflachbeil aus der Flur „Hasloch“ bei Binsdorf), wurde aus 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn in der Bronze ein weit gebrauchsfähigerer Werkstoff geschaffen. Jetzt setzte die Entwicklung des Dolches ein und konnten Schwerter hergestellt werden. Der Goldglanz der Bronze lockte für die Herstellung von Schmuck. So wurde ein Bronzemesser mit gefiedertem Griff, ein sogenanntes Pfahlbaummesser, an der Nordwestecke des Plettenbergs und Scherben der Spätbronzezeit (etwa 1200 bis 800 v. Chr.) gefunden.

Die Bestattung der Toten wechselte von Hügelgräbern mit Körperbestattung zu Feuerbestattung in Urnen, so daß letztere Zeit als Urnenfelderzeit bezeichnet wird. Es wurde kein Hügel mehr über der Urne erstellt. Aus der jüngeren Urnenfelderzeit wurde ein Urnengrab bei Dormettingen angetroffen. Auch das Paar Bronzeringe, das sich heute im Heimatmuseum Balingen befindet, und 1952 in der Balinger Flur „Rohrloch“ gefunden wurde, mag von solch einem Grab stammen.

Der jüngeren Urnenfelderzeit ist auch eine Siedlung der Lochen zuzurechnen mit ihren unregelmäßig angeordneten Holzhäusern auf der Südterrasse (s. Heimatk. Blätter 1970 S. 793), von der 1923 ornamentierte Keramikreste, Feuerböcke und Getreidemühlen gefunden wurden. Die Wasserversorgung der Siedlung war durch ein Wasserloch gesichert. Nach Gößler/Bersu lassen mächtige Abschwehmassen über der Kulturschicht auf einen Wechsel des Klimas schließen, auf einen Übergang vom wärmeren Trockenklima zur kühleren Feuchtigkeitsperiode (etwa 800 v. Chr.). Die Auswirkungen dieser klimatischen Veränderungen müssen das wirtschaftliche und kulturelle Gefüge der davon betroffenen Bevölkerungsgruppen stark erschüttert haben.



Funde der Jungsteinzeit (2 Steinhämmer von Bisingen)

Hallstattzeit (etwa 800–500 v. Chr.)

Um das Jahr 800 trat neben der Bronze als weiterer Werkstoff das Eisen auf. Man bezeichnet diesen beginnenden Zeitabschnitt der älteren Eisenzeit nach dem Ort Hallstatt im Salzkammergut, wo die ersten Funde dieser Zeit gemacht wurden, als Hallstattzeit. Die Bronze blieb aber als geeigneter Werkstoff für Schmuck im Gebrauch.

Die Haupterwerbsquelle der damaligen Bewohner unserer Gegend waren Ackerbau, Viehzucht und Jagd. Siedlungen und zugehörige Bestattungsplätze, besonders dicht auf dem Degerfeld bei Truchelfingen, sind auch aus dem Albvorland, aus der Umgebung von Balingen bekannt. Die Toten wurden zunächst wie in der Urnenfelderzeit verbrannt und der Leichenbrand mit Beigaben unter einem Hügel beigesetzt. In der jüngeren Hallstattzeit wurden dann die Toten unverbrannt mit dem Kopf häufig nach Süden unter einem Hügel beerdigt. Eine Gruppe von 5 solcher Grabhügel befindet sich am Rande des heutigen Binsbolwaldes 1,5 km südöstlich von Balingen. Eine ähnliche Gruppe liegt auf Leistetten bei Endingen, von denen der größte einen Durchmesser von 25 m und noch eine Höhe von 1 m hat. An drei Stellen der Markung Erzingen gegen die Markungsgrenze Geislingen („Hardtwald“, „Binsenhau“ usw.) finden sich zahlreiche Grabhügel. Teilweise liegen bis 15 beieinander. Die Georgskapelle steht auf einem Grabhügel. Im Wald „Schopflen“ bei Geislingen liegen weitere Grabhügel. Bei Ostdorf im Wald „Witthau“ und der „Röter Hart“ befinden sich ebenfalls Grabhügel dieser Zeit.

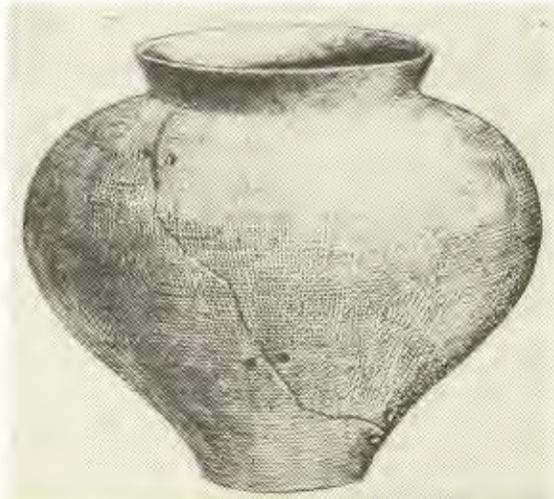
Alle diese Hügel, die in nicht geringer Zahl bekannt sind, werden in der Nähe von einstigen Siedlungen gelegen sein, die aber in den wenigsten Fällen nachgewiesen werden können, da es sich um Holz- und Flechtwerkbauten handeln wird, die in über 2500 Jahren vergangen sind. Eine umfangreiche Hallstattsiedlung befand sich auf der Lochen, von der 1923 G. Bersu (s. oben) die Fundamente eines etwa 19 x 7 großen, ungefähr rechteckigen Hauses ausgraben konnte, über dessen Aussehen aber nur wenige Angaben vorliegen. Wahrscheinlich war es ein aus Pfosten und Schwellhölzern errichteter Bau mit zwei Räumen, die je eine Feuerstelle enthielten (Modell im Heimatmuseum Balingen).

Latènezeit (etwa 500 v. Chr. bis 1. Jahrh. n. Chr.)

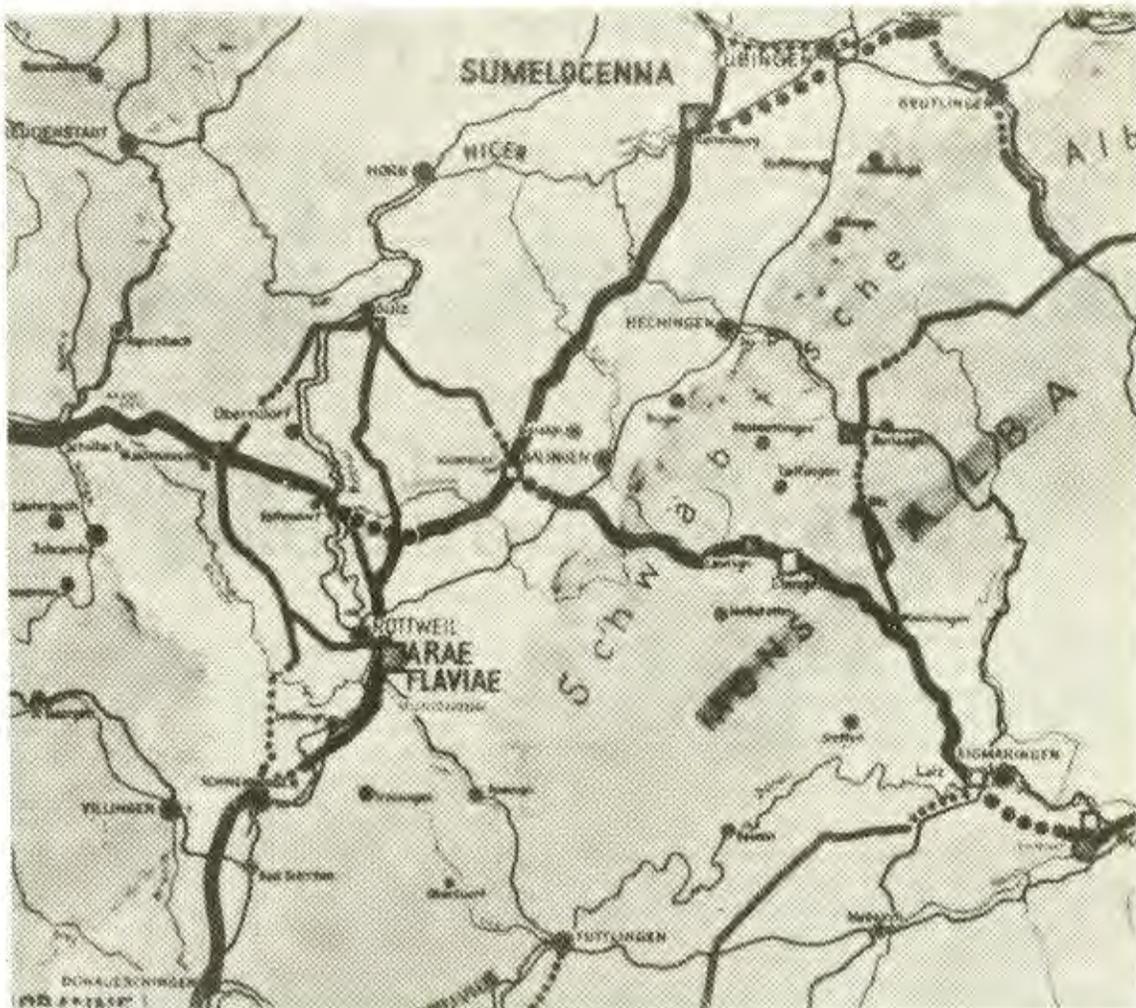
Benannt wird diese Zeit nach dem berühmten Fundort in der Schweiz, Latène am Neuenburger See. Im Gegensatz zur Hallstattzeit mit ihren vielen auffallenden Hügelgräbern ist für diese Zeit im Raum Balingen eine große Fundarmut festzustellen. Eine Siedlung lag auf der Lochen am windgeschützten Nordabhang. Hier konnten 1923 3 Hütten nachgewiesen werden, die eine ovale Form hatten. Sie waren aus Holz, mit Lehm verputzt und mit weißem Anstrich. Die Befestigungsanlage auf dem Gräbesberg dürfte teilweise aus der Latènezeit stammen.

Römerzeit

Unser Gebiet war nur 2 Jahrhunderte ins römische Weltreich einbezogen. Und doch war



Gefäß der La-Tène-Zeit



Römerstraßen in unserem Gebiet

es eine Zeit, deren Spuren heute noch nicht verwischt sind. Ums Jahr 75, als die Römer ihre Reichsgrenze von der Donau auf den Nordwestrand der Alb vorschoben, dürften sie auch in die Balinger Gegend gekommen sein.

Schon die militärische Eroberung des Landes erforderte Straßen, die später für den Handel und für den Nachschub von Wichtigkeit waren. Die Römer waren Meister des Straßenbaus. Mit festem Steinkörper von 4,5 bis 5 m Breite erbauten sie Straßen, die teilweise heute noch dem Verkehr dienen. Eine wichtige Straße zog auch durch den Balinger Raum, die Straße Sulz-Häsenbühl-Laiz (s. Abb). Diese zieht in schnurgerader Linie vom Kastell Sulz durch Vöhringen auf den Sattel bei der Burghalde (günstigster Übergang über die Keuperberge) und steigt hinab ins Beurer Tal (wird heute noch benützt), zieht durchs Bubenhofer Tal (Stunzachtal), ersteigt beim Steinenfurthof die Liasterasse des Kleinen Heubergs zum Häsenbühl, wo sie später die Römerstraße Rottweil-Häsenbühl-Rottenburg kreuzte. Über die „Heusteig“ hinab führte sie durch Erzingen (heutige Dorfstraße), weiter über die spätere „Schweizerstraße“ bis zum Beginn von Endingen (heute noch benützt) und geradlinig weiter (heutige Straße von der Tankstelle Geß, erst 1851 erbaut) über Leitstetten gegen Süden. Hier wurde 1923 der 5 m breite Straßenkörper durch Grabungen von Hertlein nachgewiesen. Streckenweise konnte der anstehende Schiefer als Vorlage benützt werden. Vom Ziegelwasen geht sie als heutige Hauptstraße von Weilheim bis in die Mitte des Ortes, wo dann in einer Abwinklung der Lochenbach überquert wird. Weiterhin bis Lautlingen hieß die Talstraße „Heerweg“ und „Heerstraße“, was ihr hohes Alter bezeugt. Über Lautlingen auf der Wasserscheide konnte 1924 ein Erdkastell nachgewiesen werden.

Am Straßenknotenpunkt Häsenbühl wurde vor dem Wald „Schopflen“ ein mächtiges Denkmal mit monumentaler Inschrift zu Ehren eines Kaisers errichtet (s. Heimatk. Blätter 1978, S. 147), dessen Überreste sich im Balinger Museum befinden.

An der Straße müssen Gutshöfe gelegen sein, so am Knotenpunkt Häsenbühl. In der Nähe der Straße entstanden Gutshöfe (s. Abb), so auf „Steinmauren“ bei Rosenfeld, dessen Bad restauriert wurde. An der Stelle eines

Gutshofes auf den „Saibswiesen“ bei Binsdorf stieß man 1908 auf eine Heizanlage, ein Hypokaustum, wo der Fußboden auf 60–80 cm hohen Pfeilerchen aus Stein oder Backsteinplatten ruht. Von einem Feuerungsraum aus verteilt sich die Wärme in dem unterirdischen Raum und auch in Röhren (Heizkacheln) unter dem Putz der bemalten Wände des Baderumes (s. Römerbad Rosenfeld).

Schon der Name von Weilheim erinnert an eine römische Villa (Villa rustica). Grundmauern einer solchen Villa stecken bei der Weilheimer Kirche im Boden und 1896 wurden weitere Gebäude, sowie 1953 im Weilheimer „Heimgarten“ eine Brandschicht mit römischen Scherben entdeckt.

Im eigentlichen Stadtgebiet Balingen sind bis jetzt wenige römische Spuren aufgedeckt worden: 1872 in einem Alemannengrab Bruchstücke von Sigillata, 1934 in der Jakob-Beuter-Straße eine römische Bronzefibel mit Fischblasenmuster, 1927 Gefäßreste in Heselwangen. Mit diesen wenigen Funden kann noch nicht auf eine römische Siedlung hier geschlossen werden. Aber es kann gesagt werden, daß einst auch römische Soldaten mit ihrem Troß durch unseren Raum gezogen sind. Mit dem Einfall der Alemannen, die im Jahr 251 die Grenze über den Limes von Osten nach Westen überschritten, war die Territorialherrschaft der Römer im sogenannten Zehntland beendet.

Alemannenzeit

In den Jahren 259/260 durchbrachen die Alemannen endgültig den römischen Grenzwall (Limes), der in 550 km Länge vom Rhein (Neuwied) bis zur Donau (Kehlheim) errichtet war. Dem ungestümen Ansturm des unverbrauchten Naturvolkes konnten die Römer nicht mehr standhalten. Wachtürme, Kastelle und Siedlungen gingen in Flammen auf, und die römischen Legionen mußten sich hinter den Rhein im Westen, den Bodensee im Süden und die Iller im Osten zurückziehen. Das schwäbische Land und damit auch unsere Gegend kamen in den Besitz der Germanen. Wenn auch zunächst die Kämpfe nicht beendet waren, das eroberte Land konnte unseren Vorfahren nicht mehr entrisen werden. Von früherer Besiedlung unserer Gegend zeugen die Funde von der Lochen: Riemenzunge,



Balinger Goldscheibenrunenfibel

Bügel, Kerbschnittschnallen, die mit römischen Versuchen in den Jahren 368 und 377/78 in Verbindung gebracht werden, das verlorene Land zurückzuerobern, und dann die Bevölkerung Schutz auf den Berggipfeln suchte.

Unter Meidung der römischen Siedlungen wurde das alte Kulturland und der Kulturboden in Bearbeitung genommen. Nach 500 scheint ein Wechsel des Wohnplatzes nicht mehr erfolgt zu sein. Die Alemannen wurden sesshaft. In aufgelockerter Bauweise reihten sich ihre Hofstätten aneinander. Sie bestanden aus Wohnung, Stall und Scheune. Es waren Holzbauten mit Flechtwänden und Strohdächern. Doch sind solche Siedlungsspuren wegen der Vergänglichkeit des Baumaterials selten.

Umso größer ist aber die Zahl der Totengärten (Reihengräberfelder), in denen die Toten reihenweise mit dem Blick nach Osten, der aufgehenden Sonne zu, bestattet wurden. Was der Mann an Waffen, die Frau an Schmuck, beide an Kleidern und Kleinregät besaßen, wurde ihnen mit ins Grab gegeben. Die Totenbäume, Totentruhen, die Geräte aus Holz und Leder, die Gewebe der Kleidung sind größtenteils verfallen und vermodert. Nur unter günstigen Umständen blieben sie erhalten. In den Männergräbern findet man das zweischneidige Langschwert (Spatha), das einschneidige Hiebschwert (Sax), Schild, Sporn und Pfeilspitzen. Den Frauen gab man Halsketten aus

farbigen Ton-, Glas- und Bernsteinperlen und Gewandhaften (Fibeln) aus Bronze, Silber oder Gold beim Tode mit. Von den Ledergürteln sind Schnallen und Beschläge aus Eisen oder Bronze geblieben. Frauen und Männern wurden kunstvoll geschmückte Beinkämme, sowie Tongefäße mit Wegzehrung mitgegeben.

An 5 verschiedenen Stellen konnten bei Balingen Reihengräber festgestellt werden, die vermuten lassen, daß die Siedlung Balingen aus mehreren Teilsiedlungen zusammengewachsen ist. Der älteste dieser Friedhöfe, aus dem Ende des 6. Jahrhunderts, lag in der Nähe der früheren Hirschbrauerei, wo heute das neue Landratsamt gebaut wird. In dieser Gegend findet sich auch 1543 der Flurnamen „Walstetten“ (= Besiedlung mit Welschen). Diese Siedlung wurde der Kern des Dorfes Balingen (Balgingen), das um die Friedhofkirche lag. An der Hirschbergstraße wurden 1880 und früher mehrere Gräber freigelegt, daraus 2 Spathen und 2 Saxe geborgen wurden.

Nördlich und südwestlich des früheren Bahnübergangs beim Bahnhof, am Fuße des Bebbelts wurden 1872 beim Bahnbau 59 Gräber freigelegt. An Grabbeigaben fanden sich neben Waffen 2 bronzene durchbrochene Zierscheiben, ein kleines zu einer Hängekette gehöriges Kreuz und eine kunstvoll gearbeitete Goldblechscheibenfibel mit einer Runeninschrift auf der silbernen Bodenplatte (s. Abb.).

(Fortsetzung folgt)

Rosenfelder Kirchencensurprotokolle (Auszüge aus d. J. 1693/94)

Von Walpurg Tafel, Siegen

Zu allen Zeiten haben die Nachfahren versucht zu erfüllen, wie – wie schlecht oder wie gut – und in welchem Umfeld ihre Vorfahren gelebt und gewirkt haben. Die Dokumente, das Aufgeschriebene, gedruckt oder mit der Hand, hilft uns die Zeit besser verstehen, in die wir einsteigen möchten. Auch eine Negativseite des damaligen Lebens, der Aufschrieb der „Straftaten“, wenn es nach unserem heutigen Verständnis überhaupt welche sind, erhellt mehr wie jede soziologische Vorlesung, in welcher Art und Weise die Menschen damals miteinander umgegangen sind. Die folgenden Aufzeichnungen fangen Februar 1693 an, sie sind mit der Hand geschrieben, schon vor vielen Jahren von Herrn Schmid – Rosenfeld übertragen worden und reichen bis Ende 1694.

Am 2. Februar 1693 finden wir im „Rosenfeldischen Kirchencensurprotokoll“ die die Strafe aussprechenden Herrn aufgeführt. Es sind dies: Herr Pfarrer M. Andreas Leibbrand, Herr Diakonus M. Paulus Christianus Entermann, Protokollist, Herr Vogdt. „Assessores“ sind die beiden Bürgermeister Johannes Elsenhans und Georg Scholderer, Johannes Berner, Joh. Caspar Mohr u. Joh. Jak. Seiser sind wohl Beisitzer. Diese Herren fangen ihr Protokollbuch mit Matth. 18 Vers 15.16.17. an („Sündigt dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn ...“), Worte, die heute im Strafvollzug unbekannt sind, heute „rehabilitiert“ man. Damals aber vor 300 Jahren sah man auf Zucht und Ordnung, und gleich am 1. März 1693 steht zu lesen:

„Verhör über das Tanzen an Fastnacht“.

Verschiedene Mädchen müssen sich verantworten: „meine, d. h. des Pfarrers Magd“, war auch dabei“. Die Mädchen bitten um Verzeihung und wollen sich bessern. Der Herr Hauptmann, der Furier und etliche Soldaten legten Fürbitte für die Mädchen ein. Die Mädchen warden verwarnt und entlassen.

„April 1693. Vor Gericht steht der berüchtigte Philipp Sauter. Er hat sich an einem Sonntag unter der Morgenpredigt vollgetrunken und ist deshalb vom Vogt inkarzeriert worden; da er noch heftig gefluchet, die Obrigkeit in genere gelästigt, selbige in persona et officio angegriffen, wird er zur Geige¹⁾ vor der Kirchüre verurteilt.

Da er dennoch sein Unrecht nicht erkennen will, ist die Sache vor den Spezialis²⁾ gelangt,

welcher den Philipp S. mit der Exkommunikation bedroht hat. Die Mitteilung dieser Strafe demütigte obige Person so viel, daß er um Vergebung bittet. Er sagt dann aus, der Biersieder Jäger habe ihm einen Boten geschickt und ihm wollen eine Kuh geben. Deswegen habe er ihm Branntwein gegeben und überdies sei er nicht der einzige gewesen; andere Männer seien auch dort gewesen u. hätten auch Branntwein getrunken. Der Biersieder Jäger wird darauf verhört und bestraft. Dekretiert wird, daß künftig in allen Wirtshäusern Zettel angeschlagen werden, wonach der Wirtshausbesuch vor dem Gottesdienst bei 10 Schilling Strafe verboten sei. (Randbemerkung: würdt nicht gehalten!)“

¹⁾ die Geige war ein Holzgestell mit 3 Löchern für Kopf und Arme, in das der Deliquent eingespannt und damit an den Pranger gestellt wurde.

²⁾ Spezialis heute etwa Dekan.

³⁾ Tabacktrinken = rauchen

⁴⁾ sit venia verbo = entschuldigt das Wort

⁵⁾ ehrenrührige Strafe für einen Dummkopf und Rüpel

Wie sehr auf die Sonntagsruhe geachtet wird, sieht man aus den folgenden 2 Eintragungen:

„Carl Müller wird zu 3 Groschen Strafe verurteilt, weil er am Sonntagmorgen in die Mühle gegangen und gemahlen hat, und Jakob Fischer, Metzger, wird gestraft, weil er schlechte Ursache vorschützend vor dem Zusammenläuten zur Mittagspredigt zum Tore hinausging“. „Jakob Vötsch, Sattler, ist angeklagt, daß er seine Frau sehr übel traktiert. Befragt sagt er aus, daß es geschehen sei, weil sie wohl 3 Wochen lang (!) nichts mit ihm geredet und auf Verleumdungen gehört habe, an denen kein wahres Wort sei“.

„Am 2. Juni 1693 klagt Andreas Rosens Hausfrau wider Hans Peter Dafels Hausfrau, daß sie mit der Sense vor dem Oberen Tor bedroht worden sei. Die Beklagte habe ihr die Sense über den Kopf hauen wollen, endlich sie (die Sense) in die Röcke geschlagen und mit ausgesuchten Schmähworten geschimpft habe: sie sei eine leichtfertige Mannsverführerin und was dergl. mehr. Dies wolle sich ja nicht verschweigen, zumal sie ja willens sei am kommenden Sonntag zu kommunizieren. Nachdem beide einander geschmähet, werden beide bestraft. Bei so betrübten Zeiten sollen sich die Weiber aller Feindseligkeiten enthalten, lautet der Schlußstoßseufzer des Protokollschreibers.

„Actum Rosenfeld am 14. Juli 1693.

Der Präzeptor wird beschuldigt, daß er sich beim Schießen als „Zeiger“ habe gebrauchen lassen und hinter und vor der Scheibe habe Gaukeleien aufgeführt, so seinem officio gar übel ansteht. Das Zeigen wird ihm ernstlich untersagt. Item wird ihm angeraten, daß er sich vorsehe mit dem allzulangen Spielen bei Nacht, wie es unlänglich geschehen mit dem Pfarrer von Trichingst und dem Schreiber von Balingen. Das Gericht läßt solches Treiben als Mannskurzweil nicht gelten“.

Mit diesem Präzeptor haben die Rosenfelder ihre Plage, denn ein paar Zeilen weiter heißt es: „Es ist auch vorkommen, daß der Schulmeister eigenmächtig und ohne Entschuldigung nach der Vakanz die ganze Woche versäumt habe, daß er die Sanduhr, welche in der Kirche auf der Kanzel zu stehen hat, trotz vielfältiger Ermahnung des Pfarrers, zu sich genommen und so lange bei sich getragen habe, bis sie zerbrochen gewesen. Auch wider vielfältiges Erinnern hat er in der Kirche und Sakristei nicht für Tinte gesorgt. Das Tintenfaß hat er auf den Taufstein gestellt und auf die Erde fallen lassen. Da es aber nicht zerbrach, hat es es hergenommen und dem Pfarrer zum Trotz auf dem Taufstein hingeschmissen, daß es in viele Stücke zersprang.

Die Tafel zum Singen hat er nicht aufhängen lassen, auch das Pult (gleichfalls zum Gesange) fehlt meistens. Er wird in eine Geldstrafe genommen. Gleichzeitig wird ihm sein garstiges Tabacktrinken³⁾ am Morgen gütlich untersagt. (Randbemerkung: lasset mit nach!) Item wird ihm befohlen, daß er künftighin die Tafel mit dem Kirchengesang rechtzeitig aufhängen lasse“.

Im nächsten Absatz fällt dem Lehrer aber auch allerhand ein und er klagt seine Rosenfelder vor dem Kirchengengericht an, das hört sich

so an: „Der Präzeptor klagt wider Conrad Glattens Hausfrau, daß sie ihm mit „harten Anfall“, Lästereien und Schmähworten, er solle sie – sit venia verbo – weiß nicht wo lecken, in der Schule überfallen habe, wegen einer vielfältig verdienten Züchtigung ihres Buben.

Das Gericht erkennt, daß man sie mit der Geige¹⁾ bestraft, ihr gar ungezogenes Kind mit dem Esel²⁾ um den Brunnen führen soll“. Aber auch kleine Kindereien, die heute nicht mal am Kaffeetisch stören, kommen vors Gericht und der Pfarrer oder der Diakonus protokolliert: „Jakob Draubs Frau klaget, daß Jans Jörg Sültzles Mägdlein, ihr des Drauben Mägdlein an den Stuhl gestoßen habe. Beide Mägdlein werden verwahrt und damit entlassen“.

Ohne Datum finden wir wenig später: „Große Klage betrifft Biersieder Jäger „Luderwürthaus“. Um schnöden Gewinnes willen lasse er alles zu, was Gott und eine hochfürstliche Kirchenordnung verboten hätten. All dort würden viel tausend Flüche gehört, ohne jegliches Rügen, Dekretiert wird, daß deswegen eine Schwörbüchse zu eröffnen sei. (Randbemerkung: ist aber niemals was darein gefunden worden) Zu allem kommt noch des Wirtes skandalöses Aus- und Einfahren vor der Predigt. Er entschuldigt sich mit den Soldaten. Die Sach wird verschoben“. Wie wenig sich die Menschen seit 300 Jahren verändert haben, sieht man aus der nächsten Klage:

„Geklagt wird, daß die angeordneten Buß-, Bet- und Festtage sehr schlecht respektiert werden, indem die meisten mit dem Mittagessen ihren Magen anfüllen und mit ihrem ganzen Haus(gesinde) ungescheuet prassen. Die

Bürgerschaft soll ermahnt werden, Hochfürstliche Befehle künftighin besser zu respektieren und die Festtage eifrig zu halten“.

„1694, am 11. May ist Magdalena Eisele wegen ihres unehelich gezeugten Kindes und begangener Hurerei vom Herrn Vogt auf dem Rathaus vorgenommen, examiniert und folgendes befunden worden: Die Magdalene Eisele, Hans Eiseles, gewesener Schaffer allhier Tochter, hat sich – obwohl sie schon vorher einmal wegen verübter Hurerei zu Sulz angeklagt und bestraft wurde – allhier sich aufhaltend, abermalen mit Hurerei befleckt. Im Haus des Jerg Friedrich Dorner, wo sie als Tagelöhnerin diente, geriet sie mit einem dort im Quartier liegenden Soldaten, daß sie wider Gottes Wort verstieß, in obgemeldete Hurerei. Ihre Schwangerschaft hat sie verschwiegen, ihr Kind schließlich im Verborgenen geboren, den Ort der Geburt wie üblich aufgeräumt, und das Kind unter das Bett gelegt, wodurch sie den Verdacht des Kindsmordes auf sich geladen. Zu ihrer Verantwortung sagt sie aus, wie sehr es ihr leid tue, daß sie abermalen in dieses Laster geraten. Mancherlei Geschwätz entgegen will sie von keinem anderen Vater wissen als dem angegebenen Soldaten, da sie zu niemanden sonst ein Verhältnis gehabt habe. Das Vorhaben des Kindermordes leugnet sie, indem sie aussagt, sie hätte es wahrlich gerne angezeigt, doch sei sie nicht so keck gewesen. Derweilen sie schon vorher „in der Verachtung gestanden“ – seit dem Sulzer Fall – habe sie gedacht, der Soldat würde sie aus der Schande holen und ihr die versprochenen Ehelichung halten, sonst sie wohl niemals dem Soldaten eingewilligt. Nachdem nun alles anders gekommen, bittet sie, damit sie ihr Kind erziehen könne, man solle sie nur nicht

des Landes und der Stadt verweisen, weil es ja so eine elende Zeit sei. Wolle im übrigen ihre Strafe ausstehen und gelobt Besserung und verspricht Zeit ihres Lebens sich der Sünde zu enthalten und das Kind mit allem Fleiße zu erziehen“.

Von der Strafe hören wir nichts, aber uns Heutigen will scheinen, daß die arme Magdalena in dieser „elendigen Zeit“ als Tagelöhnerin mit einem unehelichen Kind schon genug bestraft war.

45 Jahre nach Beendigung des 30jährigen Krieges verwundert es einem nicht, daß die Zeiten besonders schlecht sind, und daß es deshalb auch besonders viele Bettler gibt. Im Protokollbuch lesen wir kurz und bündig „Überhandnehmen der Bettler“ und später: „Gemäß schon öfters kundgemachter Ordnung soll katholischen Bettlern nicht mehr geöffnet werden. (Randbemerkung: wird immer nur eine kleine Zeit gehalten); was für die Toleranz und Mildtätigkeit der Rosenfelder spricht. Sie tun wirklich etwas gegen den Hunger, das ersieht man aus Folgendem: „Der Heiligenkastenpfleger soll die Verteilung des Allmosenbrotes 3 Tage zuvor durch den Pfarrer ankündigen lassen. Wer desselben teilhaftig werden wolle, soll sich beim Heiligenvogt und den Richtern anmelden“.

Augentrost (*Euphrasia officinalis*)



Außer dem Echten Augentrost (*E. officinalis*) gibt es bei uns noch den Roten (*E. Odontites*) und den Gelben Augentrost (*E. Lútea*), die sich nur in der entsprechenden Farbe ihrer Blütenkrone unterscheiden, die beim Echten weiß oder bläulich mit dunklen Adern ist. Die weiße Unterlippe trägt einen gelben Fleck. Das kleine Pflänzchen wächst auf Wiesen und Weiden, an Waldrändern und sonnigen Abhängen. Alle drei Arten sind Halbschmarotzer, die meist an Gräsern mit ihren Wurzelsaugnapfen Säfte abzapfen, aber dann mit ihrem Blattgrün selbst die Nährstoffe bilden, wie bei den Wachtelweizenarten. Der Echte Augentrost wird in der Heilkunde gegen Augenkrankheiten verwendet (Name).

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäusern im alten Ebingen

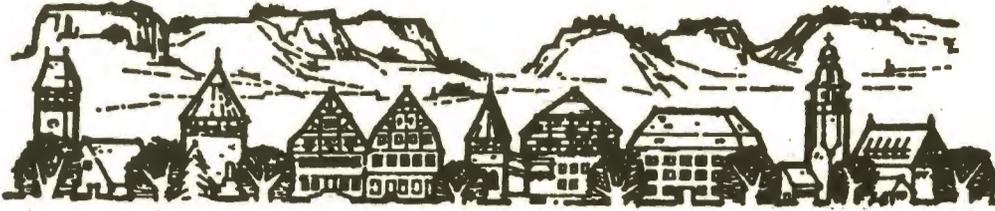
von Dr. Walter Stettner Fortsetzung

Jahrhundertlang, von 1787 bis nach dem zweiten Weltkrieg, konnten zwei Apotheken den Wünschen und Bedürfnissen der Bürger Ebingens und der Nachbarorte gerecht werden. Seit auch Apothekern ein freies Niederlassungsrecht eingeräumt worden ist, stieg die Zahl der Apotheken allein in Ebingen auf acht, und dazu kommen Apotheken in Truchteltingen, Tailfingen und Onstmettingen, in Bitz, Winterlingen und Meßstetten. Sie alle sind bestrebt, zur Gesundung der Bürger beizutragen. Und da heutzutage sehr viele Menschen zu sehr vielen Medikamenten greifen und die vielen Ärzte viele Mittel verschreiben, finden acht Apotheker allein im Stadtteil Ebingen von Albstadt eine befriedigende Existenz.

Anmerkungen:

70) HStA A 282, 1321; 71) A. Wankmüller, Beiträge zur württ. Apothekengeschichte IV, 1 (Juni 1958); AA Bürgermeisteramtsrechnung; 72) Ev. Kirchenregisteramt Ebingen, Taufbuch 1660-1743; 73) Wankmüller a. a. O.; AA Inv. + Teil; HStA A 261, 959; 74) Ev. Kirchenregisteramt Ebingen, Ehebuch 1660-1743. 75) AA Inv. + Teil. A 3, 349; 76) Bürgermeisteramtsrechnungen 1719-21; Steuerabrechnungsbuch 1729/30 S. 378 f.; 77) StRProt 1740-51 S. 907 und 909; 78) Inv. + Teil. A 11 S. 147; 79) HStA A 209; 80) StRProt 11. 6. 1750; 81) Inv. + Teil. A 15 S. 120; 82) Ev. Kirchenregisteramt Ebingen, Ehregister; 83) wie 81); 84) HStA A 228 Bd 1, 18 und A 282, 1322; 85) HStA A 282, 1322; 86) AA Registr. Nr. 502.70; 87) wie 85); 88) Wankmüller (wie 71) S. 22.; 89) Inv. Teil. B 113 und 1413; 90) StRProt. 1796-1804 S. 297; 90a) StRProt. 1804-10 S. 8456; 1810 S. 1556; 188; 2086; 216; 231; 91) F. Scheerer, Heimatkundl. Bl. Balingen, Januar 1981; 92) StifPfl Akten 35, 4; 93) StSchAProt 1821 und StAS Wü 65, 4 Bü. 100 a; 94) StSchAProt 1823 S. 370; 95) Kaufbuch 1823/24 Nr. 90; 96) Kaufbuch 1823, 1825, 1827; 97) StSchAProt 12. 9. 1825 und Beilage 24; 7. 3. 1827; 98) Waisengerichtsprot. 29. 7. 1835; Inv. Teil. B 2780 v. 15. 8. 1835; „Albbote“; 98 a) StRProt. 10. 9. 1824 und 31. 10. 1826; 99) Pfandbereinigungsprot. 3. 8. 1826; 100) StRProt 1828 aufgrund eines Erlasses der Kreisregierung v. 30. 8. 1828; 101) StifPfl Akten 35, 4; 102) StAS Wü 65, 4 Bü. 883; 103) UPfProt 4. 5. 1836 und 16. 1. 1839; 104) Inv. Teil. B 2510; 105) Beilage zu 104); 106) StSchAProt 18. 7. 1837; 107) Gerichtsprot 1835/36 S. 9; 108) UPfProt 13. 5. 1841 (S. 56 und 58); 109) Wöchentl. Amts- und Intelligenzblatt 3. 7. 1840; 110) StSchAProt 13. 1. 1835; 111) Pfandprot 1840-43 Bl. 234 Bl. 234 b v. 3. 10. 1842; 112) StRProt 28. 4. 1845; 113) StRProt 14. 10. 1845; 114) Gerichts-

prot 10. 8. 1846; 115) StSchAProt 28. 3. 1849; 115a) StRProt 1848 Beil. Nr. 101; 116) wie 114; 117) Gerichtsprot 18. 3. 1850; 118) Gerichtsprot 23. 4. 1852; 119) UPfProt 1845-47 S. 181 ff.; 120) Gerichtsprot 18. 3. 1850; 121) UPfProt 28. 7. 1859; 21. 5. 1879; 18. 6. 1883; 10. 8. 1883; 122) StRProt 6. 4. 1846; 2. 6. 1846; 28. 7. 1846; 123) StSchAProt 1843 S. 322 v. 16. 5. 1842; 124) „Albbote“ 29. 11. 1842; StRProt 7. 9. 1846 (S. 186); 125) StRProt 11. 5. 1846; 126) StRProt 6. 7. 1846; 127) UPfProt 1845-47 S. 179 und 180; 128) UPfProt 1845-47 S. 204 b; 129) StRProt 1846 S. 230; 130) StRProt 3. 1. 1849; 131) „Albbote“ 9. 10. 1846; 132) StRProt 11. 12. 1872; 133) Registr. Nr. 502.70; 134) Gerichtsprot 21. 5. 1849. 135) StRProt 17. 10. 1853; 136) StSchAProt 16. 4. 1853; 137) Gerichtsprot 15. 10. 1855; 138) StRProt 17. 1. 1859; 139) UPfProt 21. 5. 1879; 140) Standesamt Albstadt; Gerichtsprot. 31. 1. 1989; 141) UPfProt 10. 8. 1883; 142) Gerichtsprot 23. 1. 1884; 143) wie 141; 144) UPfProt 18. 6. 1883; 145) Gewerbesteuerkataster; 146) Gerichtsprot 13. 9. 1894; 147) StRProt 29. 11. 1899; 148) Haus Nr. 15: Steuervermögensregister v. 1825; StAL F 38 Bü 124. „neben dem Diakonats liegt das Haus des Mechanicus Sauter, vormals Palmsche Apotheke“; 149) StRProt; 150) StSchAProt 4. 4. 1823; 151) StSchAProt 26. 8. 1824; 152) Kaufprot 1. 7. und 6. 9. 1830; 153) StRProt 27. 10. 1830; 154) StRProt 11. 4. 1833 und Inv. + Teil. B 2581; 155) Gerichtsprot 6. 2. 1854; 24. 2. 1854; 24. 4. 1854; 31. 3. 1856; 21. 4. 1856; 14. 5. 1856; 1. 9. 1856; 8. 7. 1861; 156) StRProt 19. 11. 1830; 157) StRProt 19. 3. 1831 und 4. 2. 1832; 158) StifRProt 22. 2. 1831; 158 a) Gebäudekataster; 159) Gerichtsprot 29. 5. 1834; 160) Steuervermögensregister von 1825 I S. 43; 160 a) HStA A 261 Bu. 1861; 161) StRProt 19. 11. 1846 und 13. 11. 1854; 162) StSchAProt 27. 7. 1842; 163) StRProt 21. 7. 1851; 17. 8. 1852; 17. 2. 1852; 2. 10. 1854; 12. 12. 1853; 164) „Albbote“ 9. 7. 1858; StRProt 28. 6. 1858; 165) StRProt 4. 2. 1856 und Beilage 11; 166) StRProt 2. 4. 1856; 167) UPfProt 31. 3. 1856; 168) UPfProt 20. 8. 1858; 169) StifRProt 30. 6. 1863; 170) StRProt 24. 11. 1856; 171) UPfProt 8. 12. 1863; StRProt 5. 4. 1864; 172) UPfProt 8. 12. 1863; 173) UPfProt 17. 12. 1869; 174) StRProt 3. 4. 1865; 175) Standesamt Familienregister; 176) StRProt 30. 11. 1863; 10. 7. 1865; 177) UPfProt 12. 2. 1876; 1. 4. 1876; 28. 6. 1878; Standesamt Fam-Reg.; 178) UPfProt 6. 6. 1878; 179) UPfProt 20. 12. 1879; 180) Die Sammlung Edelmann im Britischen Museum zu London (Urkunden zur Vor- und Frühgeschichte aus Südwürttemberg und Hohenzollern H. 3, 1969), Einleitung; 181) StRProt 29. 1. 1886; 182) UPfProt 20. 12. 1879; 14. 11. 1884; 12. 10. 1894; 183) wie 180); 184) StRProt 1. 3. 1882 und Beilage 91 zu 1882; 185) Gewerbesteuerkataster; 186) StRProt 29. 1. 1886; 187) wie 180); 188) Gebührenverzeichnis zum Kaufbuch 1893 ff. unter 15. Okt. 1894; 189) UPfProt 29. 5. 1895 und 30. 8. 1895; 190) StRProt 16. 5. 1896; 191) StRProt 30. 3. 1898



Die Schulaufsicht im Bezirk Balingen in der schulgeschichtlichen Entwicklung

Von Dipl.-Päd. Adolf Klek

Die Kreisbehörde für die staatliche Schulaufsicht und Schulverwaltung, das Staatliche Schulamt, ist Ende des Jahres 1981 in das vom Land Baden-Württemberg dafür in Balingen erworbene Gebäude Charlottenstraße 4 eingezogen. Nachdem früher die Schulräte teilweise behelfsmäßig untergebracht waren, ist dieses Ereignis und die damit zeitlich fast zusammenfallende Pensionierung des langjährigen Amtsleiters, Schulamtsdirektor Paul Frankenhauser, ein Anlaß zum Rückblick auf die Geschichte dieses Amtes. Dabei zeigen sich Entwicklungslinien des Schulwesens überhaupt. Eine Chronik – vor allem der letzten hundert Jahre – läßt vieles verständlicher werden, was beim Schulbesuch im Balingener Bezirk selbst erlebt wurde oder was als gegenwärtige Regelung besteht.

Geistliche beaufsichtigen die Mesner-Schulmeister

Nach den Umbruchjahren der Reformation werden die grundlegenden Anweisungen für das Schulwesen im Herzogtum Württemberg im Jahre 1559 durch Herzog Christoph bezeichnenderweise in der „Großen Kirchenordnung“ gegeben.

Die „Teutschen Schulen“ für das gewöhnliche Volk im Lande haben in erster Linie beim Unterricht im Lesen, Schreiben, Singen, Katechismus und in Biblischer Geschichte in der Furcht Gottes, in rechter Lehre und guter Zucht zu erziehen. Das Amt des Schulmeisters wird an das Amt des Mesners (Kirchendieners) gebunden. Beide Ämter können von einem Bauersmann neben einer kleinen Landwirtschaft oder von einem Handwerker zusätzlich bewältigt werden. Der Schulmeister und Mesner muß allerdings lesen, schreiben und mit seinen Schülern den Gesang in der Kirche führen können, dabei auch ein gottesfürchtiger Mahn sein. In seiner Wohnstube kann die Kinderschar unterrichtet werden.

Es soll an jedem Pfarrort – wenigstens in der Winterszeit – eine Schule eingerichtet werden. Im Balingener Bezirk wird dieses Ziel erst nach der Einführung des Schulzwanges 1649 erreicht. Um 1750 gibt es dann auch in allen Filialorten eine Schule.

Der Pfarrer, der bestausgebildete Mann im Ort, hat gemäß der Großen Kirchenordnung den Schulmeister einzuweisen und zu betreuen. Er ist nicht nur für seinen Dienst in der Kirche, sondern auch für den Schuldienst sein Vorgesetzter. Alle acht bis vierzehn Tage hat der Pfarrer unversehens, aber zu gelegener Zeit in die Schulstube zu kommen, nach dem Stand des Unterrichts und der Disziplin zu sehen und den Schulmeister zu beraten.

Für die Anstellung und Besoldung des Mesner-Schulmeisters sind in der Regel die Gemeindebehörden zuständig. Vorher muß ein vorgeschlagener Bewerber vom Kirchenrat in Stuttgart auf seine Eignung geprüft werden. Für Schulmeister, die nur im Winter Schule halten, genügt die Prüfung durch den Spezial, d. h. den Dekan des Kirchenbezirks.

Der Dekan als Vorgesetzter der Pfarrer seines Bezirks erhält von diesen in ihren regelmäßigen Berichten immer auch Auskünfte über den Stand der örtlichen Schule. Er besucht bei den jährlichen Visitationen der Pfarrei auch die Schule und macht darüber Angaben in seinem Visitationsbericht, den er an das Konsistorium in Stuttgart zu senden hat.

Aller dienstlicher Schriftverkehr bezüglich der Schule geht von Stuttgart an den Dekan und von diesem an den Ortspfarrer. Jahrhundertlang hat diese Art der Schulaufsicht durch Geistliche in Württemberg Bestand.

Zwei beispielhafte Schriftstücke aus dem Balingener Bezirk, in verschiedenen Epochen von jeweiligen Referenten der Landesregierung abgesandt, können dies veranschaulichen.

Gedruckter Briefkopf

Von Gottes Gnaden CARL, Herzog zu Württemberg und Teck, Graf zu Mömpelgart, Herr zu Heydenheim und Justingen etc., Ritter des goldenen Vlieses, und des Löbl. Schwäbischen Creyses General-Feld-Marschall etc. etc.

Brieftext (offensichtlich von einem Schreibbeamten geschrieben): Den Specialem zu Balingen. Unseren Gruß zuvor, Ehrsam, Lieber Getreuer. Demnach Wir auf eingelangter Unterthänigster Nomination von Pfarrer, Amtmann und Commun-Vorstehern zu Engstlatt, Jacob Voetschen, nach bereits allhier erstandem gewöhnlichem Examine, worinner er hinlängliche Tüchtigkeit gezeiget, zudem durch geschehene Resignation seines Vatters des vieljährigen Schulmeisters zu Engstlatt, Johann Voetschen, vacant gewordenen dasigen Schuldienst hiemit in Gnaden bedacht und confirmiret haben: Also ist deßwegen Unser Gnädigster Wille, Ihr wollet ihn, Voetschen, gegen Erstattung gewöhnlicher Promission, sothanen Schuldienst zu Engstlatt, beziehen und gebührend versehen lassen. Hiran geschiehet Unsere Meynung, und Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen. Stuttgart, den 29ten Aug. 1766 (Eigenhändige Unterschriften:) F. W. Frommann / D. Lud. Eb. Fischer

Gedruckter Briefkopf – Friderich, Von Gottes Gnaden König von Württemberg, Souverainer Herzog in Schwaben und von Tek etc. etc. etc.

Brieftext, (schnörkelreich, aus der Feder eines Schreibers): Dem Decano in Balingen. Unseren Gruß zuvor, lieber Getreuer! Auf Euren den Schulprovisor Augustin Eppler zu Thieringen betreffenden, unterm 14ten dieses erstatteten allerunterthänigsten Bericht, geben Wir Euch hiemit gnädigst auf, den neuen Pfarrer zu Thieringen anzuweisen, auf den Provisor Eppler sein besonderes Augenmerk zu richten, denselben zu Erweiterung seiner Kenntnisse anzuleiten und zu mehr Thätigkeit aufzumuntern, damit er seine geringen Gaben durch Fleiß ersezen möge. Daran geschiehet Unser Königl. Wille, und Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen. Stuttgart im Königl. Oberconsistorium d. 21. Jul. 1807 – (Eigenhändige Unterschrift:) von Ruoff / G. H. Griesinger

Wenige Jahre nach dem Datum dieses Briefes, 1811, wird in Eßlingen das erste Lehrerseminar Württembergs eröffnet. Die Bauerschulmeister von ehemals haben sich inzwischen zu einem eigenen Berufsstand entwick-

kelt. Die Ausbildung zum Lehrer, die bisher in den Schulstuben ähnlich der Handwerkerlehre durch den Schulmeister geschah, soll jetzt in staatliche Lehrerseminare verlegt werden.

Im Jahre 1865 wird wegen der Beeinträchtigung des Schuldienstes durch den damit verbundenen Mesnerdienst die Anstellung eines Mesnereihilfen zur Entlastung des Schulmeisters angeordnet. Die niederen Mesnerdienste waren zu einer „Quelle von Unfrieden zwischen Geistlichen und Lehrern“ geworden.

Erst ein Gesetz von 1899 trennt den Mesnerdienst ganz vom Lehramt. An der Verpflichtung der Lehrer zum Organisten-, Chordirigenten- oder Vorsängerdienst wird festgehalten. Diese Regelung ist auch besoldungsmäßig bedeutsam.

Bezirksschulinspektor und Bezirksschulversammlung

Ebenfalls 1865 wird für die Volksschulen im evangelischen Teil des Königreichs Württemberg eine Regelung eingeführt, die bei katholischen Schulen seit 1808 schon bestand: Die Aufgaben der Schulaufsicht in einem Kirchenbezirk werden vom Dekanatamt losgelöst. Es wird ein Pfarrer beauftragt, neben dem Pfarramt noch als Bezirksschulinspektor tätig zu sein.

Für den Schulbezirk Balingen, zu dem die evangelischen Volksschulen des Oberamts Balingen und die des Oberamts Sulz rechts des Neckars einschließlich der Stadt Sulz in dieser Zeit gehören, sind als die letzten drei nebenamtlichen Bezirksschulinspektoren aus dem Pfarrerstand bekannt: Pfarrer Schüz, Helfer (zweiter Pfarrer) in Balingen; Pfarrer Stapf in Truchelfingen; Otto Brude, zunächst Pfarrer in Truchelfingen, ab Sept. 1913 hauptamtlicher Bezirksschulinspektor.

Die Dienststelle wird ab 1903 als Königliches Bezirksschulamt bezeichnet; vorher hieß sie Königliches Bezirksschulinspektorat. Die Oberamtsbeschreibung von 1880 nennt das Bezirksschulinspektorat nicht in der Aufstellung der Ämter. Es war wohl zu unbedeutend. Sie gibt aber fürs Jahr 1879 folgende Zahlen vom Volksschulwesen im Bezirk an: in 25 evangelischen Schulgemeinden unterrichteten 53 Lehrer insgesamt 5100 Schüler, in 5 katholischen Schulen kommen auf die 10 Lehrer 684 Schüler. Die größten Schulen sind die neunklassige Schule in Ebingen, die fünfklassige in Balingen und drei vierklassige Schulen in großen Dorfgemeinden.

Seit der Jahrhundertwende liegen Einladungen, Redemanuskripte und Diskussionsprotokolle von den jährlichen Bezirksschulversammlungen vor. Diese Veranstaltungen dienen einerseits dem Bezirksschulinspektor dazu, über seine Beobachtungen bei Schulprüfungen und Inspektionen im zurückliegenden Jahr so zu berichten, daß die Lehrer Anregungen oder Anweisungen erhalten oder über Verbesserungsvorschläge diskutieren können. Andererseits geben die regelmäßigen Bezirksschulversammlungen die Möglichkeit, durch berufsbezogene Vorträge zur Fortbildung der Lehrerschaft beizutragen. Zur Teilnahme an der Bezirksschulversammlung sind alle Lehrer verpflichtet. Die Pfarrer und die Ortsvorstände, wie auch die Vertreter anderer Bezirksbehörden, sind dazu eingeladen.

Es findet sich unter anderem folgende Tagesordnung: 16. Sept. 1898, von 9 Uhr an in Balingen, Frauenarbeitsschule, in Anwesenheit des Herrn Prälaten von Sandberger. 1) Bericht des Bezirksschulinspektors (Schüz); 2) Vortrag von Schullehrer Scheible über Gradmanns Albflora. Die Herren Lehrer mögen

Heim „Männerchöre“ mitbringen. Nr. 5 (Mit dem Herrn fang alles an) soll zum Eingang gesungen werden.

Die Einladungen zur Bezirksschulversammlung gehen als echtes „Rundschreiben“ an die Schulen. Ein Einladungsschreiben mit Tagesordnung ist für drei bis sechs Schulen bestimmt. Der örtliche Lehrer der Schule, also der Pfarrer, bestätigt durch Unterschrift die Kenntnisnahme und gibt das Schreiben an den Nachbarort weiter. Zuletzt trifft das Schriftstück wieder beim Bezirksschuldirektor ein, so daß er den Durchlauf kontrollieren kann. Auf diese Weise sind mehrere handschriftliche Schreiben gleichzeitig unterwegs. Die Lehrer werden durch die Pfarrer benachrichtigt.

Die Neuordnung von 1909: Schulaufsicht durch Fachleute

Nach dem Drängen mehrerer Lehrergenerationen, nach hartem Ringen in Kommissionen und Landtagssitzungen kommt 1909 ein Volksschulgesetz zustande, das viele bisher gültige Bestimmungen nur wieder ordnend aufführt, aber außerdem als entscheidende Neuigkeit die Unterordnung der Lehrer unter Beamte des Pfarrerstandes aufgibt.

Zusammen mit den Ausführungsbestimmungen von 1910 entsteht damit eine geschlossene, praktikable Rechtsgrundlage für eine eigenständige Entwicklung des Schulwesens. Das Prinzip der Einheit von Kirche und Schule wird aufgegeben, auch weil die gestiegenen Anforderungen es nicht mehr zulassen, neben einem kirchlichen Amt noch ein Schulamt zu versehen.

Statt dessen soll jetzt der Grundsatz gelten, daß auf allen Ebenen des Schulwesens die Geschäfte der Leitung, Ausbildung und Prüfung von Fachleuten der Schule wahrgenommen werden.

An der Tübinger Universität wird ein Studiengang eingerichtet, der mit der „Höheren Prüfung für den Volksschuldienst“ abgeschlossen werden kann. Besonders tüchtige Lehrer können ihn absolvieren. In Stuttgart wird aus dem Konsistorium eine eigene Oberschulbehörde herausgelöst.

Auf der Bezirksebene sind hauptamtliche Bezirksschulinspektoren zu bestellen. Sie können für eine Übergangszeit noch aus dem geistlichen Stande kommen. In der Regel soll aber die Befähigung zum Aufsichtsdienst für Volksschulen und Mittelschulen als Rektor oder Bezirksschulinspektor durch die Höhere Prüfung nachgewiesen werden.

Auf der Ebene der einzelnen Gemeinde wird ein Lehrer zum Schulvorstand bestellt. Nur an Schulen mit einem oder zwei Lehrern bleibt dieses Amt zunächst noch beim Pfarrer. Im Gremium des Ortsschulrates wirken Lehrer, Pfarrer, Ortsvorstand und Gemeindevertreter in den Belangen der (materiell-finanziellen) Schulpflege gemeinsam.

Im Manuskript zum Bericht, den Bezirksschulinspektor Brude am 8. Juni 1910 vor der Bezirksschulversammlung in Balingen gibt, finden sich Sätze voll Begeisterung über den erzielten Fortschritt: „Der erste Eindruck, den ich beim Lesen des neuen Gesetzes und der neuen Bestimmungen besonders gewann, war der: Hier ist den Lehrern ein großes Maß an Wohlwollen und Vertrauen entgegengebracht, hier ist dem einzelnen ein weiter Spielraum für selbständige Entfaltung seiner Kräfte gegeben, der Geist der Freiheit ist es, der hier weht. Denn die Aufsicht ist möglichst eingeschränkt: Jeder Lehrer führt seine Klasse selbständig und ist bezüglich des Erfolgs seiner Schularbeit nur dem Bezirksschulinspektor und dem Oberschulrat verantwortlich. Vom Bezirksschulinspektor heißt es: Er hat es als eine seiner ersten Aufgaben zu betrachten, mit den wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Lehrer Verbindung zu halten. Jetzt ist das erreicht, was ich schon seit Jahren als ein dringendes Bedürfnis bezeichnet habe.“

Wie an anderer Stelle aus diesem Bericht zu entnehmen ist, gehören zum Balingen Bezirk im Jahre 1910 insgesamt 99 Lehrerstellen für 6375 Schüler. Auf einen Lehrer kommen im Durchschnitt 64,5 Schüler. Das neue Gesetz nennt als Richtzahl 60 Schüler pro Lehrer, an

einklassigen Schulen mit Abteilungsunterricht können es 70 Kinder pro Klasse sein.

Die Schulprüfungen

Ins Bewußtsein der Schuljugend und der Bevölkerung gelangt der Bezirksschulinspektor – später Schulrat genannt – durch die regelmäßig stattfindenden Schulprüfungen. „Alle zwei Jahre hat der Bezirksschulinspektor in jeder Schule seines Bezirks die Hauptprüfung in der Weise vorzunehmen, daß im Laufe des Winterhalbjahres je die Hälfte der Schulen einschließlich der Fortbildungs- und Sonntagsschulen an die Reihe kommt... In denjenigen Schulen, für die in dem betreffenden Schuljahr eine Hauptprüfung durch den Bezirksschulinspektor nicht stattfindet, kann dieser ohne weitere Ermächtigung und ohne Bindung an eine bestimmte Zeit des Jahres eine unangemeldete kürzere Inspektion vorneh-

men, durch die er sich besonders über den täglichen Betrieb der Schule sowie darüber zu unterrichten hat, ob etwaige Anordnungen aus Anlaß der vorhergegangenen Hauptprüfung die erforderliche Beachtung gefunden haben...“

Die Dienstanweisung, aus der diese Sätze stammen, legt außerdem fest, daß der Bezirksschulinspektor über das Ergebnis der Hauptprüfung oder Inspektion mit den Lehrern zu sprechen hat. Der geprüfte Lehrer erhält von ihm dazuhin einen schriftlichen Bescheid über die Beurteilung seiner Arbeit. Eine Abschrift dieses Bescheids und einen Bericht über den Befund bei der Hauptprüfung hat der Prüfende anschließend dem Oberschulrat in Stuttgart zu übersenden.

Die Hauptprüfungen beinhalten auch eine Einsichtnahme in den Zustand der Lehrer-

Aus der Vor- und Frühgeschichte von Balingen und Umgebung

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Das Original befindet sich in Stuttgart (im Heimatmuseum eine gute Nachbildung durch WMF). Die Runeninchrift der 9 Zeichen kann bis heute nicht einwandfrei gedeutet werden. 1892 wurden in dieser Gegend 3 Steinplattengräber und dann 1893 rechts der Rosenfelder Straße weitere Gräber entdeckt.

Bei Ausschachtungsarbeiten für Bauten wurden 1927/28 in der **Werastraße** 5 Gräber freigelegt, die Spathen und Saxe in den Männergräbern und einen großen Tontopf (im Heimatmuseum) enthielten. In Grab 2 war eine Frau mit Halskette aus Glasperlen, mit Ohrringen und bronzenen Preßblechfibeln beigesetzt. Beim Bau eines Gebäudes (später **Kath. Kindergarten**) wurden 1900 mehrere Gräber aufgedeckt, bei denen eines eine Breitaxt und zwei Eisenbeschläge enthielten. Beim 1876 erfolgten Bahnbau nach Ebingen wurden auf „**Stetten**“ zwei Gräber des 7. Jahrhunderts mit Waffen und eisener mit Silberfäden verzierten Riemenzunge entdeckt. Auch südlich **Heselwangen** (Parz. 165) befinden sich Steinplattengräber.

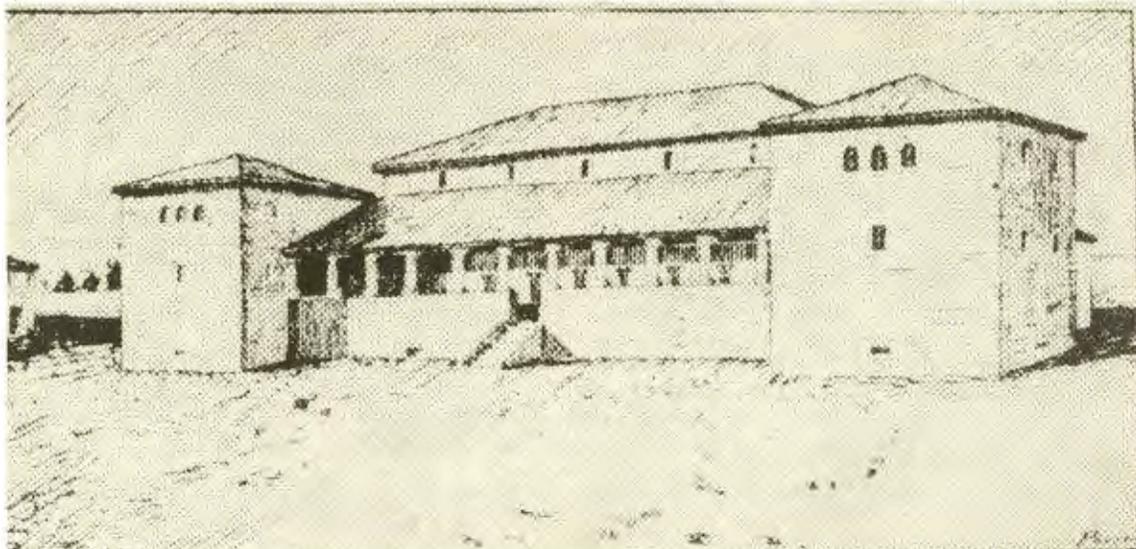
Gräber aus der alemannischen Zeit wurden in **Frommern** 1900 beim Bau der Hauptstraße aufgedeckt. Aus dem **Roßwanger** Ösch Degenhart wurden 2 Kurzscherwerer aus Gräbern geborgen. Aus der Flur Hungerbrunnen bei **Erzingen** sind 2 Waffengräber bekannt, deren Beigaben Spathen, Saxe, Bronzeknöpfe und 2 Schnallen waren. Auch bei **Endingen** wurden beim Bahnbau südlich des Bahnübergangs Gräber mit Waffen und Bronzegegenständen aufgedeckt, und auf der Flur „Goldacker“ kam ein Sax zum Vorschein.

Von zwei Stellen der Markung **Geislingen** sind Reihengräber bekannt. Am Fuß der „Warthe“ wurde ein Grab mit Sax und Bronzespitze aufgedeckt. Am „Ellenberg“ wurde in den vergangenen Jahrzehnten öfters ein alemannischer Friedhof angeschnitten. Einige

Gräber waren beigabenlos, während andere besonders gut ausgestattet waren, vor allem ein Kriegergrab der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts; Spatha, Sax, Schildbuckel und -fessel, Schnalle, Beinkamm usw. Die Funde befinden sich zum größten Teil im Heimatmuseum Balingen. Aus weiteren Gräbern wurden in der Nähe Lanzenspitzen, Spathen usw. gefunden (s. Heimatbl. 1954 S. 22).

In **Weilstetten** fanden sich eine ganze Reihe von Gräbern. Drei davon enthielten die üblichen Beigaben wie Spatha, Sax usw., alles aus dem 7. Jahrhundert, während in einem Grab römische Gegenstände wie Denar des Vespasian, eine Sigillataschüssel und eine Lanze zum Vorschein kamen. In einer Riemenzunge des 7. Jahrhunderts ist mit Niello eine lateinische Inschrift eingelegt und zwar der Psalmvers (ANG)ELIS SUI S MANDAVIT DE TE UT COSTOT(AM) – OMIBUS VI(IS) = Psalm 91,11 auf deutsch „Er hat seinen Engeln befohlen im Bezug auf Dich, daß sie Dich behüten auf allen Wegen“. (Nachbildung im Museum Balingen).

Dazu fanden sich 3 Knöpfe der Saxscheide, die die Inschrift TIT-TAT tragen. Der Sinn dieser Inschrift ist unklar. Der hier Begrabene muß also schon mit dem Christentum in Berührung gekommen sein, doch dürfte sein Christentum noch mit heidnischen Vorstellungen verbunden gewesen sein. Vielleicht wurden ihm die einzelnen Gegenstände als Schutzzauber mit ins Grab gegeben. Das Aufhören der Bestattung in Reihengräberfeldern um 700 dürfte seinen Grund in der Verlegung der Friedhöfe in die Nähe der Kirche haben, wo keine Grabbeigaben mehr gemacht wurden. Das Christentum hatte in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts zumindest bei den Herren des Adels tiefere Wurzeln geschlagen, wie auch die Goldblattkreuze (Burgfelden, Dotternhausen, Lautlingen, Gammertingen) aus alemannischen Adelsgräbern beweisen.



Römischer Gutshof (n. Paret)

Dienstwohnungen, der Schulräume, der Lehr- und Lernmittel. Auch die Kleinkinderschulen und Privatschulen unterliegen der Aufsicht des Bezirksschulinspektors. Von der Ober- schulbehörde in Stuttgart werden die Berichte aus den Bezirksschulämtern aufmerksam zur Kenntnis genommen. Niederschriften über zusammenfassende Schulinspektorsbereiche vor der Bezirksschulversammlung kommen zu Zeiten des Referenten Dr. Hieber (bis 1918) mit anerkennenden, erläuternden oder zu- rechtrückenden Randbemerkungen, Unter- streichungen oder gar Begleitschreiben wie- der an das Bezirksschulamts zurück. So dienen die Schulprüfungen nicht nur der Beaufsich- tung, der Beurteilung und Ermunterung, son- dern auch der Information der Landesbehörde in Stuttgart über die aktuelle Schulwirklich- keit.

Neben dem Prüfen und Inspizieren der Schulen gehört zu den Aufgaben des Bezirks- schulinspektors die Genehmigung der örtli- chen Lehr- und Stundenpläne, die Verteilung der Klassen an die Lehrer bei kleineren Schu- len, die Durchführung von Fortbildungsveran- staltungen, die Urlaubseinteilung an Lehrer und Schüler, die Anstellung von Handarbeits- lehrerinnen, die Entgegennahme von Be- schwerden, die Weiterreichung von Eingaben an den Oberschulrat in Stuttgart und die Be- kanntgabe und Erledigung von Weisungen, die von dort eingehen.

Erster Weltkrieg und Ende der Monarchie

Der Erste Weltkrieg wirkt sich dämpfend auf die eben erst in Gang gekommene Verselb- ständigung des Volksschulwesens aus. Stei- genden Schülerzahlen im Bezirk stehen wegen Einberufung zum Heeresdienst immer weniger Lehrer gegenüber. Die in der Heimat verbliebenen Lehrer müssen vermehrt Abtei- lungsunterricht in übergroßen Klassen ertei- len. Es gibt Dörfer, die ganz ohne Lehrer sind. Andernorts kommen bis zu 190 Schüler auf einen Lehrer. Erstmals werden Fräulein einge- setzt, die rasch zu Lehrerinnen ausgebildet worden sind. Im Jahre 1917 werden 147 Leh- rerstellen im Bezirk von nur 73 Lehrkräften versehen. Darunter befinden sich 18 weibliche Lehrpersonen, sechs davon waren bisher Kin- dergärtnerinnen.

Bei den Bezirksschulversammlungen der Kriegsjahre wird jeweils der gefallenen Kolle- gen gedacht und sieht Bezirksschulinspektor Brude seine Aufgabe auch darin, die patrioti- schen Gefühle und den Durchhaltewillen der Anwesenden zu stärken. Es kommen auf einen Lehrer im Balingen Bezirk durchschnittlich 1914: 61,1 Schüler; 1915: 95,6; 1916: keine Un- terlagen, wohl keine Bez.-Schulvers.; 1917: 108 Schüler; 1918: 93,4; 1919: 66,9 Schüler.

Auf das Ende der Monarchie nach dem Er- sten Weltkrieg folgen viele Neuordnungen im Geiste der sich entwickelnden Demokratie. Neue Reichsgesetze haben entsprechende württembergische Landesgesetze zur Folge. Bisher hatte der Bezirksschulaufseher diejeni- gen Lehrer oder Lehrerinnen, die erstmals in den Schuldienst eintraten, auf folgende Weise feierlich „in Pflichten nehmen“ müssen: „Sie werden einen feierlichen Eid zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden schwören, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als Lehrer/Leh- rerin der Volksschule sowohl auf der Ihnen jetzt übertragenen als auf einer etwa später von Ihnen anzutretenden Stelle Seiner Majestät unserem allergnädigsten König und Herrn treu und gehorsam sein, die Verfassung und die Gesetze unverbrüchlich beobachten und alle Ihnen vermöge Ihres Amtes obliegenden Pflichten nach bestem Wissen und Gewissen erfüllen wollen. Sprechen Sie unter Erhebung der rechten Hand die Worte: ‚Ich schwöre es, so wahr mit Gott helfe.‘“

Eine Verordnung des Staatsministeriums vom September 1919 schreibt jetzt vor, daß alle Staatsbeamten künftig mit Handschlag folgenden Diensteid leisten: „Ich schwöre Treue der Reichsverfassung und der Landes- verfassung, Gehorsam den Gesetzen und ge- wissenhafte Erfüllung meiner Amtspflichten.“ Das „Königl. Ev. Bezirksschulamts“ wandelt sich in ein schlichtes „Ev. Bezirksschulamts“.

Neuer Aufschwung in der Zeit der Weimarer Republik

Am 4. Juni 1919 leitet ein neuer Vorsitzender die Bezirksschulversammlung im Saale der Frauenarbeitsschule Balingen. Es ist Bezirks- schulinspektor Samuleit, der von sich selbst eine „26jährige erfahrungs- und wechselreiche Lehrerlaufbahn“ und ein „zeitweiliges Fern- sein von württembergischen Schulen“ er- wähnt. Er kommt also aus dem Lehrstande; zuletzt war er in Berlin tätig. Sitz des Bezirks- schulamtes ist immer noch Ebingen, wo der Vorgänger Brude wohnte und sein Amtszim- mer hatte.

Auf der Tagesordnung dieser ersten Bezirks- schulversammlung nach dem Kriege steht, im Anschluß an den Übersichtsbericht des Vor- sitzenden „soll besonders die Frage erörtert werden: Wie überwinden wir am besten die Folgen der Kriegsverhältnisse in der inneren Schularbeit?“

Verwaltungsrechtlich geschieht sehr viel, um geeignete Rahmenbedingungen für eine Neubelebung des Schulunterrichts zu schaf- fen. Auf den Bezirksschulversammlungen der Jahre 1921 und 1922 führt Schulrat Samuleit (der neue Titel tritt 1920 erstmals auf) eine ganze Reihe von neuen Rechtsgrundlagen an, deren Verwirklichung allerdings nicht schlag- artig geschehen könne.

- Das Schulgesetz von 1920 sieht vor: Ein- führung des 8. Pflichtschuljahres ab 1928, die Möglichkeit des Verzichts auf Religionsun- terricht für Schüler und Lehrer, die Einführung der Lernmittelfreiheit, die Neuregelung des Vorsizes und der Geschäftsführung im Orts- schulrat. Die Beteiligung des Lehrers am Ki-

chenmusikdienst bleibt seiner freien Verabre- dung mit der Kirchengemeinde überlassen. Das Singen der Schüler als Leichenchor soll künftig wegfallen.

- Das Schullastengesetz von 1920 regelt die Verteilung der Kosten für die Lehrerbesol- dung im Zusammenwirken von Staat und Gemeinden neu.

- Eine Schulkämmererordnung befaßt sich 1921 mit den Lehrerdienstwohnungen.

- In ein neues Beamtenbesoldungsgesetz werden auch die Lehrer eingepaßt.

- Das Maß der Unterrichtsverpflichtung der Lehrer wird neu festgelegt; für die oft umstrit- tene Frage des Anteils der Lehrer und der Pfarrer am Religionsunterricht wird eine Re- gelung getroffen.

- Die Bestimmung der Weimarer Reichsver- fassung und eines Reichsgesetzes von 1921 über den für alle Kinder verpflichtenden Be- such der allgemeinen Grundschule ergibt im Bezirk Balingen keine Veränderungen; Beson- dere Elementarklassen höherer Schulen gab es bisher anscheinend nicht.

In Ebingen besteht seit 1906 eine Mittelschu- le für Mädchen, in Tailfingen existiert die Mittelschule seit 1918 (heute Realschulen). In Balingen wird 1921 eine Hilfsschulklasse für schwachbegabte Kinder beider Bekenntnisse aus den Schuljahren 2-4 eingerichtet. Sie be- steht nur kurze Zeit. In späteren Jahren wird im Schulratsbericht immer wieder die Ein- richtung solcher Klassen für die größeren Orte dringend empfohlen.

Fortsetzung folgt

Zur Siedlungsgeschichte des Kleinen Heubergs

Von Fritz Scheerer

In den nächsten Tagen wollen Bickelsberg und Brittheim ihre 1200-Jahr-Feier festlich begehen, da die beiden Orte vor 1200 Jahren erstmals urkundlich erwähnt sind. Dies soll auch Anlaß sein, auf die Anfänge der Besiedlung des Kleinen Heubergs einen Blick zu werfen.

Ein gewisser Otger, vermutlich ein hochge- stellter Herr, vermachte am 12. Januar 782 zu „villa Obarindorf“ (Oberndorf) sein Gut „in pago Bertoldipara in loco qui dicitur Buchiler- perc“ (Bickelsberg) dem Kloster St. Gallen. Am selben Tag schenkte hier auch ein Wolf- hart, ebenfalls dem Hochadel angehörend, sei- nen gesamten Besitz zu Brittheim dem Kloster St. Gallen („in pago Bertholdipara in villa Britihaim“). Als Zeugen waren 11 namentlich genannte Personen anwesend, während die Urkunden von einem Diakon Waldo ausgefer- tigt wurden.

Diese ersten urkundlichen Erwähnungen sa- gen natürlich nichts über das Alter der beiden Siedlungen. Wie zufällig die schriftlichen Überlieferungen sind, mag ein Blick auf ande- re Orte unseres Gebietes zeigen. Während z. B. „Digisheim“ schon 768 erwähnt wird, werden Weildorf, Hechingen, Wessingen, Bisingen, Isingen und Dormettingen 786 oder viele Orte, wie Tailfingen, Lautlingen, Pfeffingen, Zill- hausen, Laufen, Frommern, Waldstetten, Hel- selwangen, Täbingen usw. 793 genannt, tau- chen auch alte Orte wie Geislingen, Erzingen, Balingen erst später in Urkunden auf. Genauere Rückschlüsse auf das Alter eines Ortes lassen sich nur an Hand von archäologischen Funden oder aus dem Ortsnamen machen.

Voralemannische Zeit

Die weit nach Westen vorspringende schild- förmige Bastei des Kleinen Heubergs, im We- sten und Norden mit dem Waldstreifen der Keuperberge verbrämt, ist mit ihren fruchtba- ren Böden altes Siedlungsland. Schon in der Bronze- und Hallstattzeit siedelten hier Men- schen, wie die zahlreichen Grabhügel im und um den Hardtwald, beim Waldhof, auf der

Markung Dautmergen usw. beweisen. In der Bronzezeit (1800-800 v. Chr.) muß die Gegend aufgrund der vielen Funde und der hier liegen- den Grabhügel dicht besiedelt gewesen sein. Eine kupferne Doppelaxt von Zimmern u. d. B. weist auf den Beginn der Metallzeit hin. Aus der Hügel- und Urnenfelderbronzezeit sind bronzene Beile, ein Schwert und Gefäßreste gefunden worden. Reich sind die Funde aus der Hallstattzeit bei Dormettingen. Auch die neuesten Grabungen im nordöstlichen Teil der Dautmerger Markung erbrachten bis jetzt schöne Grabbeigaben.

Sehr stark hat auf dem Kleinen Heuberg die Römerzeit nachgewirkt. Der Boden in diesem Gebiet birgt Reste der Römer vom Jahre 74 n. Chr. bis ins 3. Jahrhundert (bis 259 n. Chr.). (Straßen, Denkmal am Straßenknotenpunkt Häsenbühl, römische Gutshöfe, die ländlichen Villen in Leidringen, Steinmauern bei Rosen- feld, Häsenbühl, Saibswiesen bei Binsdorf, Zimmern usw.) (s. HBl. 1979 S. 68). Das Gerüst der heutigen Besiedlung des Kleinen Heu- bergs ist dann in der alamannischen „Land- nahme“ gegeben worden und ist noch deutlich zu erkennen.

Die ältesten Siedlungen

Über die Wohnplätze der ältesten alemanni- schen Siedlungen können nur Vermutungen an- gestellt werden und zwar mit Hilfe der Orts- namen. Als die ältesten Orte gelten die -ingen- Orte, die Namen tragen, die auf Siedlerge- meinschaften zurückgehen und hinweisen. Sie nehmen auch fast durchweg die besten Siedlungsplätze ein. Selten fehlt ein Reihen- gräberfriedhof. Rings um den Kleinen Heu- berg liegt eine geschlossene Gruppe von -in- gen-Siedlungen: Geislingen, Isingen, Leidrin- gen, Täbingen, Dautmergen, Dormettingen, Erzingen, deren Namen zum Teil einmalig sind und einen fremden Eindruck erwecken (Lideringen, Tagawingen, Tutmaringen, Tor- moatingen = Leidringen, Täbingen, Dautmer- gen, Dormettingen). Nach Hans Jänichen deu- ten sie möglicherweise auf fremde Siedler hin.

Bei Dautmergen ist die Herkunft von dem Personennamen Tutmar heute nicht mehr deutlich zu erkennen (1275 Tutmaringen, 1300 Tutmeringen, später abgeschliffen zu Dautmergen).

Im Mittelalter und auch noch später bilden die oben genannten Orte einen Verband, bei dem jede Ortschaft ein Stück vom Heuberg innehat. Die Markungen dieser Orte greifen in lange Zungen in die Mitte des Oberstocks des Heubergs hinauf, der im Mittelalter ausschließlich als Weide und einmähige Wiesen, als Heufelder und Heuberg gedient hat, der wie auch der Hardtwald als Ergänzungsraum für die Viehhaltung der Dörfer genützt wurde. Hier wurde der Name Heuberg auf die ganze Landschaft übertragen.

Aus fast allen diesen -ingen- Orten sind Funde aus Reihengräbern bekannt. Geislingen und Täbingen weisen zwei Friedhöfe auf, die Funde des 7. Jahrhunderts enthielten, die zum Teil Importstücke sind. So wurde im März 1931 südlich von Täbingen bei Ausschachtungsarbeiten für das Haus Sämman 4 Gräber aufgedeckt, von denen eines mit einer Grabkammer von 1,30 bis 3 m aus Eichenholz großes Aufsehen erregte. In dem 2 m tiefen Holzkammergrab stand ein eichener Kastenschrank, der ein Frauenskelett mit außergewöhnlichen Beigaben enthielt. Neben einer Goldscheibenfibel mit Zellenwerk, einer Rundscheibe mit vergoldeter Bronze mit Tierornamentik, drei Goldanhängern mit Filigran und Almandinen, einer Perlenkette, einer Bronzeschnalle enthielt es eine silbervergoldete Bügelfibel (Gewandspange) englischer Herkunft. Nur eine reiche, wahrscheinlich adelige Frau kann solchen Schmuck getragen haben.

Der Grabfund gehört der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts an. Östlich des Orts am Nordhang des Weiherbachs („Schloßbäcker“) wurde schon früher ein weiteres Gräberfeld angeschnitten. Täbingen wird zwar erst 793 urkundlich erwähnt, als Graf Berthold u. a. auch hiesige Güter an St. Gallen schenkte. 797 ist hier Graf Berthold auf einem Hof persönlich anwesend, als seine Tochter Ata dem gleichen Kloster Besitz in Seedorf schenkte. Reihengräber des 7. Jahrhunderts weist auch eine abgegangene Siedlung bei dem heutigen Hofsteten, namens Bergheim, auf, die 1340 als „Bergha“ erwähnt wird, um diese Zeit aber schon abgegangen sein dürfte, denn in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wird der Name „Altheimer Tal“ neben „Berghaim“ bezeugt. Das Tal heißt heute noch „Altheimer Tal“. Der Hauptteil der Markung des abgegangenen Ortes kam nach 1350 an Binsdorf.

Bei Eintritt der Stunzach in die Rosenfelder Markung lag eine mittelalterliche Siedlung Bergheim, die durch Mauerreste und Scherbenfunde nachgewiesen ist. Ihre Markung ist unter Rosenfeld, Leidringen und Bickelsberg aufgeteilt worden. Ihr Name ist heute noch erhalten in dem Bickelsberger Flurnamen „Bergen“.

Bei Schömberg sind zwischen eine ältere -ingen-Gruppe -heim-Orte gesetzt, von denen heute noch Sonthof („Sontheim“ = Südheim) erhalten ist, das eine Martinskirche bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte. Im Schlichemtal lagen Altenheim und Holzheim, die schon 785 erwähnt werden und abgegangen sind. Alle diese -heim-Orte dürften in fränkischer Zeit gegründet werden sein. Erhalten blieb nur bei uns das oben genannte Brittheim.

Siedlungen der älteren Ausbaueit

Im 7. und 8. Jahrhundert wurden in Fortsetzung des Landausbaus Orte gegründet, die den Namen -dorf führen und in unserer Gegend sich um Oberndorf gruppieren. Zum Teil werden sie schon sehr früh urkundlich erwähnt: Beffendorf 769, Oberndorf 782 (s. oben), Seedorf und Weildorf 786 (Wartmann St. Galler Urkundenbuch 1,101). Auf dem Heuberg sind es Hochdorf (abgegangen bei Bickelsberg), Binsdorf, Achdorf (abg. bei Erlaheim), Ostdorf. Binsdorf konnte Stadt werden, Ostdorf sich zu einem ansehnlichen Dorf entwickeln. Auffällig ist, daß der Schenkungsakt von Bickelsberg und Brittheim nicht in dem nahe gelegenen alten Isingen, sondern in

Oberndorf vollzogen wurde. Eine Erklärung dazu kann die zweite urkundliche Erwähnung Oberndorfs in einer weiteren St. Galler Urkunde vom Jahr 912 liefern. Darin bestätigte König Konrad dem Kloster verschiedene Besitzungen, die der Abt Salomon von seinen Vorgängern auf dem Königsthron erhalten hatte. Darunter befand sich auch ein Hof in Oberndorf nebst Taufkirche („curtis Oberndorf cum ecclesia baptismali“). Dieser stammte vermutlich von Karl III., jenem Kaiser, der 887 abgesetzt wurde und ein Jahr später in der Pfalz Neidingen gestorben ist. Oberndorf hatte als einen Königshof, der nach Hans Jänichen von der Verwaltung des merowingischen Königshauses zu Beginn des 7. Jahrhunderts angelegt wurde.

Es wird in der Rottweiler-Oberndorfer Gegend seit dem 10. Jahrhundert ein umfangreicher Königsbesitz sichtbar. Otto I. schenkte 948 einen Hof in Oberndorf mit der dortigen Taufkirche Otto III. Güter in Epfendorf und Ancencimbra (wahrscheinlich Herrenzimmern), Heinrich II. 1007 Güter zu Seedorf.

Die Hauptkirchen dieses Königslandes, zu Oberndorf und zu Epfendorf, sind St. Remigius geweiht, dem merowingischen Heiligen. Wahrscheinlich ist auch der Dorfname Römliendorf auf „Remigiusdorf“ zurückzuführen (1139 „Rimigesdorf“). Auch der andere merowingische Lieblingsheilige, Medardus, hat in Ostdorf eine Heimstätte gefunden. Als Kirchenpatron ist er sonst nirgends in Württemberg zu finden.

Kern der Oberndorfer Siedlung war also der Königshof nebst Remigiuskirche, die rechts des Neckars lag. Sie stand auf dem Platz des heutigen Talfriedhofs und wurde erst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts abgebrochen. Unsere -dorf-Orte am oberen Neckar sind in der Merwingerzeit „von der königlichen Güterverwaltung geschaffen worden“ (Jänichen). Daß ein großer und mächtiger Herr hier bei der Gründung beteiligt war, zeigen auch heute noch die regelmäßigen Formen der Markungen, die ohne die später durch abgegangene Siedlungen hinzugekommenen Teile einen rechteckigen Block darstellen, aus anderen Markungen ausgeschnitten wurden (Seedorf aus den Markungen Dunningen und Waldmössingen, Ostdorf aus der Markung Geislingen, s. HBl. Oktober/November 1958).

Von den königlichen Dorfgründungen des Kleinen Heubergs sind Hochdorf und Dachdorf abgegangen, Binsdorf Stadt geworden und Ostdorf eine blühende Bauerngemeinde. Auf der öden Hofstatt von Hochdorf im Bickelsberger Wald ließen sich kurz vor 1386 Einsiedler nieder. Die Bickelsberger Zelgverfassung vom Ende des 15. Jahrhunderts zeigt noch deutlich zwei überschüssige Zelgen, während die dritte damals schon von Wald bedeckt war.

Wenn wir von der heutigen Markung Binsdorf den Nordzipfel abschneiden, der zu einer Wüstung Ammelhausen oder Nammelhausen gehörte, im Westen die Bubenhofer Teile entfernen, so bleibt für die Binsdorfer Markung ein ziemlich rechteckiger Block übrig, „der mit Sicherheit aus der Isinger Urmarkung herausgeschnitten worden ist“ (Jänichen).

Der Name der Flur „Achdorf“ auf Erlaheimer Markung geht auf eine abgegangene Siedlung zurück, deren Einwohner zum Teil nach Erlaheim verzogen sind. Bereits um 1300 waren die Dachdorfer Äcker in den Erlaheimer Zelgverband aufgenommen. Über das Werden der Ostdorfer Markung siehe Heimatk. Blätter Okt./Nov. 1958.

Wenn wir nun die Dorfkette Hochdorf-Binsdorf-Dachdorf-Ostdorf betrachten, so können wir feststellen, daß Beziehungen zum Oberndorfer Raum in früherer Zeit bestanden haben (s. oben Brittheim und Bickelsberg). In späterer Zeit sind es die Herzöge von Teck, denen der Kleine Heuberg größtenteils und die Oberndorfer Gegend gehörte. Oberndorf hat heute noch in seinem Stadtwappen die Teckischen Rauten. Das Augustinerkloster Oberndorf besaß 1325 die abgegangene Siedlung Haarhausen auf Brittheimer Markung.

Auch in der Planung unserer -zimmern-Orte ist eine gewisse Ordnung festzustellen. Heiligen-, Roten-, Kleinenzimmern (abgegangen

bei der Brestneckermühle im Schlichemtal) liegen an Stellen, wo kleinere Flüsse den Keuper in engen Tälern durchbrechen. Man vermutet daher, daß unsere Zimmern ursprünglich keine bäuerlichen Siedlungen waren, sondern stattliche gezimmerte Holzbauten hatten, die vermutlich Wehrbauten waren. Später setzten sich in den Wehrbauten örtliche Herrnieder (Herrenzimmern, Zimmern u. d. Burg).

Im 8. Jahrhundert gehörten wohl die Gemeinden, deren Markungen auf dem Kleinen Heuberg zusammenlaufen, zu einer Herrschaft, deren Sitz in Isingen mit seiner Martinskirche gesucht werden darf. Zur Perchtlinbaar, einem um 770 selbständig gewordenen Teil der Bertholdsbaar, gehörten Dormettingen und Isingen. Über die weitere Entwicklung können nur Vermutungen angestellt werden. Die 1186 von der Zähringer Hauptlinie abgezweigten Herzöge von Teck besaßen um 1300 die Herrschaft Rosenfeld, die u. a. den Kl. Heuberg umfaßte, der schon um 800 mit einem dichten Netz von Siedlungen überzogen war. Selbst Orte mit Stellenbezeichnungen wie Bickelsberg waren hier um diese Zeit schon vorhanden.

Die ausgedehnten Ackerplatten des Kleinen Heuberg sind altes Siedlungsland. Aus der jüngeren Ausbaueit dürfte nur noch Steinbrunnen stammen, das 1312 urkundlich erwähnt wird. Nur der erhöhte Kernraum mit dem langen dunklen Waldstreifen des Hardtwaldes wurde von jüngeren Höfen und Gutsbetrieben in neuerer Zeit genützt. Diese wurden auf den Randteilen der alten Markungen angelegt (Waldhof, Häsenbühl, Seehof, Wolfsgrube usw.).

Baldrian

(*Valeriana officinalis*)



Die Isovaleriansäure, die vor allem die Wurzel des Baldrian enthält, wird seit alten Zeiten als Beruhigungs- und Schlafmittel verwendet. Sie hat den Baldrian bekannt gemacht. - Er wächst sehr häufig an Ufern und feuchten Standorten und wird manchmal bis zu 2 m hoch. Seine Blüten sind weiß bis rosarot und stehen in kugeligen Dolden beisammen. Die einsamigen Früchte haben Federkronen als Flugapparat. Die Blätter sind bis zu zwölfpärrig gefiedert. Bei uns kommt außer dem Echten Baldrian noch der Kleine (V. dioeca) und der Felsenbaldrian (V. tripteris) vor.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 29

31. August 1982

Nr. 8

Eine seltsame Pflanzengesellschaft am Weg zur Schalksburg

Von Fritz Scheerer

Bei einer Wanderung von Burgfelden zur Schalksburg findet sich an dem Südhang des steil abfallenden Grates, über den der Weg führt, eine Pflanzengesellschaft, die durch ihre Eigenart, ihre sinnreiche Ausrüstung, mit der sie sich der schwierigen Lebensart anzupassen versteht, unsere Liebe und Bewunderung verdient. Hier haben wir ein Stück jungfräulicher Natur vor uns, an das keine Menschenhand rührt. Es ist ein Gemisch von Hochstauden, niederen Kräutern, Halmgewächsen mit spärlich eingestreuten Sträuchern und einigen krüppelhaften Bäumen, deren Wuchs knorrig, untersetzt, der Stamm bis zum Boden herab beästet ist.

Die Holzgewächse, auch unsere Waldbäume, treten hier nur in Buschform auf und in immer größeren Abständen, von denen sowohl die Stieleiche (*Quercus robur*) wie die Traubeneiche (*Qu. sessiliflora*) mit ihren langgestielten Blättern beteiligt sind. Aber auch die Rotbuche (*Fagus sylvatica*) fehlt nicht, hat aber höchstens 3 bis 4 m Höhe. Auch Feldahorn (*Acer campestre*), Holzbirne (*Pirus communis*), als meist dorniger Strauch, selbst die Esche (*Fraxinus excelsior*) sind nicht selten. Das silberne Laub des Mehlbeer-Baums (*Sorbus aria*) fehlt nicht. Nicht selten ist die Forche (*Pinus silvestris*), während die Fichte, den Versuch sich hier anzusiedeln, meist mit dem Leben bezahlt.

Von Sträuchern sind vertreten: Der Wacholder (*Juniperus communis*), der Kreuzdorn (*Rhamnus carthartica*), die Schlehe (*Prunus spinosa*), der Schlingbaum (*Viburnum lantana*), die Heckenkirsche (*Lonicera xylosteum*), der Hartriegel (*Cornus sanguinea*), die Weißdorne (*Crataegus*), der Haselstrauch (*Corylus avellana*), der Liguster (*Ligustrum vulgare*) und als herrlichster Schmuck die Wildrosen verschiedenster Art, wie die Bibernelle (*Rosa spinosissima*), die Heckenrose (*Rosa canina*) usw.

An dem warmen, sonnigen Südhang blüht von Mai bis Juli mit purpurner, später blauer Krone der rotblaue Steinsame (*Lithospermum purpureo-coeruleum*). Nicht selten sind die Ebensträußige Wucherblume (*Chrysanthemum corymbosum*), eine Verwandte unserer Wucherblume, hat aber fiederteilige Blättchen, die Blutwurz (*Geranium sanguineum*), das Lange Sichelhasenohr (*Bupleurum falcatum*), die Ästige Graslilie (*Anthericum ramosum*). Im Sommer erscheinen die „Altweiberschmecketa“, die Dosten, mit ihren purpurnen, selten weißen Blüten und der blaurote Bergaster (*Aster amellus*) an dem sonnigen Hang. Der Hang ist so steil (40–45 Grad Neigung), daß man sich von Hecke zu Hecke stemmen muß. Von dem vielen Licht, das die Hänge trifft, lassen die Eichenbüsche mit ihrer geringen Schattenwirkung den größten Teil des Lichtes durchgehen zu der artenreichen und stark entwickelten Strauch- und Krautschicht. Die Hänge sind oft so trocken, daß die Buchen in trockenen Sommern verdorren.

Zu der extremen Licht- und Wärmestrahlung und der Trockenheit des Bodens gesellt sich hier oft auch eine starke Windwirkung. An der oberen Kante ist der Wind besonders stark. So oft man sich an windstillen, heißen Sommertagen von Burgfelden her der Steilkante nähert, fällt der lebhafteste Wind auf, der sich hier plötzlich vom Tal zum Berg bemerkbar macht. Nachts bei Ausstrahlung kehrt sich die Windrichtung um. Bei Windstille kann man diese Erscheinung am frühen Morgen

oder nach Regen, wenn sich der Himmel aufklärt und die Sonne scheint, beobachten. Infolge der Abkühlung beim Aufsteigen kondensiert sich der Wasserdampf, und so sieht man von allen feuchten Stellen Nebelsäulen in die Höhe steigen. Die Leute sagen dann: „Die Hasen kochen“. Diese regelmäßigen und oft starken Luftströmungen beeinflussen neben den Eichen auch die Strauch- und Krautschicht in ihrer Entwicklung. Im Winter ist oft dieser Standort und vor allem die Baumkronen und die Rinde der Baumstämme schneefrei. Sie sind nicht geschützt durch einen Schneemantel, denn wenn helles Strahlungswetter ist, werden die Baumkronen, die Südhälfte der Stämme und der ganze Boden in kurzer Zeit von einer Schneedecke, selbst bis

20 cm Schnee völlig entblößt. Die Knospen und Rinden werden dann in einer folgenden Frostnacht sehr stark in Mitleidenschaft gezogen. Dies kann noch verschärft werden durch den an der Kante vorherrschenden kalten Wind. Daß darunter die ozeanische Buche besonders leidet, ist verständlich. Selbst die Eiche kann Schaden nehmen. Das Ergebnis sind dann ein krüppelhafter und knorriger Wuchs dieser Bäume von höchstens 6 m Höhe. Hinzu kommt hier vor allem noch die Steilheit des Hanges, so daß die Bedingungen für Kulturmaßnahmen sehr gering sind. Der Hang wird sich selbst überlassen.

Nur im Bereich der Bäume, Sträucher und Stauden kann sich Humus an dem steilen Hang sammeln. Durch den feinen Kalkschutt, der bei Regen herabrieselt, ist der Boden kalkhaltig. Eine Versauerung ist hier auf den völlig durchlässigen Weißjura-Betakalken ausgeschlossen. Die Bäume werden unter diesen Verhältnissen nur höhere Büsche. Würde hier die Erosion noch etwas stärker, so würden die Bäume ganz verschwinden, die Sträucher noch lockerer stehen und eine Reihe der krautigen Gewächse den Platz besetzen. Es würde sich dann ein Bestand ergeben, der von Robert Gradmann „Steppenheide“ genannt wird, in der ein lockerer „Bestand von Stauden und Gräsern mit meist deutlicher xerophiler Ausrüstung (mit Licht- und Trockenschutzeinrichtungen) im Bestand überwiegt“.

Goethes Bildungsideal

von Kurt Wedler

Ein echter Dichter wird immer Bildner der Menschen sein. Bildungsgerichtet und erzieherische Tendenzen kann man in Goethes Werken verstärkt feststellen. So sagt er z. B. im „Wilhelm Meister“ in einem Brief an Werner: „Daß ich Dirs mit einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht.“ In diesem Satz liegt verborgen begründet, was Goethe für sich und seine Zeit als Bildungsideal aufstellte. Es war die Persönlichkeitsbildung, die harmonische Entfaltung aller Kräfte im Menschen, eine Universal- und Totalitätserziehung.

Goethe hat diese Ziele durch sein Leben und sein Werk wesentlich vertieft und trug viel dazu bei, den Neuhumanismus auf seinen Höhepunkt zu führen – nicht in wissenschaftlicher Durchdringung dieser Ideenwelt, das geschah erst durch Wilhelm von Humboldt – aber durch freie, schöpferische Gestaltung und die Genialität seiner Persönlichkeit.

Goethe war Künstler und Wirklichkeitsphilosoph zugleich, der das Leben in seiner Einheit und Mannigfaltigkeit als Ausgangspunkt und Ziel seines Denkens und Schaffens nahm. Er war aber auch als empfänglicher Mensch, der alle seine Sinne nach außen offen hielt, verschiedenen Einflüssen unterworfen, von Spinoza, Leibniz, Kant; Lessing, Herder, Schiller; Comenius, Rousseau, Pestalozzi u. a.

Vielfach wird Goethe als die harmonische Persönlichkeit angesehen, die das Leben ohne Schwierigkeiten durchlebt, die, vermöge ihrer genialen Anlage, sich ohne Kampf entwickelt. Aber auch für ihn muß man die Problematik und die Dämonie des Lebens nicht für aufgehoben betrachten, auch für ihn war das Dasein

ein ewiges Ringen und Kämpfen. Es gilt auch für ihn, was er in seinem „Wilhelm Meister“ den Harfner singen läßt: „... Ihr himmlischen Mächte/Ihr führt ins Leben uns hinein,/Ihr laßt den Armen schuldig werden,/dann überlaßt ihr ihn der Pein...“

Wenn Goethe im ersten Teil seines Lebens bis zur Italienreise – dem bedeutendsten Einschnitt in seinem Werden – eine kontemplative Haltung einnahm, so war er mehr oder weniger durch die Fülle der Eindrücke, die auf ihn einstürzten, und durch seine innere Schöpferkraft dazu gezwungen. Aber diese kontemplative Haltung war nicht Beschaulichkeit im Sinne sentimentaler Hingebung oder ästhetischer Wohlgefälligkeit, sondern tiefstes Erleben und immer begleitet von der Problematik des Lebens, aber auch von dem Drang zur Gestaltung. Erst nach der Italienreise, nachdem er sich von vielem Alten losgesagt hatte und manche Verbindungen abbrach, ging er mit besonderer Aktivität an sein Werk, und erst dieser Umschwung brachte uns die großen Werke, wie seinen „Wilhelm Meister“ und seinen zweiten „Faust“.

Was Schiller für ihn bedeutete, das sagt er selbst in einem Brief an ihn: „Sie haben mich von der allzustrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt... Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut wie aufgehört hatte“. Es entstanden nun die „Gedichte des westöstlichen Divan“, „Die Wahlverwandtschaften“, die „Wanderjahre“ in erster Fassung, die ersten 15 Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ und die „Italienische Reise“ bis zur Rückkehr nach Rom.

Der Trieb zum Handeln hat sich bei ihm nach der Italienreise verwandelt in den bewußten Willen zur Aktivität, wie sie uns besonders im zweiten Faust und in den „Wanderjahren“ entgegentritt. – Die angeborene Universalität hat Goethe in seiner zweiten Lebenshälfte stark bekämpft. Im Lehrbrief der „Lehrjahre“ heißt es: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt.“ Mit dieser Beschränkung ist alles das verbunden, was wir an dem alten Goethe bewundern: Entsagung, Demut, Geduld, Gelassenheit und das Beharren, das er von seinem Vater lernte. „Wer Großes will, muß sich zusammenraffen, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

Das naturhafte Individuum als solches soll begrenzt, das Ideelle im Menschen aber soll zur Entfaltung gebracht werden und eine Persönlichkeit daraus erwachsen. Das ist der tiefere Sinn von Goethes „Stirb und Werde“. Was die Beziehung des Menschen zum Göttlichen angeht, so wünscht Goethe ein persönliches Verhältnis zu ihm. Gott rückt als geistiges Wesen über die Natur hinaus. Der Pantheismus eines Spinoza wird bei ihm zum Pantheismus, dieser eigentümlichen Verquickung von Pantheismus und Theismus. Diesen Gedanken bringt er in seinem Gedicht „Das Göttliche“ zum Ausdruck:

„Edel sei der Mensch
hülfreich und gut!
Denn das allein
unterscheidet ihn
von allen Wesen,
die wir kennen.

Heil den unbekanntem
höheren Wesen
die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch!
Sein Beispiel lehrt uns
jene glauben.
Denn unführend
ist die Natur:
es leuchtet die Sonne
über Böse und Gute,
und dem Verbrecher
glänzen, wie dem Besten,
der Mond und die Sterne.

Nach ewigen, ehrnen,
großen Gesetzen
müssen wir alle
unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
vermag das Unmögliche:
er unterscheidet
wählet und richtet;
er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Der edle Mensch
sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff er
das Nützliche, Rechte,
sei uns ein Vorbild
jener geahnten Wesen!“

Bildung kann bei Goethe nur die innere Gestaltung des Individuums zur Persönlichkeit sein durch Einwirkung von innen und außen – von außen nur solange, bis der Mensch fähig ist, sich selbst zu bilden. Diese Selbstbildung ist sittliche Pflicht jedes Menschen.

Alles bloße Wissen wird abgelehnt, er kritisiert streng die Übertreibungen des Rationalismus. In seinem „Götz“ wird dies an einer Stelle besonders deutlich: Götzens Schwester Maria, die in einem Kloster erzogen wurde, bemüht sich um seinen Sohn und bringt ihm manches Wissen bei. Als der Vater von einem Streifzug heimkehrt, erzählt ihm sein Sohn Karl, was er gelernt hat! „Jaxthausen“, begann er, „ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit 200 Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigentümlich zu.“ Götz fragt ihn: „Kennst du den Herrn von Berlichingen?“

Karl sieht ihn starr an. Götz: „Er kennt vor lauter Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater nicht. Wem gehört Jaxthausen?“ Karl: „Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt.“ Götz: „Das frag ich nicht. Ich kannte alle Pfade, Weg' und Furten, eh ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß.“

Auch alle äußere formale Bildung kritisierte er. Ein etwas derbes Epigramm mit der Aufschrift „Totalität“ lautet: „Ein Kavalier von Kopf und Herz / ist überall willkommen; / Er hat mit seinem Witz und Scherz / Manch Weibchen eingenommen; / Doch, wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft, / Wer mag ihn dann beschützen? / Und wenn er keinen Hintern hat, / Wie mag der Edle sitzen?“

Vom Erzieher sagt Goethe: „Der kann sich manchen Wunsch gewähren, / der kalt sich selbst und seinem Willen lebt; / allein, wer andre wohl zu leiten strebt, / muß fähig sein, viel zu entbehren.“

Das Ideal der reinen Menschlichkeit, das noch in seiner „Iphigenie“ hochgehalten wird, macht nun mehr und mehr der Aktivität Platz: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm. Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung.“ Im Jahr 1787 spottet er in einem Brief an Frau von Stein über Herders Humanitätsideal: „Die Welt wird ein großes Hospital und einer des andern Krankenwärter werden.“

Die Schulaufsicht im Bezirk Balingen in der schulgeschichtlichen Entwicklung

Von Dipl.-Päd. Adolf Klek Fortsetzung

Auch im Bereich der Schulen für die Volksschulclassene Jugend ergeben sich Neuansätze. Bisher unterrichten die Volksschullehrer abends in der Fortbildungsschule die schulclassene männliche und weibliche Jugend für die Dauer zweier weiterer Schuljahre mit zwei Wochenstunden im örtlichen Schulhaus. In einzelnen Landorten findet dieser Unterricht sonntags statt. Jetzt wird damit begonnen, für die weibliche Jugend speziell ausgebildete Hauswirtschaftslehrerinnen einzustellen. In Ebingen und Tailfingen kommt der Fortbildungsschulunterricht teilweise in Wegfall, weil die männlichen Jugendlichen von neu errichteten Gewerbeschulen übernommen werden.*

Ungünstig wirken sich auf solche Ausbaubemühungen die notvollen wirtschaftlichen Verhältnisse aus (Inflation). Außerdem sinken die Schülerzahlen. Im Jahre 1925 ergibt sich im Bezirk eine durchschnittliche Schülerzahl von rund 40 pro Lehrer. Lehrstellen werden deshalb landesweit abgebaut. Junge, frisch ausgebildete Lehrer erhalten erst nach Jahren nur eine Anstellung als Praktikanten. Schulrat Bohnacker spricht auf der Bezirksschulversammlung von der schweren Not des Volkes und von der Hoffnung auf einen Wiederaufstieg des Vaterlandes. Von einer Verbesserung der Lehrerstellen-Situation kann er dann 1928 berichten. Alle Praktikanten sind inzwischen als Lehrer angestellt worden.

In den 41 Schulorten des Bezirks unterrichten im Jahre 1928 118 ständige und 46 unständige Lehrkräfte, sowie 26 Fachlehrerinnen für Handarbeit und Hauswirtschaft. Auf einen Lehrer kommen durchschnittlich 38,5 Schüler. Ein starker Wechsel unter den Junglehrern im Bezirk wird bedauert. Es gab im Berichtsjahr 34 Wegversetzungen und 36 Zugänge.

Die vielfältigen Impulse der gesellschaftlichen und pädagogischen Reformbewegungen der Zwanzigerjahre führen schrittweise auch zur Neuherausgabe von Lehrplänen für die Unterrichtsarbeit.

Einen Einblick in die Fülle der neu in Angriff zu nehmenden Aufgaben gewährt die Tagesordnung der Bezirksschulversammlung von 1926. Sie wird am Montag, 21. Juni, im Saal des Hotels Roller in Balingen abgehalten.

1. Trockenschwimmübungen, vorgeführt vom Vorsitzenden in der Turnhalle der Sichel-

Das Persönlichkeitsideal hat aber Goethe auch in seinem Alter nicht aufgegeben. Persönlichkeit ist der in sich geschlossene Mensch, der von seiner Ganzheit aus mit offenen Sinnen und edler Gesinnung sein Ziel – die würdige Gestaltung seines Lebens – dauernd und pflichtgemäß verfolgt. Im „Wilhelm Meister“ vollzieht Goethe die Wandlung vom naiv zum bewußt schaffenden Menschen. Im Individuellen sieht er nun das Typische, im Persönlichen das Allgemein-Menschliche. Am Ende ist der Mensch moralisch, seelisch, aber auch ästhetisch gebildet und reif zur echten Lebenserfüllung in Beruf und Ehe. Aber nur in der Arbeit reift die Persönlichkeit, nur in der Konzentration, nicht in der Vielseitigkeit wird die Totalität erreicht. Die Religion tritt jetzt in den Mittelpunkt des ganzen Bildungsgedankens und als deren Grundlage die Ehrfurcht. Nicht durch Furcht kommt der Mensch zu Gott, sondern durch Ehrfurcht. Furcht hat der Mensch nur vor dem, was ihm übel will. „Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht.“ Die Ehrfurcht erst macht den Menschen zu dem, was ihn über die Tierheit erhebt. Das Humanitätsideal bekommt so bei Goethe einen andern Gehalt, den er in seinem schon zitierten Gedicht „Das Göttliche“ ausdrückt: „Der edle Mensch / Sei hülfreich und gut! / Unermüdet schaff er / Das Nützliche, Rechte. / Sei uns ein Vorbild / Jener geahnten Wesen.“

2. Gesang eines Schülerchores unter der Leitung von Hauptlehrer Rehm

3. Schulbericht des Vorsitzenden, Hauptpunkte der Besprechung: Übertritt aus der Grundschule in die mittleren und höheren Schulen. Arbeitsgemeinschaften. Geschlechtliche Aufklärung und Gemeinschaftserziehung der schulpflichtigen Jugend. Kurzstunde. Heimatbuch. Mündliche Sprachpflege. Bildhaftes Gestalten. Jugendwandern. Schülerunfälle. Stoff- und Stoffverteilungspläne.

4. Neuzeitlicher Schreibunterricht, Vortrag von Hauptlehrer Stauß – Rosenfeld

5. Verschiedenes: a) Bericht des Schulkämmerers b) Bericht des Bücherwirts der Lehrerlesegesellschaft c) Bericht der Lichtbildstelle Ebingen von Hauptlehrer Leibbrand.

Gemeinschaftliches Mittagessen im Hotel Eugén Roller.

Musikalische Darbietungen.

Regelmäßig reist auch Schulrat Bohnacker in die Schulorte seines Bezirks. Seit seinem Dienstantritt als Schulrat im Jahre 1922 ist Balingen Sitz des Bezirksschulamtes. In der neu erbauten Sichelsschule hat die Stadt ein Amtszimmer zur Verfügung stellen können.

Über seine Schulprüfungen berichtet der Schulrat 1928: „Geprüft wurden im verfloßenen Jahr (Berichtsjahr) 75 Volksschulklassen, 8 Klassen der Mittelschule, 21 Klassen in Handarbeit und 27 Klassen der allgemeinen Fortbildungsschule, worunter 10 Gruppen in Hauswirtschaft, sowie fast alle Klassen des 5. bis 8. Schuljahres in Turnen und Zeichnen. Und wiederum kann ich mit Freude und innerer Befriedigung feststellen, daß fast durchweg mit treuem Fleiß, regem Eifer und gutem Geschick gearbeitet worden ist...“

In den Jahren 1931 und 1932 müssen die Bezirksschulversammlungen wie schon 1923 und 1924 wegen der wirtschaftlichen Notlage des Landes ausfallen.

Im Geiste des Dritten Reiches

Von 1932 bis 1938 leitet Schulrat Wüst das Volksschulwesen im Balingen Bezirk. In den Jahren 1934 und 1935 befindet sich das Bezirksschulamt im landeseigenen Beamtenwohngebäude Beckstraße 5, macht dann aber dem Gesundheitsamt Platz. Das Amtszimmer liegt darnach mit der Schulratswohnung im Gebäude Behrstraße 38. Schon 1937 wandern

Schulratswohnung und Amtszimmer wieder, und zwar in das heutige Vermessungsamtsgebäude Behrstraße 92.

Die nationalsozialistische Machtergreifung am 30. 1. 1933 in Berlin hat erstaunlich rasch innere und äußere Veränderungen im Volksschulbereich Württembergs zur Folge. Auf den 13. Mai wird für das ganze Land das Abhalten von Bezirksschulversammlungen angeordnet. Sie dienen der Proklamation nationalsozialistischer Ideen und Ziele. Ein Tagesordnungspunkt ist das Anhören der Rundfunkübertragung eines Staatsaktes aus dem Stuttgarter Schauspielhaus mit einer Rede des württembergischen Kultministers Mergenthaler und seines bayrischen Kollegen Schemm. Die Sichelschule und ihre Turnhalle in Balingen sind für die Bezirksschulversammlung mit Hakenkreuzfahnen und schwarz-weiß-roten Fahnen beflaggt. Frühlingshaftes Grün und Bilder von Hitler und Hindenburg schmückten den Saal. Die „Ebinger Knabenstimmen“ unter Leitung von Hauptlehrer Binz begrüßten die Lehrer und Gäste, von denen einige in brauner Uniform erschienen sind, mit „Heimat- und Vaterlandsliedern“.

Vor dem Anhören der Rundfunkübertragung spricht Schulrat Wüst über die von Prof. Dr. Kriek entwickelten pilosophischen Grundlagen der nationalpolitischen Erziehung. Der Tailfinger Mittelschulrektor Dr. Dürr faßt diese Ausführungen in einem Pressebericht folgendermaßen zusammen:

„Die Schule der Zukunft steht im Dienst des völkischen Gesamtstaates, sie ist Mitarbeiterin in der Volkwerdung und erblickt ihre Aufgabe in der Formung des sozialen, nationalen und deutschen Menschen, nicht in der Bindung von Einzelpersonlichkeiten und Weltbürgern. Das Erziehungsideal ist ein deutsch-völkisches; es gilt, die rassistischen, die germanischen Züge zur Entfaltung zu bringen. Dabei gebührt der Bildung des Charakters, des guten Willens, der Vorrang vor der Schulung des Intellekts. Erziehung zur Ehrfurcht vor allem Großen, Erziehung zur Unterordnung und Einordnung in das Ganze, zur Armut und Einfachheit, sind grundlegende Forderungen...“

„Der Gesang des Horst-Wessel-Liedes und des Deutschlandliedes beschloß den offiziellen Teil der von hohem vaterländischem Geist durchwehten Versammlung“ – so heißt es im amtlichen, gedruckt vorliegenden Bericht.

In den nachfolgenden Jahren finden keine Bezirksschulversammlungen mehr statt.

Durch Erlaß vom 11. 12. 1933 wird bestimmt:

„Der deutsche Gruß für die Beamten, Angestellten und Arbeiter von Behörden im Dienst und innerhalb der dienstlichen Gebäude und Anlagen besteht im Erheben des rechten Armes. Es ist freigestellt, zu dieser Grußbezeichnung die Worte „Heil Hitler“ oder „Heil“ oder gar nichts zu sagen“. Zum 1. April 1934 wird die seitherige konfessionelle Schulaufsicht aufgehoben. Es soll dadurch das Einigende mehr als das Trennende betont und eine Verwaltungsvereinfachung erzielt werden. In Stuttgart werden das evangelische und das katholische Oberschulamt zu einer „Ministerialabteilung für Volksschulen“ vereinigt. Im Lande werden die bestehenden 29 evangelischen und 13 katholischen Bezirksschulämter in insgesamt 33 simultane umgewandelt.

Der neue Schulbezirk Balingen erhält zu den evangelischen noch die katholischen Schulen im Oberamt Balingen und Sulz dazu. Die Zahl der Schulorte vermehrt sich von 41 auf 62, die Zahl der Lehrkräfte von 187 auf 243.

Ein Reichsgesetz vom August 1934 verlangt von den Beamten und Soldaten folgenden Diensteid:

„Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mit Gott helfe“.

Auf alle Lehrer wird immer mehr Druck ausgeübt, sich dem National-Sozialistischen Lehrerbund anzuschließen und sich an ihrem Dienstort auch außerhalb der Schule für die politische Erziehung der Bevölkerung einzusetzen. Ein Erlaß der Ministerialabteilung vom 28. 4. 1937 lautet:

„Es ist notwendig, daß sämtliche Lehrkräfte, die durch Versetzung an einen neuen Dienstort kommen, sofort auf dem Dienstweg berichten, wie sie sich am neuen Dienstwohnsitz politisch betätigen“.

In einem Erlaß vom 9. 4. 1939 läßt der Kultminister wissen, er werde künftig keinen Junglehrer zur Ernennung auf eine ständige Stelle vorschlagen, wenn er nicht über seine bloße Mitgliedschaft im NS-Lehrerbund hinaus noch in der Partei oder einer ihrer Gliederungen sich aktiv betätige.

Das Gesetz über die Landesneueinteilung vom April 1938 verändert auch den Schulbezirk Balingen wieder. An die Stelle der Oberämter treten jetzt Kreise in geringerer Zahl mit größerem Gebiet. Der Kreis Balingen wird aus dem Oberamt Balingen und noch 18 neu zugewiesenen Orten gebildet, die bisher zu den Oberämtern Rottweil, Spaichingen und Sulz gehörten.

Das Bezirksschulamt Balingen wird als untere Schulaufsichtsbehörde zuständig für alle 48 Orte im Kreis Balingen. Kreisgebiet und Schulbezirk sind deckungsgleich.

Belastungen im Zweiten Weltkrieg

Im Oktober 1938 wird Dr. Willy Kuhn zum Schulrat in Balingen ernannt, aber schon mit Kriegsbeginn im September 1939 wird er zur Wehrmacht eingezogen. Als seine Stellvertreter wirken im Bezirksschulamt nacheinander drei Direktoren, die beiden ersten jeweils auch nur bis zu ihrer Einberufung zum Heeresdienst. Während Rektor Wilhelm Wik wenigstens in Balingen wohnt, muß Mittelschulrektor Dr. Dürr aus Tailfingen und Mittelschulrektor Conzelmann aus Ebingen unter immer schwieriger werdenden Bedingungen zum Bezirksschulamt anreisen.

Die sachkundige Fortführung der Amtsgeschäfte wird bei diesem raschen Wechsel durch die äußerst tüchtige Verwaltungsangestellte, Frau Frieda Stahl, gesichert. Sie dient im Bezirksschulamt in den Jahren 1937 bis 1967 einer ganzen Reihe von Schulräten, vielen Schulleitern und unzähligen Lehrern als zuverlässige Mitarbeiterin, sachkundige Auskunftsperson und erfahrene Beraterin.

An die Stelle der Hauptprüfungen an den Schulen sind eingehende, angekündigte Besichtigungen getreten. Das Informieren der Ministerialabteilung über die Arbeit und die Verhältnisse vor Ort geschieht offensichtlich durch monatliche Tätigkeitsberichte des Schulrats bzw. seines Stellvertreters, die im Laufe der Kriegsjahre aufhören.

Bezüglich seiner Entscheidungsbefugnisse ist der Schulrat vorsichtig; wichtige Maßnahmen berät er vorher mit dem Kreisamtsleiter des NS-Lehrerbundes und auch mit dem Kreisleiter der Partei.

Weil er schon in den ersten Monaten seiner Amtszeit bei den Schulbesichtigungen ein Absinken des methodischen Könnens der Lehrer und häufig Planungs-schwierigkeiten wahrgenommen hat, richtet Schulrat Dr. Kuhn sechs regionale Arbeitsgemeinschaften für die Lehrer ein und fordert das Anlegen von örtlichen Lehrplänen und Stoffverteilungsplänen.

Rektor Wik führt die Planungsarbeiten mit Nachdruck weiter, unterstützt von einigen Kollegen. So kommt es dazu, daß trotz kriegsbedingter Schwierigkeiten im April 1942 die „Kreisstoffpläne für den Schulbezirk Balingen“ sogar gedruckt vorliegen.

Die Mühen zahlen sich schon dadurch aus, daß die ortsbezogenen Planungsunterlagen beim überaus häufigen Lehrerwechsel der Kriegsjahre jeweils der nachfolgenden Lehrkraft eine Orientierung erleichtern. Die Fachlehrerinnen, die an Stelle der einberufenen Lehrer immer mehr auch zur Erteilung von wissenschaftlichem Unterricht herangezogen werden, können sich mit Hilfe der Stoffpläne rasch einarbeiten.

Nicht nur durch das Fehlen von Schulleitern und Lehrern wird der Unterricht in den Jahren des Zweiten Weltkrieges erschwert. Es kommen noch viele andere Belastungen hinzu. Die Schüler – vor allem aus den oberen Schuljahrgängen – werden häufig zu Einsätzen herangezogen, die einer kontinuierlichen Schularbeit abträglich sind: Hitlerjugend-Ak-

tionen, Sammeln von Heil- und Teepflanzen, von Bucheckern, Sammeln von Altmaterial, Einsatz zur Erntehilfe unter Verlängerung der Ferien u. ä. In Wintermonaten müssen verschiedentlich wegen Kohleknappheit Schulhäuser für einige Wochen geschlossen bleiben und werden „Kohleferien“ gewährt. Luftschutzübungen sind durchzuführen. Am Morgen nach einem nächtlichen Fliegeralarm beginnt der Schulunterricht unter Umständen erst mit der 3. Stunde.

Nach heftigen Fliegerangriffen auf Großstädte werden im Jahre 1943 Schulklassen aus Stuttgart und Essen in Orte des Kreises Balingen evakuiert. Die Klassen müssen in den örtlichen Schulbetrieb eingegliedert werden. Teilweise bringen sie ihre Lehrer mit. Die Kinder werden bei Pflegeeltern untergebracht. Klassen der Volksschulen jener Städte werden in Landorte des Kreises verlegt, Mittelschul- und Hauptschulklassen kommen in die Städte Balingen und Tailfingen.

„Hauptschule“ ist in jenen Jahren die Bezeichnung für die 1941 nach österreichischem Vorbild im ganzen Reich eingeführte mittelschulartige Pflichtschule. Sie soll von begabten Schülern aus allen Volksschichten besucht werden. Die Entscheidung über die Aufnahme hat der Schulrat zu treffen. Die Mittelschule in Ebingen und in Tailfingen erhalten jahrgangsweise aufbauend den Charakter einer Hauptschule. (Mit dem Zusammenbruch 1945 hört diese Schulart zu bestehen auf).

In der Nachkriegszeit

Nach dem Einmarsch im April 1945 führen die französischen Besatzungstruppen das Regiment im südlichen Landesteil, in Nordwürttemberg bestimmen die Amerikaner. Die Besatzungsoffiziere kommen ohne die sachkundige Hilfe ortsansässiger Leute nicht aus, arbeiten aber nur mit solchen zusammen, die ihnen politisch unverdächtig erscheinen.

Neben der vorrangigen Sorge um die Ernährung der Bevölkerung, um Wohnmöglichkeiten – auch für Flüchtlinge aus dem Osten – und um die Wiedergewinnung von Arbeitsplätzen kommt die äußere und innere Neuordnung des Schulwesens nur langsam in Gang. Durch Wegfall der NS-Ideologie entsteht an vielen Stellen ein geistiges Vakuum.

Im August 1945 erläßt im Namen der „Landesverwaltung für Kultus, Erziehung und Kunst in Württemberg“, Prof. Dr. Carlo Schmid einen grundlegenden Erlaß zur Wiederaufnahme des Unterrichts in der französisch besetzten Zone Württembergs, in der auch der Kreis Balingen liegt. Es heißt darin, die französische Militärregierung habe genehmigt, daß der Unterricht an den Schulen in der zweiten Hälfte des Monats September wieder eröffnet werde. Die noch von französischen Truppen belegten Schulhäuser sollen bis dahin ihrer Zweckbestimmung zurückgegeben werden. Unter den noch vorhandenen Lehrmitteln oder Schulbüchern dürfen nur solche Verwendung finden, die aus der Zeit vor 1933 stammen.

Zur Unterrichtsverteilung dürfen nur solche Lehrer eingesetzt werden, die von den Kommissionen zur Entnazifizierung überprüft und von der neuen Landesverwaltung zugelassen worden sind. Wie bei anderen Behörden in diesen Wochen ergibt sich auch für das Bezirksschulamt nur die Möglichkeit, in kleinen, weitgehend selbstverantworteten Schritten auf eine Normalisierung der Verhältnisse hinzuwirken. Denn nur nach und nach kommen Lehrer aus der Gefangenschaft zurück, treffen Heimatvertriebene Lehrer ein, stehen Schulräume, Schulmöbel und Lehrerwohnungen wieder zur Verfügung. Viele Versetzungen müssen vorgenommen werden, weil die Franzosen für die Wiedezulassung bei politisch nicht ganz unbelasteten Lehrern eine Versetzung an einen anderen Ort verlangen. Viele Lehrstellen sind durch den Soldatentod ihrer Inhaber frei geworden.

Der innere Geschäftsbetrieb des Bezirksschulamtes kann sich auch nur allmählich normalisieren. Die räumliche Unterbringung stößt auf Schwierigkeiten. Nach dem Einmarsch der Besatzungstruppen muß Frau Stahl eines Tages beim Betreten des Hauses

erleben, daß unzählige Schriftstücke auf der Wiese um das Haus liegen und in ihrem Amtszimmer ungeniert Soldaten hausen. Im früheren Oberamtsgefängnis Schwanenstraße 18 erhält das Bezirksschulamt dann 1946 zwei Diensträume. Andere Räume werden dort vom Finanzamt belegt.

Die Zustellung der Amtspost muß nach dem Umsturz zunächst oft über Kurierdienste geschehen, weil das Verkehrsnetz noch nicht lückenlos wiederhergestellt ist. Der Schulrats-Stellvertreter muß in kurzen Abständen bei der Militärregierung des Kreises zum Bericht und zur Lagebesprechung erscheinen.

Der Amtsvertreter Conzelmann widmet sich nach Wiedereröffnung der Schulen in Ebingen wieder ganz der dortigen Schularbeit. Zum regulären Schulrat beim Bezirksschulamt Balingen wird auf 1. Dezember Dr. Albert Gütle ernannt. Er verläßt das Amt aber schon Mitte des Jahres 1946. Nach kurzer Verwendung in der Landesdirektion Tübingen übernimmt er einen Lehrauftrag an der neu ins Leben gerufenen Lehrerausbildungsstätte für Südwestwürttemberg-Hohenzollern in Reutlingen, später Weingarten bei Ravensburg. Erst mit Schulrat Hans Eßlinger, im Mai 1946 ernannt, endet in Balingen das rasche Wechseln der Schulräte. (Schulrat Dr. Kuhn kehrt nicht

mehr in den Aufsichtsdienst zurück. Er wird 1949 zum Mittelschuldirektor ernannt).

In den Orten des Kreises wird mit vielen provisorischen Lösungen der Schulunterricht wieder aufgenommen. In Balingen kann er in der Sichelschule erst am 5. November 1945 wieder beginnen.

Eine neue Gesamtausrichtung fehlt dafür noch. Aber schon am 12. Dezember 1945 wird gemäß Erlaß der Landesdirektion und im Einvernehmen mit der Militärregierung im Ev. Gemeindehaus in Balingen eine Bezirksschulversammlung abgehalten. Sie dient hauptsächlich dazu, den Lehrkräften die Grundsätze für die künftige Schularbeit darzulegen. Es sollen wieder – wie vor der Hitlerzeit – die Prinzipien der Erziehung zu einem mündigen Bürger, der sich im Sinne christlichen Gedankenguts verantwortlich weiß, Beachtung finden.

Zur Linderung des großen Lehrermangels darf das Bezirksschulamt heimkehrende Abiturienten als „Schulhelfer“ und Leute mit unvollständiger pädagogischer Ausbildung als „Laienlehrkräfte“ für den Schulunterricht gewinnen. Sie verschwinden wieder aus den Schulstuben nach der Eröffnung der Universitäten und Lehrerausbildungsstätten.

Vom Zollkorn in Ebingen

Von Dr. Walter Stettner

In Ebingen bestand 1561 eine Zollstätte. Vom Zoll waren Ebingen, Meßstetten, Lautlingen und Margrethausen befreit. Zahlreiche weitere Gemeinden der Umgebung erreichten die Befreiung vom Zoll dadurch, daß jeder Haushalt jährlich ein Viertel Korn, das sogenannte Zollkorn, auf den herrschaftlichen Kästen lieferte. Hausväter, die dazu nicht imstande waren, lieferten statt des Zollkorns eine kleine Summe Geld. Einwohner, die auch dazu nicht in der Lage waren, bezahlten gar nichts, kamen aber trotzdem in den Genuß der Zollfreiheit als Angehörige ihrer Gemeinde.

Es haben sich nun in den Rechnungen der Kellerei Ebingen, die in Stuttgart liegen, aus dem 17. Jahrhundert mehrere Listen erhalten,

in denen die Leistungen der einzelnen Gemeinden verzeichnet sind. Da sie interessante Einblicke in die Bevölkerungsentwicklung und in die soziale Struktur der Gemeinden ermöglichen, sollen sie hier veröffentlicht und kommentiert werden. Zu jedem Jahr habe ich vier Zahlen verzeichnet. Die erste liefert die Zahl der Haushaltungen, die zweite die Zahl der Fruchtlieferanten, die dritte die der Geldzahler und die vierte die der Dorfarmen, die nichts geben können. (Für Mathematiker: $2+3+4$ muß also = 1 ergeben). Der Vergleich der Werte von 1619 und 1659 läßt etwas von den Auswirkungen des Dreißigjährigen Kriegs ahnen, obwohl die schlimmsten Ausfälle zehn Jahre nach dem Krieg behoben waren.

	1609		1619		1659		1679
Schwenningen	51	} 60/26/13	52	} 80/20/6	92/56/31/5	} 97/63/30/4	
Heinstetten	24		28				
Hartheim	24		26				
Straßberg	55	} 40/36/37	54	} 46/40/16	111/30/78/3	} 81/28/49/4	
Frohnstetten	46		38				
Kaiseringen	12		10				
Stetten	72		69				
Nusplingen	18	} 53/41/14	20	} 62/36/10	73/47/25/1	} 74/53/18/3	
Glashütte	18		19				
Winterlingen	88/52/20/16		96/68/19/9		53/25/19/9		65/38/27/0
Bitz	24/14/8/2		26/18/5/3		12/?/?/?		16/16/0/0
Truchteltingen	83/35/29/19		66/36/11/19		44/33/1/10		43/33/3/7
Tailfingen	104/36/22/46		90/52/21/17		49/40/4/5		64/58/3/3
Onstmettingen	97/23/57/17		91/65/12/14		34/27/3/4		66/51/11/4
Pfeffingen	69/39/17/13		67/51/0/16		29/26/0/3		34/34/0/0
Burgfelden	5/5/0/0		4/4/0/0		4/4/0/0		11/11/0/0

Die Zahl der Haushaltungen hat sich zwischen 1609 und 1619 erwartungsgemäß nur geringfügig geändert; Ausnahmen bilden Tailfingen und noch mehr Truchteltingen. Dagegen hat sich die Zahl der Haushaltungen bis 1659 bei der Mehrzahl der Dörfer stark verringert. So ziemlich unberührt vom Kriegsgeschehen blieben anscheinend Burgfelden, die Werenwagschen Orte und die der Herrschaft Straßberg. Besonders stark war der Bevölkerungsrückgang in Onstmettingen, Pfeffingen, Tailfingen und Bitz. Zwanzig Jahre später hatten viele Gemeinden wenigstens einen Teil ihres Rückgangs wieder aufgeholt. Entgegen dieser allgemeinen Entwicklung ist bei Truchteltingen ein leichter und bei Straßberg ein kräftiger Rückgang festzustellen, während Burgfelden von vier auf elf Höfe angewachsen ist; man könnte wohl sagen, es sei da erst wenigstens zu einem kleinen Dorf herangewachsen.

Die Tabelle läßt auch erkennen, welche Gemeinden eine vorwiegend bäuerliche Struktur hatten. Die Abgabe in Frucht konnte ja nur

leisten, wer einen ansehnlichen Grundbesitz hatte, wer also als Bauer angesprochen werden darf. Wer statt der Fruchtgabe eine Geldzahlung leistete, war kein Bauer, höchstens ein Seldner, der nebenbei noch andere Einkünfte hatte. Man kann allgemein feststellen: wo in einer Gemeinde die 3. und 4. Ziffer zusammengerechnet größer war als die zweite, da war die bäuerliche Struktur gestört. Das Verhältnis zwischen Fruchtlieferanten, Geldzahlern und Armen hat sich aufs ganze gesehen wenig verändert. Erstaunlich ist jedoch der Umschwung in Onstmettingen während der zehn Jahre von 1609 bis 1619. Da dürften für 1609 besondere Umstände vorgelegen haben, die zu erforschen wären. Mit Überraschung liest man, daß in der Herrschaft Straßberg das bäuerliche Element viel schwächer vertreten war als in den anderen Gemeinden. Das hängt möglicherweise mit der Schloßherrschaft zusammen, die zahlreiche Handwerker beschäftigt hat. Die Zahl derer, die nichts bezahlen konnten, hat sich anscheinend durch den Krieg überall vermindert.

Von rechtzeitigen Gehaltszahlungen an die Lehrkräfte kann noch nicht immer die Rede sein. Im Juni teilt das Bezirksschulamt den Lehrern mit, daß es Bescheinigungen über die bestehende Anstellung ausfertigt, bei deren Vorlage die Kreissparkasse bereit ist, eine Vorschußzahlung auf die zu erwartenden Gehaltsnachzahlungen zu leisten.

Im Sommer 1947 wird das Land Südwestwürttemberg-Hohenzollern mit einer Regierung in Tübingen neu gebildet. Die französische Militärregierung zieht sich schrittweise zurück. Der neue Landtag beschließt zur Verwirklichung der Landesverfassung im August 1948 ein Gesetz, das den Eltern im Volksschulbereich die Entscheidung darüber zugesteht, ob ihr Kind eine „Christliche Gemeinschaftsschule“ oder eine „Bekenntnisschule“ evangelischer oder katholischer Ausprägung besuchen soll.

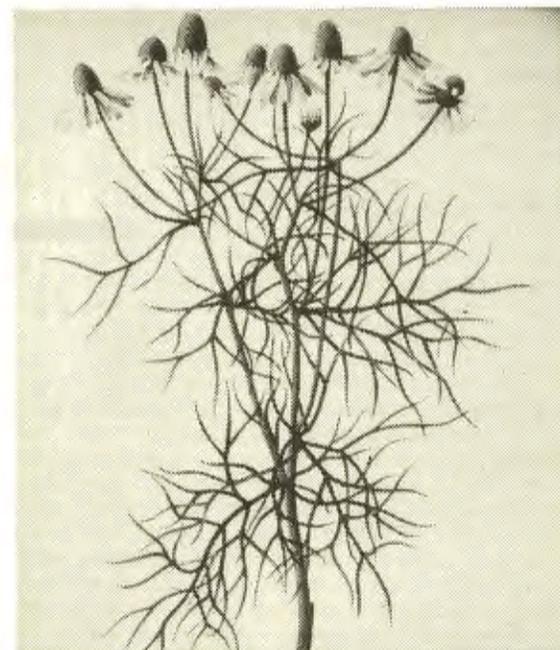
Ab 1949 gibt es einen vorläufigen Lehrplan für die Volksschule. Er ist in Zusammenarbeit mit der französischen Militärregierung von den Unterrichtsverwaltungen der drei Länder Baden, Rheinland-Pfalz und Württemberg-Hohenzollern ausgearbeitet worden. – Ein eigenständiger „Bildungsplan für die Volksschulen in Baden-Württemberg“ erscheint dann 1958.

Zur Konsolidierung der Unterrichtsverhältnisse in den einzelnen Orten tragen auch neu entstehende Schulhäuser bei. Oft werden zugleich auch Lehrerwohnungen erbaut. Schulrat Eßlinger und sein Nachfolger, Schulrat Martin Haar (ab 1955), haben häufig mit Bauberatungen, Zuschußgenehmigungen und Einweihungen von Schulgebäuden zu tun.

Fortsetzung folgt

Kamille

(*Matricaria chamomilla*)



Die echte Kamille mit ihren hängenden weißen Strahlblüten unterscheidet sich von der Falschen (*M. inodóra*), geruchlosen Kamille durch ihren hohlen und kegelförmigen, gelben Blütenboden. Die Strahllose Kamille (*M. discoidea*) ist viel kleiner und hat keine weißen Strahlblüten, duftet aber ähnlich wie die echte Kamille, die ganz dünne, vielverzweigte Blätter hat, während die andern Arten, auch die der stinkenden Hundskamille, breitflächiger sind. Wie die Margerite und das Gänseblümchen gehören die Kamillen zu den Korbblütlern. Die vielfache Verwendung der Echten Kamille, die aus dem östlichen Mittelmeergebiet kommt, dürfte bekannt sein. Kamillen wachsen gern in Feldern, an Wegrändern und auf Schutthalden.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 29

30. September 1982

Nr. 9

Die Galluskirche und der Fronhof zu Truchtelfingen

Von Fritz Scheerer

Vor 250 Jahren, im Jahre 1732, wurde die Truchtelfinger Pfarrkirche, ein schlichter Saalbau mit Rechteckfenstern, erbaut. Der mächtige Westturm stammt aber von einer Vorgängerkirche und ist im Kern noch gotisch. Die Kirche steht am Nordostende der alten Dorfstraße. Umgeben wird sie von einem ummauerten Kirchhof (Friedhof). Der einfache Saalbau der dem Hl. Gallus geweihten Kirche wird im Westen überragt von einem viereckigen, oben ins Achteck übergehenden massigen Turm mit niederem Zeltdach. Das Langhaus mit seinen viereckigen Fenstern stammt aus dem Jahr 1732.

Das Innere ist hübsch getäfert und hat eine flache Felderdecke aus der Erbauungszeit. Die hölzernen Emporen stehen auf zierlichen Säulen. Sie wurden erbaut durch „Jo. Mich. Romminger, Zimmermeister in Ebingen 1739“, wie an der Brüstung zu lesen ist. Die Kanzel ist in ähnlichem Stil, während der Taufstein noch aus gotischer Zeit stammen dürfte (s. Bild). Im Kirchensatz befindet sich ein hübscher Kelch aus vergoldetem Silber mit der Aufschrift „Druchtelfingen 1738“. Wegen Einsturzgefahr mußte der Turm 1951 ganz mit Zement ummantelt werden.

In der Nähe der Kirche „am Bach“, von Hof und Garten umgeben, liegt das 1832 erbaute stattliche Pfarrhaus, ein schöner Fachwerkbau mit Kurzwalmdach. Die Pfarrscheuer im großen Pfarrgarten wurde abgebrochen, während die Zehntscheuer erhalten blieb.

Truchtelfingen erscheint erstmals im Jahre 950 als Truchtalvinga in einer Urkunde Otto des Großen, ausgestellt in der königlichen Pfalz am 1. Januar 950, im 14. Jahr der Regierung Ottos (936 – 973). Der Name des Orts ist vom Personennamen Truchtolf abgeleitet. Die Siedlung Truchtelfingen dürfte aber schon im 7. Jahrhundert bestanden haben, wie 1893 die reich ausgestatteten Reihengräber eines Alamannenfriedhofs am Nordrand des damaligen Dorfes beweisen. Die Gründung des Ortes dürfte nach Jänichen spätestens im 5. Jahrhundert erfolgt sein.

Das ebenfalls vorwiegend St. Gallische Frommern wird schon 793 in einer St. Gallischen Urkunde erwähnt, in der auch Tailfingen, Lautlingen, Pfeffingen, Zillhausen, Laufen usw. genannt werden, als das Kloster St. Gallen in diesen Orten Besitz erhielt. 1228 wird zu Frommern erstmals die Kirche urkundlich erwähnt. Auch sie trägt den Namen nach dem frommen Mönch St. Gallus aus Irland, der der Überlieferung nach etwa um 641 gestorben ist. Aus dieser frühen Zeit wird auch die Truchtelfinger Kirche eine Vorgängerin gehabt haben. Wie diese ausgesehen hat, wissen wir nicht. War es eine Holzkirche oder war sie schon ein Steinbau? Da Truchtelfingen zu den Besitzungen des schon früh bedeutenden Klosters St. Gallen gehörte, so dürfte die Stiftung der ersten Kirche mit dem Patrozinium des Hl. Gallus von diesem Kloster ausgegangen sein (s. oben). „Indem man eine Reliquie des Klostergründers Gallus im Hochaltar der Kirche bestattete, war die Kirche der Ort und seine Einwohner dem Schutz des Klosters und der Schirmherrschaft des Heiligen unterstellt.“

Kaiser Otto bestätigte 950 eine Schenkung seines Sohnes Herzog Luitolf und dessen Gemahlin, Jda, die diese zum Heil „unserer“ Seelen und für den verstorbenen Herzog Hermann (II. von Schwaben) an die Kirche auf der Insel Sintliczesouwe, d. h. dem Kloster

Reichenau, zu Ehren der Maria gemacht haben (s. auch Heimatk. Blätter Februar/März 1981). Dabei wird u. a. auch zum ewigen Eigentum des Klosters gegeben, was immer er in dem Dorf Truchtelfinga besitzt. Später ist über Besitz des Klosters Reichenau in Truchtelfingen nichts mehr bekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese Güter von Reichenau an St. Gallen vertauscht worden, was dann im 12. und 13. Jahrhundert den größten Teil von Truchtelfingen besaß, hier einen Maier auf dem Fronhof einsetzte und einen Vogt bestellte.

In die Verwaltung des klösterlichen Besitzes von St. Gallen gewinnt man durch einige Zinsregister aus der Mitte des 14. Jahrhunderts einen gewissen Einblick. Zu dieser Zeit war der Besitz eingeteilt in „Kurien“, die unter einem Verwalter standen. Die obere Verwaltung für den Truchtelfinger und anderen Besitz befand sich in Radolfzell, in der „Celle“, so daß man also nicht direkt mit dem Kloster abrechnen mußte.

Zur Kurie Truchtelfingen gehörten 15 „mansus“, Höfe (Vollhuben), zur Hälfte „buringeshube“ und zur Hälfte „plani“. Diese lagen aber nicht alle in Truchtelfingen, auch z. B. in Tailfingen. In Pfeffingen und Truchtelfingen bezahlte die Schenke, Herberge (Taverne), je einen Frischling (WUB 5,898 ff.). Jede „buringeshube“ gab an Walpurgis zwei jährige Schafe, ungeschoren und 12 „Maß“ und einen Krug Honig, an Weihnachten ein Schwein im Wert eines Schillings. Die Untertanen hatten außerdem das Heugras zu mähen und zu dörren und die Erntearbeit zu tun, zu pflügen, das Korn zu dreschen und nach der Cella zu führen. Die plani mansus mußten dasselbe leisten und dazu noch 4 1/2 Malter (1 M. = etwa 270 Liter) geben. Jedes Haus gab einen Schilling.

Im 14. Jahrhundert waren dann die Fronen und Naturalabgaben außer den Getreidegülden durch Geldgaben abgelöst. Das Kloster überließ den Fronhof bald einem Pförtner zur Nutzung auf eigene Rechnung, der ein Viertel des Ertrages abliefern mußte. Allmählich entglitt dem Kloster im 14. Jahrhundert sein hiesiger Besitz. Über die wichtigsten Dinge wußte man im Kloster bald nicht mehr Bescheid. Nicht einmal die Verpfändung des Fronhofes ist dort bekannt geworden. Ein Bericht sagt in einem Nachsatz: „Der Herr Graf von Zolr (-Schalksburg) sagt, daß die beiden Höfe in Flumern (Frommern) und Truchtelfingen ihm von dem Herrn Abt und dem Herrn von Wartenberg schon seit 10 Jahren für 100 Mark verpfändet seien“. 1370 besaßen die Zollern-Schalksburg die beiden Höfe als St. Galler Lehen (MZ 1,124) und verkauften sie mit der ganzen Schalksburgerschaft 1403 an Württemberg.



Taufstein und Altar

Der Zehnt stand um 1200 dem St. Galler Pförtner zu (portzehende – der Name stammt von Pförtner), später bezog ihn die Pfarrei. Groß-, Klein-, Noval- und Heuzehnt zog im 16. und 17. Jahrhundert, also sämtliche Zehnten, Württemberg ein und gab dem Pfarrer daraus eine Abfindung.

Im Jahr 1462 ist St. Gallus als Kirchenheiliger bezeugt. Das Kloster hat sehr wahrscheinlich im 9. Jahrhundert die Galluskirche (wie in Frommern) gegründet und übte bis zur Reformation das Recht der Präsentation der Pfarrei aus. Urkundlich nachgewiesen ist erstmals 1313 ein Leutpriester Hermann. Die Pfarrei wird bereits 1275 im Liber decimationis, dem Steuerbuch des Bistums Konstanz, erwähnt. Neben Einkünften aus wenigen eigenen Gütern und dem Widum bezog sie Zehnten zu Truchtelfingen, zu Tailfingen, zu Ebingen und zu Margrethausen. Der Truchtelfinger Hundshof ist der alte St. Galler Fronhof. Zu ihm gehörte die Breite. Um 1300 war er an den Keller verliehen, später als Lehen an Bauern ausgegeben. Die St. Galler Fronhofverfassung war also, wenigstens zum Teil, außer Kraft gesetzt.

Nach einem Bericht von 1717 gab es in Truchtelfingen 324 evangelische Einwohner und eine katholische Familie, insgesamt 372 Seelen. Von der Kirche und dem Pfarrhaus heißt es darin: Kirche soll die Heiligenvogtei, „das Pfarrhaus und Scheuern und Ställe darin die Verwaltung erhalten“, und weiter „aber es fehlt in allem bisher. NB. Es bezeugt der Magistrat und ganze Bürgerschaft, daß die Kirche schon längst eingefallen wäre und beide Längsmauern, worauf der Tachstuhl steht, samt dem Chor zusammen getätscht wären, wenn ich Pfarrer M. Bregentzer (1712-1718 in Truchtelfingen) nicht beobachtet hätte, wie die Mauern der Länge nach hinunter 2, 3 Schuh weit hereingewichen, und oben die

Tragmauer hinaushängend, in größerer Gefahr des befürchtenden Einfalls bestehen. So ist zwar vorn an der aufrechten Mauer pro forma und zum Schein ein Pfeiler hinaufgeklaut worden, aber an der hauptgefährlichen Mauer, da auch noch zwei solche Pfeiler sein sollten, keiner aufgerichtet worden, also notwendig der Einfall erfolgen wird. Der gespaltene Turm, die gespaltene Chormauer und Schwibbogen, wie auch das Gewölbe in der Sakristei, so vom Donnerklapf des darin schlagenden Wetters sind zerschmettert, gespalten und allenthalben lotter, und rühren die Mauern von anschlagendem Regenwetter und reißenden Winden herunder, ja läuft das Wasser durch herein . . . " Mit dem Pfarrhaus steht es nach dem Protokoll auch nicht besser: „und ist das Pfarrhaus und die Studierstube unten am Boden ob dem Kuhstall samt anderen Stuben sehr baufällig“.

Selbst wenn man den armen Truchtelvingern von der Heiligenvogtei 3000 fl. gäbe, „so könnten sie es doch nicht zu nutz machen oder anlegen, jetzt etwas zu bauen“, klagt Bregentzer in einem Bericht. Sie alle zeichnen die wirtschaftliche Lage des Dorfes. Erst 1732 ist es dann so weit, daß in der dem Hl. Gallus geweihten Kirche ein einfacher Saalbau erstellt werden konnte. Der dem St. Gallischen Turm in Frommern ähnliche Turm wurde einigmaßen ausgebessert.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Truchtelvingen erscheint etwa um 1200 in einem Verzeichnis St. Gallischer Patronatspfarreien. Das Kloster St. Gallen hatte die Pfarrstelle zu besetzen. 1275 hat nach dem Liber decimationis der Truchtelvinger Pfarrer zugleich auch die Pfarreien Roßwangen, Aggenhausen und Fronstetten inne („Pfründenanhäufung“). Die Truchtelvinger Kirche dürfte wie die Frommerner Kirche bald nach 800 dem Heiligen Gallus geweiht worden sein. Von ihren Anfängen wissen wir aber nichts, sind also rein auf Vermutungen und Vergleiche mit anderen Kirchen angewiesen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg heißt es: „Die Kirche ist ganz ausgehauen und das Pfarrhaus, Pfarr- und Zehntscheuer übel in Verderben gebracht worden“. Unter den Magistern Ludwig Adam Müller (1718-1731) und Joh. Jak. Jaiser (1731-1757) wird 1732 ein einfacher Saalbau erstellt.

Der „Kirchhof“ gehörte zum festen Teil des Dorfes, und die Kirche wird in das Verteidigungssystem einbezogen. Bei ihr ist dies heute noch einigermaßen ersichtlich. Sie steht auf der Anhöhe am Dorfende (s. auch Frommern), wo die kleinen Häuser auf der Südseite der Kirchhofsmauer sich an die Kirche schmiegen. Vielleicht ist der feste Kirchturm als „Bergfried“ eine feste Zuflucht gewesen wie der Balingener Friedhofskirchenturm.

ungen seines Ministeriums zu sprechen. Er findet grundsätzlich viel Zustimmung und zeigt sich sehr offen für Bedenken zu Einzelheiten der praktischen Durchführung.

Im Februar 1965 referiert Oberschulrat Haar bei einer Besprechung für Schulleiter, Bürgermeister und Verwaltungsakteure im Saal des Gasthauses „Brücke“ in Endingen über die „Einführung der Hauptschule, des 9. Schuljahres und der Nachbarschaftsschulen“. In der sehr ernsthaften Debatte wird anschließend von den Verwaltungsakteuren im Namen ihrer Landgemeinden die Befürchtung geäußert, diese Reform werde sich nicht zur Förderung, sondern zum Schaden der Dorfbevölkerung auswirken. Man müsse doch damit rechnen, daß die kleinen Orte ihre ansässigen Lehrer und damit die Stützen der Kultur verlieren, daß auch die Kinder ihrem Heimatort entfremdet werden und nach dem Besuch auswärtiger Schulen einen gehobenen Beruf in der Stadt ergreifen. Gerade die Dorfwelt mit ihren komplexen Anforderungen brauche aber fähige, begabte Leute.

Der Minister schreibt in einer Informationsschrift vom Januar 1966 so:

„Der regionale Bildungsunterschied zwischen Stadt und Land soll gemildert, das soziale Bildungsgefälle zwischen den einzelnen Bevölkerungskreisen möglichst beseitigt und die Chancengleichheit der Mädchen verwirklicht werden. Vor allem unter den Arbeiterkindern, in bäuerlichen Familien und unter den Mädchen sind begabte junge Menschen, die zum Abitur oder zu einem mittleren Abschluß geführt werden können, noch in beträchtlichem Umfang vorhanden. Eine vom Kultusministerium veranlaßte wissenschaftliche Untersuchung im Odenwaldgebiet hat dies bestätigt. Es wird angestrebt, bis 1980 die Zahl der Abiturienten auf etwa 15 % und die Zahl der Absolventen mit mittlerem Abschluß auf etwa 40 % eines Altersjahrganges zu steigern“ (Bildungswege in Baden-Würt., S. 1).

Meldung vom Jahr 1980: Die Zahl der Abiturienten sind 18 % des Jahrganges.

Die Schulaufsicht im Bezirk Balingen in der schulgeschichtlichen Entwicklung

Von Dipl.-Päd. Adolf Klek Fortsetzung

Bezirksschulversammlungen werden wieder abgehalten. Auf Anweisung des Oberschulrats Tübingen führt Schulrat Haar in den Jahren 1956 und 1957 an allen Schulen wieder eine Hauptprüfung im Sinne früherer Ordnung durch. Seit der Gründung des Bundeslandes Baden-Württemberg als Zusammenschluß der vorigen Länder Württemberg-Baden (amerikanisch besetzt), Südbaden und Südwürttemberg-Hohenzollern (beide französisch besetzt) im Jahre 1953 innerhalb der jetzt souveränen Bundesrepublik Deutschland gibt es bei der Stuttgarter Landesregierung ein Kultusministerium mit mehreren Abteilungen und beim Sitz der Regierungsbezirks-Verwaltung als regionale Zwischeninstanz je ein Oberschulamt in Stuttgart, Karlsruhe, Freiburg und Tübingen.

Allerlei Wechsel im Amt

Mit den steigenden Schülerzahlen durch stärkere Geburtsjahrgänge und mit der Normalisierung der Schulverhältnisse vermehrt sich im Schulbezirk auch die Zahl der Lehrer. Dementsprechend reicht die Besetzung des Bezirksschulamtes mit einem Schulrat und einer Verwaltungsangestellten nicht mehr aus.

Der Ernennung von Schulrat Dr. Julius Keuler zum zweiten Schulaufsichtsbeamten im Jahre 1963 muß dann auch noch im selben Jahr ein Umzug in mehr Räume erfolgen, und zwar in die untere Etagenwohnung des Gebäudes Paulinenstraße 6, an dessen Stelle heute ein Erweiterungsbau der Kreissparkasse entsteht. Für die zweite Verwaltungsangestellte, die 1964 eintritt, muß dann allerdings schon im Wartezimmer ein Arbeitsplatz gerichtet werden. Doch auf 1. 2. 1966 kann ein Umzug in eine größere ehemalige Wohnung im Gebäude des Gesundheitsamtes, Beckstraße 5, erfolgen.

Inzwischen hat sich die offizielle Bezeichnung der Dienststelle geändert. Statt „Bezirksschulamt“ heißt sie ab 1. April 1965 „Staatliches Schulamt“.

Im Zusammenhang mit der Pensionierung von Schulrat Haar treten weitere personelle Veränderungen ein. In die Räume an der Beckstraße ziehen ein: Oberschulrat Dr. Keuler als Amtsleiter, Schulrat Paul Frankenhauser und die Verwaltungsangestellten Frieda Stahl und Hannelore Schlegel.

Schon 1967 gibt es wieder Wechsel in der Personalbesetzung. Anstelle des verstorbenen

Oberschulrat Dr. Keuler übernimmt Oberschulrat Frankenhauser die Amtsleitung. Schulrat Hauser kommt als zweiter Beamter ins Staatliche Schulamt. Frau Stahl wird nach dreißigjähriger Dienstzeit in den Ruhestand verabschiedet.

Der Ruf nach Bildungsreformen

Mit Beginn der Sechzigerjahre erwacht in der ganzen westlichen Welt ein neues, intensives Interesse an Bildungsfragen, das dem Aufbruch zu mehr Bildung in der Zeit der Reformation vergleichbar ist.

Was dazu führt, sind die anschwellenden Geburtenzahlen, die sich steigernde Konjunktur der Wirtschaft, die Ausweitung der Wissenschaft mit Betonung der Tatsachenforschung, die rasche Zunahme des Wissens überhaupt und das aus dem allem erwachsende Bedürfnis nach dem Herrwerden über solche Erscheinungen und ihre Folgen. Die Chancen des Menschen zur Selbstentfaltung scheinen sich zu vermehren, wenn seine Emanzipation aus alten Zwängen und Vorstellungen verwirklicht wird und zur Entwicklung seiner Fähigkeiten von frühester Kindheit an Initiativen ergriffen werden.

Bildungsforschung, Bildungsplanung und Bildungspolitik werden international brennend aktuell. Weil unser Schulsystem im internationalen Vergleich zu wenig Erfolge bringe, spricht der Philosoph Georg Picht 1963 von der deutschen Bildungskatastrophe.

In Baden-Württemberg präsentiert 1964 der Ministerpräsident K. G. Kiesinger nach den Landtagswahlen Prof. Dr. Wilhelm Hahn als neuen Kultusminister und kündigt einen großangelegten Ausbau des Bildungswesens an. Zur Verwirklichung dieser Absicht trägt das neue „Gesetz zur Vereinheitlichung und Ordnung des Schulwesens“ (Mai 1964) bei, das die Einrichtung der Hauptschule als neue, auf der Grundschule aufbauende Schulart neben Realschule und Gymnasium vorsieht. Es wird ein Schülerbeförderungssystem geschaffen, das die Dorfkinde kostenlos an zentrale Schulorte bringt, wo Hauptschulen mit Jahrgangsklassen bestehen.

Am 23. 1. 1965 kommt Kultusminister Prof. Dr. Hahn persönlich mit seinem Referententab nach Balingen, um in der Aula der Berufsschule vor Schulleitern, Bürgermeistern und Elternvertretern über seine Ziele und die Plan-

Zugleich Lehrermangel

Nach gründlicher Vorarbeit mit Erhebungen bei den Staatlichen Schülern erfolgt 1966 die Veröffentlichung vom „Schulentwicklungsplan I“, der den Ausbau des allgemeinbildenden Schulwesens im Lande zum Ziele hat. Gleichzeitig soll er auch eine zweckmäßige Ausnutzung von Schulbauten und Sportstätten ermöglichen und einen ökonomischen Einsatz der Lehrer sichern.

Denn im Lande herrscht in diesen Jahren wegen der rapide steigenden Schülerzahlen ein beträchtlicher Lehrermangel. Die Zahl der Absolventen der Pädagogischen Hochschulen (als Fortentwicklung der Pädag. Institute 1962 gegründet) reicht längst nicht aus, um die jährlich neu zu bildenden Schulklassen mit Lehrern zu versorgen und die wegen Mutterschaft ausscheidenden Lehrerinnen zu ersetzen.

Schon 1963 werden wie in anderen Bundesländern bisherige Hausfrauen mit entsprechender allgemeiner Schulbildung in Kurzlehrgängen zu „Aushilfslehrerinnen“ ausgebildet und in bestimmten Grundschulklassen eingesetzt. Im Bezirk Balingen können auf diese Weise etwa ein Dutzend Lehrkräfte gewonnen werden.

Lehrer, die zur Pensionierung anstehen, werden häufig durch die Schulleiter ermuntert, noch länger im aktiven Schuldienst zu bleiben. Für sie und für Lehrer, die „Überstunden“ erteilen, wird eine angemessene Vergütung angeboten. Dies alles bringt aber auch im Balingener Bezirk nur eine schwache Linderung des Lehrermangels. Er wirkt sich vor Ort sehr einschränkend auf die praktische Umsetzung der Reformimpulse aus.

Organisatorischer Ausbau

Die einschneidenden Reformen und Ausbaumaßnahmen, die mit der Verwirklichung des Schulentwicklungsplanes I einsetzen, und für etwa ein Jahrzehnt zur Bildungspolitik der Landesregierung gehören, sind auf Schul-

amts- und Kreisebene vom Amtsleiter Frankenhauser zu vertreten.

Ab April 1966 wird das 9. Schuljahr für alle Schüler Pflicht. In Verbindung damit wird bundeseinheitlich der Schuljahresbeginn von April auf August umgestellt, erstmals gültig zum 1. 8. 1967. Pädagogische Gründe und die Angleichung an andere europäische Länder werden als ausschlaggebend für diese Umstellung genannt. Baden-Württemberg führt im Zwischenraum zwei Kurzschuljahre durch: 1. 4. 1966 - 30. 11. 1966 und 1. 12. 1966 - 31. 7. 1967.

Der Bedarf an Lehrern für das hinzugefügte 9. Schuljahr verstärkt das Defizit an Lehrerstunden. Es müssen große Klassen gebildet und Fachabteilungen aus mehreren Klassen zusammengefaßt werden (Grundschulklassen mindestens 36 Schüler). Die Durchführung von Neuerungen für die Eigenart der Hauptschule wird durch die Lehrerversorgung behindert, so die A- und B-Kurse für Deutsch und Mathematik, auch die Arbeitsgemeinschaften. Der Englischunterricht wird planmäßig aufgebaut.

Zum Beginn des nächsten normaldauernden Schuljahres nach den Sommerferien 1967 werden für den Schulamtsbezirk Balingen 65 weitere Lehrer benötigt, davon etwa die Hälfte für neu zu errichtende Stellen. Das Oberschulamt kann aber nur 31 Lehrkräfte zuweisen.

In Verwirklichung des Schulentwicklungsplanes entstehen Nachbarschaftsschulen: Gruppe A I mit allen Jahrgangsklassen der Hauptschule in Balingen/Sichelschule mit Ostdorf, Balingen/Längenfeldschule mit Heselwangen, Engstlatt mit Endingen und Erzingen, Meßstetten mit Hossingen. Gruppe A III mit einem Teil der Schuljahrgänge, meist 9. Schuljahr, ab 1. 12. 1966 in Dotternhausen, Frommern, Nusplingen, Rosenfeld und Schömberg.

Die Zusammenführung von Schülern aus unterschiedlichen Bekenntnisschulen muß zunächst noch von einer Elternabstimmung über die Schulform im dadurch entstehenden neuen Schulbezirk abhängig gemacht werden. Es ergeben sich Schwierigkeiten, wenn benachbarte Orte von unterschiedlichem Bekenntnis geprägt sind, so bei Roßwangen (kath.) mit Weilstetten (ev.) oder Obernheim (kath.) mit Unterdigisheim und Tieringen (ev.). Erst die Aufhebung der Bekenntnisschulen im Sinne einer Vereinheitlichung aller Schulen als christliche Schulen bringt nach einem Landtagsbeschuß im Februar 1967 für solche Fälle Erleichterung.

Es entstehen im Kreis Balingen aus den bisher vorhandenen 54 Schulen (davon 20 Schulen ein- oder zweiklassig) 13 Nachbarschaftshauptschulen und acht selbständige Hauptschulen. An jedem Ort verbleibt mindestens die Grundschule. Nur die allzuleine Schule in Burgfelden und die Bismarckschule in Tailfingen werden ganz aufgelöst.

Zu den Sonderschulen für lernbehinderte Kinder und Jugendliche in Ebingen und Balingen treten noch solche in Meßstetten und Tailfingen hinzu. Neu gegründete Realschulen dieser Jahre sind die Realschulen in Balingen, Meßstetten, Winterlingen und Schömberg.

Lehrer für die Real- und Sonderschulen werden dadurch gewonnen, daß Grund- und Hauptschullehrern besondere Studiengänge an Pädagogischen Hochschulen zur Weiterbildung unter günstigen finanziellen Bedingungen angeboten werden.

In das ereignisreiche Jahr 1966 fällt auch noch die Einführung einer neuen Prüfungsordnung für die zweite Lehramtsprüfung der Grund- und Hauptschullehrer. Diese Prüfung schließt die praktische Ausbildung ab, die auf das Studium mit zwei fachwissenschaftlichen Schwerpunkten folgt.

Die schulpraktische Ausbildung als sogenannte II. Phase des Lehrestudiums ist vom jeweiligen Staatlichen Schulamt für die Junglehrer seines Bezirks zu organisieren. Es werden dementsprechend im Kreis einige „Hauptseminare“ und „Fachdidaktische Seminare“ mit Seminarleitern aus der Lehrerschaft eingerichtet.

Lehrplan-Reform

Dem äußeren Ausbau des Schulwesens muß eine innere Ausrichtung gleichlaufen. Für die Hauptschulen erläßt das Kultusministerium im Juli 1967 „Vorläufige Arbeitsanweisungen“. Nach Jahren der Erprobung sollen sie die Gestalt eines Bildungsplanes annehmen. Bei Abstimmung mit den Berufsschulen soll in der Hauptschule zunehmend die „Hinführung zur modernen Arbeits- und Berufswelt“ angestrebt werden. Der Weg zu höheren berufsbezogenen Studiengängen wird geöffnet. Aber auch auf die Durchlässigkeit zu Realschule und Gymnasium wird geachtet.

Mit dem Erscheinen des Buches von S. B. Robinsohn „Bildungsreform als Revision des Curriculum“ beginnt im selben Jahr in der Bundesrepublik eine grundsätzliche, erwartungsvolle Diskussion über die Möglichkeiten, durch Curricula, d. h. differenzierte Pläne von Unterrichtsstoffen und ihrer Vermittlungsweise, die Bildung der jungen Generation und damit das Gesicht der künftigen Gesellschaft zu bestimmen und zu verändern.

Mit großem Aufwand wird an der Curriculumreform gearbeitet. Die Beschäftigung mit der Konstruktion, Erprobung, Vorstellung und Verwirklichung neuer Lehrpläne gehört seither zum Alltag der Lehrer und der Schulräte. Der wohl bekannteste Wortführer für eine Verbesserung der Grundschularbeit, Prof. Erwin Schwartz aus Frankfurt, spricht im Februar 1970 auf einem Lehrertag der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in Balingen zum Thema „Funktion und Reform der Grundschule“. Die Stadthalle ist mit Lehrern aus dem Kreis dicht besetzt.

Auf einer Bezirksschulversammlung, die nach langjähriger Pause wieder einberufen wird, hören die Lehrer im November 1971 Ministerialrat Pöndl vom Kultusministerium Stuttgart zum Thema „Chancengleichheit für unsere Kinder“. Im Anschluß an diese Bezirksschulversammlung findet die nach dem Landespersonalvertretungsgesetz vorgeschriebene Personalversammlung für die Lehrer statt.

Das Jahr 1971 bringt auch einen besonders viel Erregung in der Elternschaft erzeugenden Neuanfang innerhalb der Lehrplanreform: die neue Mathematik mit Einschuß der Mengenlehre. Das Staatliche Schulamt hat eine landesweit groß angelegte Ausbildungsaktion für diejenigen Lehrer in seinem Bezirk zu organisieren, die im Schuljahr 1972/73 bei den Erstklässlern mit der Einführung dieser neuen Unterrichtsinhalte beginnen müssen. Im Schulamtsbezirk werden fünf regionale Arbeitsgemeinschaften mit insgesamt 130 Teilnehmern gebildet, die an 15 Nachmittagen während des Schuljahres zusammenkommen. Einige Schulleiter haben sich als „Multiplikatoren“ für die Leitung dieser Kurse ausbilden lassen. In den nachfolgenden Jahren werden Mathematikurse für andere Lehrer der nächsten Klassenstufen durchgeführt.

Schulentwicklungsplan III

Nach dem Schulentwicklungsplan II für die beruflichen Schulen tritt der Schulentwicklungsplan III für die Grundschulen im August 1973 in Kraft. Er will die Startphase im Bildungsgang des Kindes verbessern. Die hohe Bildsamkeit der ersten zehn Lebensjahre soll mehr ausgenutzt werden.

Die Grundschulreform will auch die bereits angelaufenen Versuche zur Verbesserung der vorschulischen Erziehung in den Kindergärten berücksichtigen. Lerninhalte, Lernziele und Methoden des Grundschulunterrichts werden erneuert (z. B. Sachunterricht statt Heimatkunde), Stütz- und Förderstunden für kleinere Schülergruppen werden vorgesehen.

Weil auch für die Grundschule grundsätzliche Jahrgangsklassen anzustreben sind, entstehen Nachbarschafts-Grundschulen. Als selbständige Grundschulen hören zu existieren auf die Schulen in Hausen a. T., Ratshausen, Weilen u. d. R., Zimmern u. d. B., Dormettingen, Dautmergen, Täbingen, Brittheim, Bickelsberg, Erlaheim, Binsdorf, Heselwangen, Erzingen, Roßwangen, Unterdigisheim, Heidenstadt, Margrethausen, Kaiseringen.

In einigen Fällen belegt die Nachbarschaftsschule das bisherige Schulhaus mit ausgelagerten Klassen.

Kreisreform und Schulbezirksreform

Mit dem Ende des Jahres 1972 hören die seitherigen Landkreise in Baden-Württemberg zu bestehen auf. Seit dem 1. 1. 1973 gibt es den Zollernalbkreis, dessen Verwaltungssitz Balingen ist.

Die meisten Gemeinden des früheren Kreises Hechingen kommen jetzt zum Zollernalbkreis, der vom Altkreis Sigmaringen noch die Gemeinden Benzingen, Harthausen a. d. Scher, Straßberg, Kaiseringen und vom Altkreis Stockach die Gemeinden Hartheim und Heinstetten erhält. Schörzingen wechselt vom Altkreis Rottweil über. Zur Angleichung an diese Regelung der Kreisreform wird dem Staatlichen Schulamt Balingen ab Januar 1974 die Zuständigkeit für das ganze Gebiet des Zollernalbkreises übertragen. Das Staatliche Schulamt Hechingen hört auf zu bestehen. Der bisherige Amtsleiter in Hechingen, Schulamtsdirektor Siegel, tritt zum Jahresende 1973 in den Ruhestand. Der zweite Beamte, Oberschulrat Lenner, und zwei Sekretärinnen ziehen mit allen Akten des Hechinger Schulamtes im Januar 1974 um in die Räume und zu den Kollegen des Balinger Amtes. Hier war wenige Monate vorher eine weitere Stelle für einen sogenannten Ausbildungsschulrat errichtet und besetzt worden. Eine starke Steigerung der Lehrerstellenzahl brachte außerdem noch die Schaffung einer fünften Schulratsstelle.

Die räumliche Unterbringung aller Personen kann nur durch bauliche Veränderungen mit Einbeziehung von kleinen Zimmern im Dachgeschoß bewältigt werden. Die Arbeitsmöglichkeiten sind dennoch durch die Enge beeinträchtigt. Am Jahresbeginn 1974 unterstehen der Aufsicht des Balinger Schulamtes an 30 Schulorten des Zollernalbkreises 69 Schulen im Grund- und Hauptschulbereich, 10 Realschulen, 12 Sonderschulen mit insgesamt 950 staatlichen Lehrkräften.

Immer noch können die Schulen im Schulbezirk wegen Mangel an Lehrpersonen nicht so viel Unterricht anbieten, wie im Lehrplan vorgesehen ist. Das Kultusministerium wendet zur möglichst gerechten Versorgung der Schulen mit Lehrerstunden zum Beginn des Schuljahres 1974/75 erstmals den sogenannten Lehrerstunden-Koeffizienten an. Schülerzahl mal Koeffizient ergibt das Lehrerstunden-Soll, das erreicht werden dürfte, aber im Landesdurchschnitt immer noch um etwa 10 % unterritten wird.

Erst im Schuljahr 1980/81 kann im Zollernalbkreis am Stichtag der Statistik rein rechnerisch an den Grund- und Hauptschulen vom Wegfall des Lehrerstundendefizits gesprochen werden. Krankheits- und Mutterschutzfälle lassen aber während des Schuljahres immer wieder Lücken entstehen.

Drei Schüsse in das Kruzifix

Aus der „Chronika Derer von Zimmern“

Auf dem kleinen Friedhof von Stetten bei Hechingen, einen Kilometer südwestlich des Ortes, da wo später nach dem bösen Ereignis die Heiligkreuzkapelle errichtet wurde, stand ursprünglich ein Bildstock mit einem Kruzifix. Die Kapelle in der Südwestecke des schön angelegten Friedhofes ist sehr instandsetzungsbedürftig. Sie hat noch gute Maßwerfenster der Spätgotik mit Fischblasenmustern. - Nach der „Chronik Derer von Zimmern“ soll sich dort unter dem Grafen Jos Niklas, der von 1443-1488 auf dem Zollern saß, folgendes zugetragen haben:

Der alte Graf Jos Niklas von Zollern, den man wegen seines Lieblingsschwures den „Natterer“ nannte, hatte einen reißigen Knecht und treuen, lieben Diener aus gutem bürgerlichen Geschlecht, namens Wilhelm. Dieser wußte vom Hörensagen oder hatte er es irgendwo gelesen, vielleicht hatte es ihm auch der Böse eingegeben, daß, wer in der Karwoche die vier Passionen höre und auf einem

Bein stünde, solange sie gelesen werden, daraufhin drei Schüsse mit einem Pfeil auf ein Kruzifix abgebe, der könne mit einem solchen Pfeil keinen Schuß mehr fehlen, sondern treffe alles, wonach er ziele. Diese Anweisung hatte Wilhelm sich überlegt und dabei gedacht, welch nützlicher Knecht er alsdann seinem Herrn sein könnte. Deshalb beschloß er es zu probieren.

Als die nächste Karwoche kam, hörte er die vier Passionen in der Kirche zu Stetten im Kloster und stand dabei auf einem Bein, wie die verfluchte Kunst verlangte. Darauf ging er insgeheim hinaus an den Ort, wo jetzt die Kapelle steht, zum Heiligen Kreuz genannt, und damals nur das Bildstöcklein stand mit einem Kreuz und dem Erlöser daran. In dieses

Kruzifix schoß er mit seinem Bogen dreimal. Nach dem dritten Schuß aber begann der Erlöser zu bluten, und er konnte seinen Pfeil nicht mehr herausziehen. Angst und Furcht pöckte ihn, und er bedachte, freilich zu spät, was er getan. Wilhelm ging in großem Kummer heim und sagte nichts von seinem Abenteuer.

Nun kam zufällig oder aus Fügung des allmächtigen Gottes an diesem Tag eine gute, alte, fromme Frau zu diesem Bildstock, um ihr Gebet hier zu verrichten. Die sah den Pfeil in dem Bilde, und daß es so stark blutete. Sie erschrak heftig und ging auf dem nächsten Weg nach Hechingen, um es den Amtleuten anzuzeigen. Diese meldeten es unverzüglich dem Grafen. Schluß folgt

Erhellung und Fundierung, dem Schauenden und Ahnenden wird bereits die Namensgebung Ammoniten nach einer Gottheit der Antike viel sagen. Ammon oder Amun war der Sonnengott und der König der Götter des altägyptischen Theben. Ich möchte schließen mit Gedanken, die ich in Sprache faßte, als ich ein Ammonitenstück betrachtete:

Ein Ammonit

- Geschaffen, gewandelt, Zeuge seiner Zeit -

Vergangene Zeiten
Jahrmillionen zurück,
zu Stein geworden,
Ammonitenstück.

Ich schaue dies Leben
wie Fühler der Erde,
gebannt in das Damals
und zugleich ein Werde.

Erregende Sprache
des stummen Gesteins,
wortlose Frühe
Land und Meer eins.

Aus der Zeit in den Raum
Zauber und Tausch,
neben Raketen
Fossilienrausch.

Geöffnet ein Spalt
an der Dunkelheit Tor,
das Unergründliche
tritt lautlos hervor.

„Fossilien der Schwäbischen Alb“

von Helmut Hauser

In einer Länge von rund 200 km und einer Breite bis zu 45 km erstreckt sich die Schwäbische Alb von der Hochrheinlandschaft bei Schaffhausen bis zum Rieskessel bei Nördlingen. Scharf ausgeprägt ist ihr Steilabfall gegen das Neckarland im Nordwesten, während der gegen das oberschwäbische Moränenland einfallende Südostrand weniger deutlich in Erscheinung tritt. Die Bausteine dieses gesamten Berglandes haben sich vor etwa 195 bis 130 Millionen Jahren auf dem Grund des großen Jura-Meeres in Gestalt von Schiefen, Tonen und Mergeln, zu dicken Gesteinslagen, verhärteten Sedimenten und zoogenen Massenkalken gebildet.

Die reiche Formenwelt der Schwäbischen Alb ist neben der Eigenart der geologischen und morphologischen Verhältnisse bedingt durch die Lage zwischen den beiden großen europäischen Flußsystemen der Donau und des Rheins und damit des Einzugsbereiches vom Schwarzen Meer und der Nordsee. Die Wasserscheide verläuft teils ober- und teils unterirdisch im Bereich des Nordweststrandes. Den mit scharfen Kanten und starkem Gefälle in den Nordwestrand eingetieften kürzeren Seitentälern des Neckars entsprechen auf der Donauseite vielgewundene längere Talläufe, welche im oberen Teil meist als Trockentäler beginnen. Die großartigsten Formen bietet das schon im Tertiär angelegte Durchbruchtal der oberen Donau. Sie wiederholen sich in den etwas bescheideneren Arten ihrer Seitentäler. Zwischen der Neckar- und Donauseite mit dem stark bewegten Profil liegt die Hochalb. Aufgesetzte Kuppen und Höhenzüge neben diluvialen Tälern geben ihr ein recht bewegtes Profil, so daß die Bezeichnung „Albhochfläche“ nicht zutreffend ist.

Was wir Schwäbische Alb nennen, das sind also die Reste eines gewaltigen Meeresbodens, der durch erdgeschichtliche Revolutionen im Lauf von Jahrmillionen emporgehoben, durchstoßen und durchbrochen wurde. Wandern wir hier, treffen wir allenthalben auf Zeugnisse dieses gewaltigen Geschehens: die Berge und die Felsen, die Steinzacken und -zähne, die schmalen Täler und die vielbesuchten Höhlen. Auch die Versteinerungen, deren kostbarste wohl aus dem Liasschiefer kommen, sprechen von dieser über weite Zeiträume reichenden Erdgeschichte. Die Alb hat vielleicht stärker als andere Landschaften ihre Gezeiten: den Frühling, wenn die Buchenwälder in ihrem ersten zarten Grün aufleuchten und die Anemonen und Kohlräule - die Traubenhyazinthen - blühen, den Sommer, wenn sich über der Hochalb ein klarblauer Himmel spannt, den Herbst, wenn die Laubbäume in den Farben des Abschieds und des Vergehens erglühn. Andere lieben die Alb, wenn sie in Schnee gebettet liegt und die weißen Ebenen und Hügel von Winterwanderern aufgesucht werden.

Das ganz Ferne, von dem uns Millionen Jahre, das Nähere, von dem uns Jahrhunderte trennen, und das Heute lassen sich hier wie nirgendwo sonst zusammen erleben, zusammen schauen. Was aber können wir von einer Landschaft größeres erwarten?

Aber was wäre eine Landschaft ohne ihre Menschen, deren Besonderheiten und Eigenschaften? Dr. Werner Heyd charakterisierte sie einmal so: „Ein hartes, aber dennoch ein fröhliches, ein zähes, aber auch empfindsames, ein kaum redseliges, im Denken aber gründliches, aber geistreich-witziges Völkchen, das darauf

aus war - und sicher ist - nicht nur seine Hände, sondern auch seinen Kopf zu nutzen und aus dem, was es hatte, noch etwas Besseres zu machen.“

Und gerade an dieser Stelle, darf ich, das Großartige dieser Landschaft und ihres reichen Fossilienreiches mit den Menschen in Zusammenhang bringen, die Gaben ausleihen, um die Vielfalt der Formen und die Fülle an Versteinerungen vom Lias alpha bis Malm zeta ihren Mitmenschen zu zeigen, und deren Wissen zu bereichern und Freude und Erstauntsein neu zu wecken.

Reichtum an Fülle, Vielfalt der Formen... Schönheit in der Vergangenheit in die Gegenwart gerettet...! Der Altmeister der Paläontologie, Professor Quenstedt, unterteilte den Jura geologisch in Lias = schwarzer, Dogger = brauner und Malm = weißer Jura. Dabei teilte er die drei Großpakete in je sechs Unterabteilungen ein, denen er griechische Buchstaben gab.

Was nun Kalke, Kalkmergel und Schiefer, Tone und Sandmergel dem Suchenden und Findenden freigaben, ist von erregender Faszination: Ammoniten, Muscheln, Austern, Blemniten, Seeigel und Korallen, ja selbst der Schädel eines Sauriers.

Gewiß bilden Ammoniten das Kernstück. Von jeher haben Funde von Ammoniten, im Volksmunde als Ammonshörner bezeichnet, dem Menschen Bewunderung abverlangt und seine Fantasie erregt. Ammoniten sind fossile Schalen vorzeitlicher Kopffüßler. Die Weichteile dieser ausschließlich im Meer lebenden Tiere sind nur in seltenen Fällen fossil nachweisbar. Die große Zahl der fossil überlieferten Kopffüßler und Cephalopoden mit äußerem Skelett wird in die beiden Überordnungen Ammonoidea und Nautiloidea aufgeteilt. Beide Gruppen unterscheiden sich grundlegend im Innenaufbau der Gehäuse. Von den insgesamt etwa 3000 in der heutigen Literatur unterschiedenen Gattungen hat sich eine einzige in die Gegenwart hinüberretten können. Es ist die in der Südsee vorkommende Gattung Nautilus. Alle anderen sind aus bisher ungeklärten Gründen vor etwa 80 Millionen Jahren ausgestorben. Die meisten Kopffüßler der heutigen Meere sind von ganz anderer Gestalt und besitzen ein Innenskelett. Wohl die bekanntesten unter ihnen sind die eßbaren Tintenfische.

Der Bauplan des Ammonitengehäuses, Anatomie und Lebensweise der Ammoniten, die Entwicklung und Terminologie der Suture oder Lobenlinie und nicht zuletzt der Geschlechtsdimorphismus (= geschlechtliche Zweigestaltigkeit) wecken als Teilbereiche das Interesse des Sammlers und Betrachters. Herkunft und Bedeutung ihrer Funde gewinnen dabei eine

Malve

(*Malva silvestris*)



Von den vier bei uns vorkommenden Malvenarten ist neben der „Käspappel“ (*M. rotundifolia*) die „Roßpappel“ (*M. silvestris*) die häufigste. Die Stengel sind rauhaarig, die Blätter fünf- bis siebenlappig und gesägt. Die fünf- bis siebenlappigen Blätter sind lila und tragen purpurne Längsstreifen. Die Samen liegen eng beisammen zu einem Kreis geordnet im Kelchboden und sehen, vor allem bei der Käspappel, aus wie ein gerillter kleiner Käslaib (Name). Die beiden anderen Arten, die „Sigmarswurz“ (*M. alcea*) und die Moschus-Malve (*M. moschata*), unterscheiden sich nur durch eine hellere Blüte, die im Gegensatz zu den beiden ersten einzeln aus den Blattachsen wächst, und durch die Stengelblätter, die fast bis zum Grund geteilt sind. Kurt Wedler

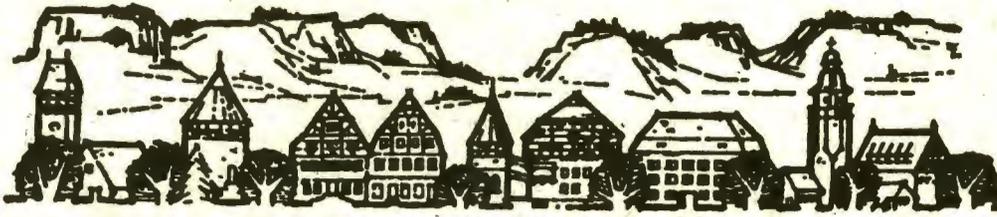
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 29

31. Oktober 1982

Nr. 10

Ortsnecknamen unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

„Gott verhüte, daß das Necken unter den deutschen Landsleuten abkomme, es wäre dies ein übles Anzeichen, daß auch die Liebe unter ihnen abgekommen sei“ (Ludwig Aurbach). Viel gesunder Volkswitz und scharfe Beobachtungsgabe stecken in den Necknamen und Übernamen (O'Name', Au'namen). Sie sind heitere „Volkspoesie“, aber auch Ausdruck eines Zusammengehörigkeitsgefühls. Gegenseitige Ortsneckereien sind freundschaftliche Deutungen, die man meist mit guter Miene, oft sogar mit Stolz trägt, wenn auch manchmal nicht wenig Bosheit dahinter steckt.

Schwierig ist oft die Erklärung der Necknamen, da ihr ursprünglicher Sinn vielleicht vergessen ist oder mehrdeutig erklärt werden kann, so daß eine sichere Erklärung nicht zu finden ist. Heute sind auch manche Namen, die vor nicht langer Zeit noch lebendig waren, im verklingen oder schon vergessen. Doch ewig jung bleibt die Freude am Spott! Es entstehen auch heute noch neue Ortsübernamen. Wer sich dabei „nicht selbst zum besten halten kann, der ist gewiß nicht von den Besten“ (Goethe). So hoffe ich, daß, wenn im folgenden ein Name angeführt wird, der angebliche oder wirkliche Schwächen oder Mißgeschicke andeuten könnte, der Leser dies nicht übel nimmt. Selbst die Stuttgarter müssen sich dies gefallen lassen, wenn man von einigen als „Stuttgarter Fruchtle“ spricht, oder die Heselwanger, wenn man sie als „Wölfe“ bezeichnet und man einst (1934) den Balingener Bürgermeister Rommel, als Heselwanger nach Balingen eingemeindet wurde, als tüchtigsten Jäger weit und breit herausstellte, da er über Nacht 600 Wölfe gefangen habe.

Necknamen über Sonne, Mond und Wetter

Sprichwörtlich ist der Kuppinger (Böblingen) Mau' (Moo'). Ein Kuppinger, der nach Amerika ausgewandert war, soll beim Anblick des Mondes voller Freude gerufen haben: „Ha, de isch jo der Kuppinger Mau'!“ Sehr verbreitet ist das Suchen des Lichts der Sonne und ihrer Wärme oder das Einfangen des Mondes. Moo'-fänger sind die Gruoler, die Schlatter und die Gauselfinger, Mau'-fänger die Dotternhauser und Böttinger (Tuttlingen). Die Dotternhauser und die Gruoler wollten den Mond mit Misthaken herunterholen. Als Moo'-stupfer bzw. Mau'-stupfer gelten die Roßwanger und Kaiseringer. Die Roßwanger wollten den Mond von der Lochen herabholen und ihn in einer Miste verstecken, während die Böttinger, da sie sparsame Leute sind, im Gemeinderat beschlossen, wenn Vollmond sei, könne man die Schwefelhölzer sparen und das Licht am Mond anzünden: Mit einer langen Stange und einer Schnur, die der Schultheiß hielt, versuchten sie es. Die Schnur war mit dem Schieber einer Laterne verbunden. So oft der Schultheiß auch das Türlein der Laterne fallen ließ, war alles vergebens, der Docht wollte nicht brennen. Enttäuscht zogen sie nach Hause. Die Dotternhausener machten es schon geschickter. Als sie der Mond in einer gefüllten Suppenschüssel anlachte, machten sie rasch den Deckel drauf. Die Ebinger dagegen wollten den Mond mit einem Kübel aus dem Brunnen fischen. Dies gelang ihnen mit viel Mühe. „So Mändle, jetzt bischt gfange'! Vergaupet en' it!“ (nicht verschütten) rief einer und trugen den Mond voller Freude. Auf einmal schrie einer: „O je, der Mau' isch fort! Morom hänt ihr au so gau'pet?“. Seither nennt man die Ebinger Mau'vergauper.

Auch noch im 20. Jahrhundert können Menschen Mißverständnisse unterlaufen, wie den Ebingern, die ein Nordlicht für den Schein eines Brandes hielten, und die Feuerwehr ausrücken ließen. Sie mußten sich dann Nordlichtspritzer gefallen lassen. Den Necknamen Hannebel sollen sie einem Ebinger verdanken, der, als er angeheitert vom Wirtshaus nach Hause ging, vor sich hingemurmelt habe: „I han Nebel!“ Andere suchten diesen Necknamen aus der Verkürzung und Umgestaltung eines Doppelnamens (Han(s) Äadam) zu erklären.

Wie den Ulmern ein Spatz (auf den sie stolz sind), die richtige Transportart wies, so soll den Hechinger eine Schar Gänse, die während einer erhitzten Beratung der Stadtväter, wo das neue Rathaus hinkommen soll, über ihre Köpfe wegflieg, die Stelle gewiesen haben, wohin sie bauen sollen, nämlich da, wo sich diese niederließen. Seither müssen sich die Hechinger den Spottnamen „Gä'sfüaß“ gefallen lassen.

Wie die Ebinger Nordlichtspritzer sind, so wären ihre Nachbarn, die Meßstetter, Neabelspritzer, da sie den Nebel für den Rauch eines Brandes hielten, und zum Löschen ausgezogen seien. Von den Nachbarn werden sie auch als Mistehocker gehänselt, und als Kälblesfärber verspottet. Früher waren Misten vor den niedrigen Häusern. Ein Bauer soll sein Kalb, das er verkaufen wollte, gefärbt haben. Als er aber am nächsten Morgen auf den Markt kam, regnete es, sodaß die Farbe vom Fell herabblief. Ähnlich sei es auch bei einem Onstmettinger gewesen, sie sind deshalb die Kälblesa'streicher und die Meßstetter die Kälblesfärber. Ähnliche Necknamen müssen die Dürrwanger („Goaße'schmitzer“ = Geißenfärber) hinnehmen, hinter denen die Nachbarn, die Streicher, als Goaße' und die Laufener, die ihre Geißen scheckig färbten, als Scheackmanne' nicht zurückstehen wollen. Die Dautmerger sind die Grondle'. Sie haben ihren Namen nach den vielen Grundeln (Schmerlen), die sie in der Schlichem und ihren Nebenbächen fingen. Von den Weildorfern und Imnauern behauptet man, sie hätten einen Storch gerupft. Man verlacht sie so als Storch'erupfer. Die Benzinger sind Gais'schnäbel oder einfach die Schnäbel, da sie in übermütiger Weise bei einem Gansessen die Schnäbel zum Fenster hinausgeworfen hätten. Von andern wird behauptet, der Name stamme daher, daß ein Gansdiebstahl durch die weggeworfenen Schnäbel ans Tageslicht gekommen sei. Die Lautlinger sind Gau'spanner (Gänsespanner). Die Herkunft dieses Übernamens ist nicht bekannt. Die Boller bei Hechingen haben den Spottnamen Hase'wedel, den sie im Streit wegen eines Hasen erhalte hätten. Ein Hase, der über die Grenze zur Nachbargemeinde lief, hätten sie noch am Wedel (an der Blume) erwischt, während die Nachbarn ihn an den

Ohren festhielten. Die Nachbarn seien Sieger geworden, den Bollern sei nur der Wedel geblieben. Andere behaupten, ein Boller Jäger habe dem Hasen nur die „Blume“ weggeschossen. Die Sickingen kennt man als Hornsteiner und die Straßberger als Felse'anbinder, da sie einen Felsen, der herunterzustürzen drohte, mit Ketten festbanden. Aber vergebens, er rutschte unter der Kette durch. Doch kennt man sie auch als Öllampe'soacher. Genauso wenig schmeichelhaft ist der Neckname der Endinger „Ä'pelessoacher“ (zu Ampel).

Necknamen von menschlichen Eigenschaften

Die schwachen Seiten der Mitmenschen werden meistens mehr verspottet als ihre Vorzüge. Der Splitter im Auge des anderen wird eher gesehen als der Balken im eigenen. Die Nachbarn beobachten scharf, aber nicht immer objektiv und sachlich. So werden Wesenszüge dörflicher Gemeinschaften verallgemeinert, Besonderheiten Einzelner zu Unrecht auf den ganzen Ort übertragen und noch übertrieben. Eine gewisse Schadensfreude dürfte dabei mit im Spiel sein. Aus Freude am Spott wird der Nachbar lustig gemacht.

Spottnamen, die mit dem Kropf zusammenhängen, finden sich vor allem in den Gebieten, wo Kalkwasser ist. Fremde, die in den Ort kommen, die keinen Kropf haben, werden bestaunt. Eine Mutter soll dort sogar einmal ihr Kind beim Anblick eines „Kropflosen“ beruhigt haben: „Glei bisch still ond läscht den Ma' in Ruah! Dank Gott, daß du alle deine gsonde Glieder hascht!“ So sind die Höfendorfer Wasserkröpf und die benachbarten Imnauer Sauerwasserkröpf.

Vom Fuchs wird die Schlaueit gerühmt. Am Fuß der Lochen liegt Weilheim, das brachte den schlaun Weilheimern den Namen Lochenfuchs ein. Genau so listig seien die Wehinger, behaupten die Nachbarn, wie die Fuchse, die im Schnee ihre Spur mit dem Schwanz verwischen. Sie müssen die Fuchswedel sein. Auch die Rangendinger „Narre“ sind keine Düppel, aber die Sickingen Schuire'puuzler (Puuzler = Purzelbaumschlager, die auf Jahrmärkten als Gaukler und Karussellbesitzer auftreten).

Andere werden wegen ihrer übertriebenen Sparsamkeit, neben der gleich der Geiz liegt, verspottet. Anschauliche Necknamen nehmen die Knauserei, ob zu Recht oder zu Unrecht, aufs Korn. So werden die Rosenfelder Hongerleider genannt, die Schömberger Hornaasäger (Klammhaken = die's Geld zusammenhalten). Die Deilinger sollen sogar den Pfennig halbießen („Pfennigspalter“, auch „Bettelsäck“). Ein unruhiges Völkchen müssen die Weilemer bei Schömberg („Ummeler“) und die Hommeler (Hummeln) von Obernheim sein. Genauso lebhaft sollen die Bittelbronner sein, besonders bei der Arbeit. Sie empfinden deshalb ihren Necknamen Schnai'gös (Schneegans) nicht als Spottnamen.

Besonders neugierig müssen die Spältlesgucker sein, die hinter dem Vorhang oder durch den Tür- oder Fensterspalt hinausspähen. Die Brittheimer, die Zillhauser, die Ostdörfer, die von Zimmern und die Hörschwager nennt man Spältlesgucker, die von Waldsteten Spältlegucker. Tailfingen und Truchtelfingen liegen in dem oberen engen Schmiechatal, dem Talgang oder dem Spalt, mundartlich Sparlt. Wie die Burladinger, die Werlhorlz, sprechen die Spältler nach Selbstlauten mit r

Vorschlag als rl aus, darum ist ihr Necknamen auch Spärtler.

Sehr redselig und ziemlich laut sollen die Rangendinger, die Jäge', (Eichelhäher) und Bewohner von Harthausen a. d. Scher, die Dull' sein. Nach dem früheren schwäbischen Nationalgetränk, dem Most (Apfelwein) haben die Wessinger und ihre Nachbarn, die Weilheimer, den Necknamen Mostköpfe, während die Steinhofener Sauköpfe genannt werden. Die Bisinger erzählen, daß, wenn sie abends durch Steinhofen, wo sie gern sind, heimgehen, immer neugierige Sauköpfe an den Fenstern zu sehen wären.

Immer werden Necknamen Nachdruck und Anschaulichkeit verliehen, indem ein handfester Gegenstand mit dem Namen verbunden wird. Hoke' (Haken) sind die Geislinger, die Stockenhäuser (auch „Kuckuck“) sind sogar Kriese'hoke' (Kirschenhaken). Die Geislinger werden vorwiegend als Spandale bezeichnet, während man ihre Nachbarn, die Isinger, als Halbherren verlacht. Weniger schmeichelhaft sind die Necknamen der Harter („Speackjäger“) und der Laufener („Go'skräge“).

Die Unterdigisheimer müssen als Teuchelmäuse besonders verstanden haben, aus einem Forchenstamm einen Teuchel (Deichel) zu machen, das keine einfache Arbeit war. Es konnte leicht geschehen, daß man mit dem 2 m langen Bohrer daneben geriet. Nur wenn das Bohrmehl dunkel war, traf man das Markholz und bohrte richtig.

Der Spottnamen der Rotenzimmerer Güler paßt zu dem des Nachbarn Gößlingen, die Schnäbel. Weniger schmeichelhaft sind die Necknamen der Nusplinger; sie müssen die Saue' oder Sauländer und die von Nusplingen-Heidenstadt die Goße', die Blättringer die Sausteigreiter und die Hechinger die Spüalompfresser sein. Dagegen können die Trillinger auf ihren Necknamen Hochschüaler stolz sein. Sie dünken sich wahrscheinlich gescheiter als andere. Die Ringinger sind die Gole (Gimpel), die von Starzeln die Bleachle, die von Erzingen müssen sich Plomme'säck schimpfen lassen. Nicht gern hören die Harter von ihren Nachbarn den Namen Schlappairle, die Schörzinger Halbhirn.

Allerlei Necknamen aus dem Leben und der Arbeit in unseren Dörfern.

Die Bisinger weigerten sich 1798, dem zwischen Regierung von Hohenzollern-Hechingen und den Landgemeinden abgeschlossenen Landesvergleich beizutreten, der die Ablösung der Leibeigenschaft brachte. Sie erschienen auch nicht zum Huldigungsfest. Sie mußten so bis 1848 Leibeigene bleiben. Seitdem sind sie die Nichthuldiger.

Die Sulzer müssen die Hannikel sein, da 1787 der berühmte Räuberhauptmann Jakob Reinhard, genannt Hannikel, in Sulz hingerichtet wurde. In Balingen trägt der anfangs unseres Jahrhunderts entstandene Stadtteil westlich des Bahnhofs, der zunächst weit abseits lag, den Namen Mandschurei, da ein großer Teil der Häuser an Rosenfelder- und Geislinger Straße während des russisch-japanischen Krieges (1905) erbaut wurde. Der östliche Teil des Gewanns Degerwand zu Ebingen wird seit dem Ersten Weltkrieg volkstümlich „Munast“ (= Munitionsanfertigungsstelle) genannt. Hier setzte die Bebauung erst um 1920 ein und es entstanden dort auch Industriebetriebe. In Balingen wird die reizende Partie zwischen Eyach und früherem Mühlkanal Klein Venedig genannt, weil sie ganz von Wasser umflossen war.

Necknamen, die nach der Lage des Ortes oder nach Ansicht der Nachbarn entstanden sind, finden sich bei Frohnstetten, die nach den vielen Straßenkurven in Richtung Kaiseringen Ranker genannt werden. Die Frommer sind Hohlwegschlupfer. Die Hartheimer kennt man als Hülbe'schlapper. Die Frohnstetter sind auch Hülbe'schlecker und die auf der Gegenseite der Schmiecha liegenden Winterlinger sind Hülbe'brocken. Früher waren die Orte auf der Alb zum Tränken des Viehs auf den Dorfteich, die Hülbe, angewiesen, wo das Regenwasser zusammenlief. Es gab noch keine Wasserleitung.

Wenn die Orte arm an Wasser waren, so waren sie umso reicher an Steinen, die die Äcker bedeckten. Als Jakob Frischlin, der Vater von Nikodemus Frischlin, nach Meßstetten versetzt werden sollte, lehnte er diesen Dienst ab – weil er nicht an einen Ort wollte, wo nur dritthalb Elemente wären: nämlich Luft und Wind überflüssig, auch Holz genug zum Feuer, aber mehr Stein als Erde und gar kein Wasser. Bei den Hossingern und bei den auf der gegenüberliegenden Seite der Eyach, den Burgfeldern, sind die Felder übersät mit Steinen, die teilweise auf die Steinriegel zusammengelesen werden. Die Bewohner werden als Stoaleskratzer verspottet. Die Leidringer, die in den Wäldern Laub zur Streu sammeln, gelten als Lauber. Die Engstlatzer verspottet man als Sa'dsäck. Sie kamen mit dem Sand aus dem Stubensandstein, dann vor allem aus dem Rätssandstein bei der oberen Ostdorfer Mühle in die Stadt, und verkauften Fegsand. Die Bewohner von Stein bei Hechingen gelten als Sa'dbolle'. Sie zerklopften den Schilfsandstein und verkauften ihn als Reib-, Streu- und Schreibsand.

Daß man in vielen Orten „wie Gott in Frankreich leben konnte“ oder „wie das Herrgöttle von Biberach“, zeigen die Necknamen der Loableswürger (Margrethausen) oder Loableszweck (Steinhofen) (zu Zecke = Leute, die am Brotlaib hängen). Hierher gehören auch die Balingen Loable. Diesen Namen führt man auf Zeiten der Not zurück. Karl Hötzer erzählt davon in seinen Heimatdichtungen „Loable“. Nebenbei sei bemerkt, daß der Name Loable schon 1725 als Übername für die Balingen Familie Maurer bekannt ist. Die Balingen der südlichen Vorstadt, die vor allem nach dem großen Brand von 1809 entstand, werden Bä'klesitzer genannt, da sie besonders gern und vor allem nach Feierabend vor ihren Häusern auf einem Bänkchen saßen und keinen ungerufen vorbeigehen ließen. Dabei wurden auch die Neugkeiten eingehend besprochen.

Die Tailfinger und die Tieringer sind die Schlapper, die Tieringer auch Schläpper und die benachbarten Oberdigisheimer die Zottler. Dies dürfte eine gegenseitige nachbarliche Verspottung sein, die ziemlich übertrieben ist. Vielleicht gehören auch die Stettener bei Hechingen zu dieser Gruppe als Brucher (zu Bruch). Die Killertäler müssen sich den Namen Koolöffel gefallen lassen, denn bei diesen wurden bis in unser Jahrhundert herein Kochlöffel und andere Holzwaren hergestellt, mit denen sie auf den Handel gingen. Scherzhaft wurde sogar die Killertalbahn Kochlöffelbahn genannt.

Vom Kernstück der schwäbischen Küche, den Spätzle und Knöpfle, ist nicht nur der Knöpfleschwab benannt, sondern auch die Täbinger als Knöpflesäck, während sich die benachbarten Schömberger für Wasserrübesuppe entschieden haben und als Rübesupper verspottet werden. Diese einfache Sup-

pe gilt sogar in der Nachbarschaft als Schömberger Supp. Den Schömbergern wird auch nachgesagt, daß ihre Bauern, wenn sie auf den Markt gingen, die Wasserrübesuppe in einer Saublote (Schweinsblase) mitgenommen hätten, wobei offen bleiben soll, ob es aus Armut oder Geiz geschehen sei.

Bewohner anderer Orte müssen durch bestimmte Gegenstände aufgefallen sein, wie die Dormettinger durch die dicken Heftmesser, so daß man sie als Klotzmesser verlachte. Die benachbarten Zimmerner werden Steake' geschimpft. Die Hausener im Killertal waren nach ihren einst hergestellten Peitschenstücken Steaklesbuabe'. Der Schlatter Necknamen Haarländer dürfte mit dem ausgedehnten Hanfanbau zusammenhängen, während die Salmendinger nach dem großen Heufeld um den Kornbühl Heufealdspringer genannt werden.

Auch sprachliche Eigentümlichkeiten können zur Entstehung von Necknamen geführt haben. So sind die Binsdorfer die Nenner. Sie sagen für „nichts“ nenz im Gegensatz zu ihren benachbarten Erlaheimern, bei denen man dafür nonz hört. „Waihtag, Waihtageter“ (von Wehtag, jüngster Tag) sind die Grosselfinger, die Täbinger auch Mei'sailer (meiner Seel), die durch diese Kraftworte ihre Bewunderung, manchmal auch Ärger zum Ausdruck bringen. Das Wort Biene wurde bei uns mundartlich ganz selten gebraucht, dafür Imme oder Eeme'. Die Oberheimer machen in weiter Umgebung eine Ausnahme, sie sagen Biene' und werden daher als Biene' verspottet. Manchmal mußte auch der Ortsname erhalten, wie bei den Gauselfingern als Ganslose oder bei den Bickelsbergern als Pickelhaube.

Zum Schluß seien noch einige Neckereien angeführt, die vor allem sachliche Beziehungen erkennen lassen. Eine Spottrede auf die Orte Brittheim, Leidringen und Rosenfeld heißt: „Z Britte', z Leidringe' ond z Rose'feld – Kraut, Rübe' ond Doarstle'.“ Häufig ist auch der Reim auf Nachbarorte: „Isinge' liegt im Täle / wenn i komm no fehl' e, / Rose'feld ischt e' Lompenstadt / Bickelsberg ischt der Oaerkrat, / Leidringe' ischt der Tromme'kübel, / Britte' ischt der Deckel drüber.“

Ein anderer Vers faßt mehrere Orte zusammen: „Z Heselwange' hau-ne en Esel gfanget', / z Dürrwange' isch'r mr durchgange', / z Laufe' haun-en haire' laufe', / z Lautlinge' haun-en haire' schnaufe', / z Ebinge' haun-en wele' hebe', / z Bitz isch-r-mr verpfitzt“ (entwischen).

Literatur u. a.: Oberamtsbeschreibungen Balingen, Rottweil, Spaichingen, Sulz, Tuttlingen. Amtl. Kreisbeschreibung, Der Landkreis Balingen. Kapf, Rudolf, Schwäbische Volksneckereien. Moser, Hugo, Schwäbischer Volkshumor. Singer, F. X., Heimatblätter vom oberen Neckar. Sauter, Walter, Übernamen aus dem Hechinger Ländle.

Gotische Schlußsteine an Schömberger Bürgerhäusern

Von Anton Grözinger

Die noch vorhandenen und von den Besitzern mit Stolz in die Außenfront eingebauten Steinmetzarbeiten stammen aus der im Jahre 1838 abgebrochenen Kirche. Dieses gotische Bauwerk, im Volksmund „Liebfrauenkirche“ und auch „Klosterkirche“ genannt, stand an dem imposanten Platz der jetzigen Kirche, jedoch in Ost-West-Richtung. Der Grundriß dieser Liebfrauenkirche ist erfreulicherweise bekannt. Er läßt erkennen, daß ein viereckiger Turm, nicht gotischen Charakters, in diesen Bau einbezogen wurde.

Der quadratische Turm war älter als die gotische Kirche. Historische Schilderungen berichten, daß er von rohen Steinen errichtet war. Der Grundriß zeigt, daß die Grundmauern außergewöhnlich stark waren und einen Bergfried oder Wohnturm ähnlichen Charakter aufwiesen. Genaueres muß noch ermittelt

werden. Aus diesen Erkenntnissen werden sich neue historische Perspektiven ableiten lassen. Auch sind alte Erzählungen bekannt, nach denen der Turm noch durch die Heiden erbaut worden sein soll, evtl. ein Hinweis, daß der Turm schon vor der Stadtgründung diesen Platz einnahm. Ein in einiger Höhe vermauerter Türbau (nach Dr. Obert)⁰⁾ soll in ein abgegangenes Kloster geführt haben. Im Jahre 1818 wurde dieses interessante historische Bauwerk, nach wenigstens 100jähriger Baufähigkeit, abgebrochen.

Nach alten Berichten stand ein Kloster auf dem heute freien Platz neben der Kirche. Genau an der Stelle, an der Ambros Magers Haus stand, das später Zeiners Haus genannt wurde. Viele ältere Einwohner können sich noch an Zeiners Haus erinnern, das im Sommer des Jahres 1930 abgebrannt ist. Der Volks-

mund glaubte seinerzeit zu wissen, von welchen Interessenseiten der Brand inszeniert wurde. Einiges deutet darauf hin, daß dieses seltsame Gebäude, das auch den Stadtbrand 1750, neben drei weiteren Wohnhäusern, überstand, ein klösterliches Anwesen war, aber als solches nicht erkannt wurde.

Aus diesem Gebäude ist noch ein Klosterwerk in Privatbesitz eines Schömberger Bürgers, das durchaus im 18. Jahrhundert in einem Frauenkloster unserer Heimat durch einen meditativen Orden entstanden sein könnte.

Der Baubeginn der Liebfrauenkirche ist nicht bekannt. Bereits im Jahre 1394 wird eine Kapelle U. L. Frau innerhalb der Mauern erwähnt. ¹⁾ Auf Steinen im Mauerwerk wurde

Drei Schüsse in das Kruzifix

Aus der „Chronika Derer von Zimmern“
Fortsetzung

Als der dies erfuhr, ging er mit der ganzen Priesterschaft und all seinen Dienern, unter denen auch der Täter sich befand, zum Bildstock hinaus. Wie er aber den Pfeil sah, erschrak er sehr, denn er kannte gleich den Eigentümer, der ihm einer seiner liebsten und angenehmsten Diener war. „Wilhelm“, sagte er, „das hast du getan, denn der Pfeil ist dein!“ Da fiel Wilhelm auf seine Knie und bat um Gnade, und er sagte auch, er habe es nur um des Grafen willen getan. Davon wollte aber der Graf nichts hören, befahl ihm vielmehr, er solle nochmal versuchen, den Pfeil herauszuziehen. Er tat, wie ihm geheißen, konnte ihn aber auf keine Weise herausbringen. Als es aber der Graf versuchte, brachte er ihn ganz leicht heraus. Der Diener wurde auf Befehl des Grafen festgenommen und vor Gericht gestellt. Wiewohl von Edlen und Unedlen große Fürbitte für ihn eingelegt wurde, so hat der Graf doch das Haupt von ihm genommen.

An dem Ort, wo der Bildstock stand, ließ er eine Kapelle bauen und stiftete eine ewige Messe. Zu dieser Kapelle war dann an allen Heiligkreuztagen eine große Wallfahrt, der man von weither zuströmte. Man hat damals immer Vesper und Amt dort gesungen, aber zu unsern Zeiten ist dies alles abgekommen. (Die Chronik wurde im 16. Jahrhundert geschrieben). Der alte Graf Niklas ließ die ganze Geschichte auf eine Tafel malen und sich und andre Grafen von Zollern auch darauf. Diese Tafel war zu unsern Zeiten noch in der Kapelle, aber sie ist dann mit Einwilligung der Grafen von Zollern von einem Grafen von Ortlingen fortgenommen worden, Gott weiß wohin.

Die Sprache der Chronik, die vor mehr als 400 Jahren entstand, ist für uns heutige Menschen nicht ohne Schwierigkeiten zu lesen. Sie wurde deshalb in diesem Bericht etwas modernisiert, jedoch so, daß der Charakter dieser Sprache aus der Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit weitgehend erhalten blieb.
K. W.



Anm.: Der Gemeinde Stetten bei Hechingen wurde am 31. 7. 1957 ein Wappen verliehen, das sich auf die obige Sage vom „höllischen Schuß“ bezieht, den ein zollerischer Knappe auf Anstiften des Teufels an der Stelle der heutigen Heilig-

kreuzkapelle auf das an einer Linde angebrachte Kruzifix abgegeben habe, um einen nie fehlenden Pfeil zu erhalten. Das Wappen trägt in Silber drei sternförmig angelegte schwarze Pfeile (s. Abb.). Die Farben (weiß und schwarz) sind dem zollerischen Wappen entnommen, da Stetten zum ältesten zollerischen Besitz der Grafen von Zollern zählt. Die Grafen von Zollern hatten in dem um 1237 durch Friedrich den Erlauchten gegründeten dortigen Kloster ihr Erbbegräbnis. Scheerer

von Stadtpfarrer Schleicher die Jahreszahl 1414 festgestellt. Nach Aufzeichnungen von L. Schiller (im Privatbesitz) stand über dem Hauptportal die Jahreszahl 1507. Die Jahreszahl 1507 sei mit folgenden Schriftzeichen vermerkt gewesen: 333 CCCCC V II. Hinter der Jahreszahl 1507 vermutete Obert eine größere Reparatur am Kirchengebäude. Üblicherweise wurde für die Zahl 500 nicht 5 x C (Centum) sondern „D“ verwendet. „D“ war evtl. hier nicht so dekorativ wie 5 x C. Das fünfte C könnte ein L für fünfzig gewesen sein. Dann würde sich die Jahreszahl 1457 ergeben.

Die Kirche soll den Schilderungen zufolge ein ansprechender Bau gewesen sein, im Spitzbogenstil mit vier Säulen und Kreuzgewölben erstellt; sie war 75 Schuh lang und 40 Schuh breit. ²⁾ Es ist nicht bekannt, ob der Schömberger Schuh gemeint ist. Grundriß von Schrotz, angefertigt 1787. ³⁾

Das Jahr 1818 war nicht nur das Abbruchdatum für den Turm. In diesem Jahr wurde auch die Kirche, nach einem merkwürdigen Vorfall, lt. Aufzeichnungen in der Chronik der Stadt, für baufällig erklärt und im Jahre 1838 abgebrochen. Aus diesem Anlaß gelangten die erwähnten Schlußsteine aus dem gotischen Kreuzgewölbe in den Privatbesitz Schömberger Bürger.



Die Schlußsteine

Schlußsteine befinden sich im Scheitel eines Gewölbes. Diese sind oft ornamental verziert und bilden den Schluß der von vier Raumecken aufsteigenden und sich diagonal überkreuzenden Rippen. Es gibt bei der plastischen Ausschmückung der Rippen- oder Schlußsteine variantenreiche Darstellungen. Sehr häufig sind Heiligenfiguren, Wappen und Pflanzenornamente zu sehen.

In der Rottweiler Straße an Haus Nr. 8 (Stadtplan von 1922, Haus Nr. 312) sehen wir in der linken Darstellung in einem gotischen Vierpaß den hl. Andreas. Der Namenstag des hl. Apostels, des Bruders von Petrus, eines Fischers aus Bethsaida, ist der 30. November. Der hl. Andreas ist bekannt durch seine Predigten am Schwarzen Meer.

An dem deutlich schräggestellten und stark plastisch hervorgehobenen Kreuz, „Andreas-kreuz“ genannt, soll der Heilige zu Patras in Griechenland gemartert und hingerichtet worden sein. Andreas ist als Beschützer von Schottland und auch als Apostel der Russen bekannt. Durch sein Kreuz wurde er auch zum Patron der Zimmerleute. Der Andreastag galt früher als Zahltermin. Dagegen war die Andreasnacht im Volksglauben die günstigste Zeit zum Wahrsagen, dies ganz besonders für Liebesorakel.

Eine andere Darstellung zeigt, ebenfalls in einem gotischen Vierpaß, den hl. Diakon Laurentius. Sein Namenstag ist der 10. August. Laurentius war Erzdiakon unter Papst Sixtus II. Er soll im Jahre 258 den Märtyrertod gestorben sein; dabei wurde er auf einem glühenden Rost bei lebendigem Leibe gebraten. Im 15. und 16. Jahrhundert wurde er als Heiliger ganz besonders verehrt. Über seinem Grab erhebt sich S. Lorenzo fuori le mura; eine der 7 Hauptkirchen Roms. Eine alte Bauernregel erinnert an den Heiligen: Sankt Lorenz mit heißem Hauch, füllt dem Winzer Faß und Schlauch.



(gez. von Walter Leis)

Quellen: 0) Chronik der Stadt Schömberg (Dr. Obert). 1) Landessteuerreg. L.R.A. Innsbruck. 2) 1 Schömberger Schuh: 1680: 0,261 m, 1806: 0,329 m, Kreisbeschreibung. 3) HStAS.

Johann Jakob Roller, Wirt zum „Goldenen Adler“ und Königlich Württemb. Posthalter zu Balingen von 1813 bis 1854/55

Von Rudolf Töpfer

Beim großen Balingen Stadtbrand war am 30. Juni 1809 auch das im „Weißen Ochsen“ untergebrachte „Königlich Württemb. Postamt Balingen“ nebst Poststall niedergebrannt. Wo der seinerzeitige Königliche Posthalter Johannes Roller von 1809 bis 1812 (Beendigung des Wiederaufbaus der Stadt) die Balingen Poststation betrieben haben mag, ist heute nicht mehr feststellbar, möglicherweise geschah das in einem der vier Gasthäuser, die vor dem unteren Tor lagen, den Stadtbrand überstanden hatten und „Hirsch“, „Goldener Adler“, „Löwe“, „Brücke“ hießen. Johannes Roller ist am 20. Januar 1813 im Alter von nur 34 Jahren verstorben. Er hinterließ keine Nachkommen. Seine beiden Söhne lebten nur wenige Monate; Töchter hatte er nicht.

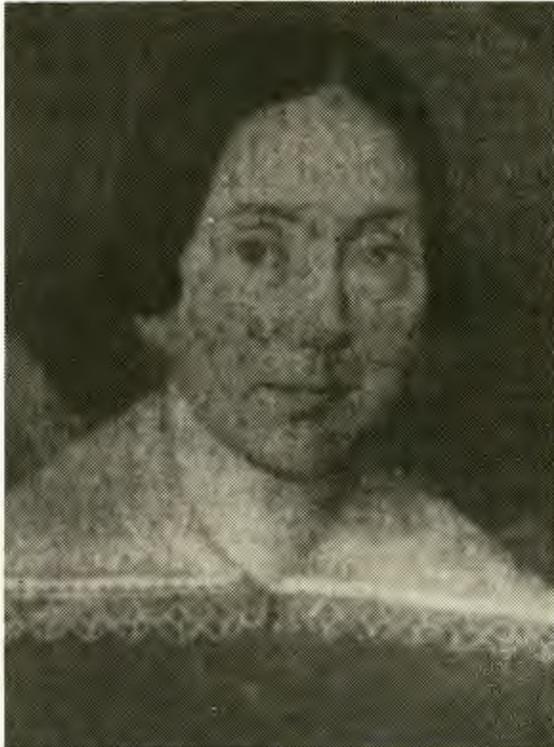
Es war naheliegend, daß sich seine Witwe darum bemühte, das Balingen Postamt nebst

Poststall übertragen zu bekommen. Doch König Friedrich I. lehnte dies ab, indem er in einem Decret vom 19. Februar 1813 gnädigst zu erkennen gab, „daß kein Weib eine Posthalterstelle erhalten könne, und diese Stelle dem Sohn der goldenen Adlerwirthin Johann Jakob Roller zu übertragen ist“. Dieser Entscheidung lag die Befürchtung zugrunde, daß bei einem nicht unbedeutenden Postamt mit Poststall befürchtet werden müsse, dort eine Weibsperson als Posthalterin „von ihren Privatgehilfen abhängig seyn würde“.

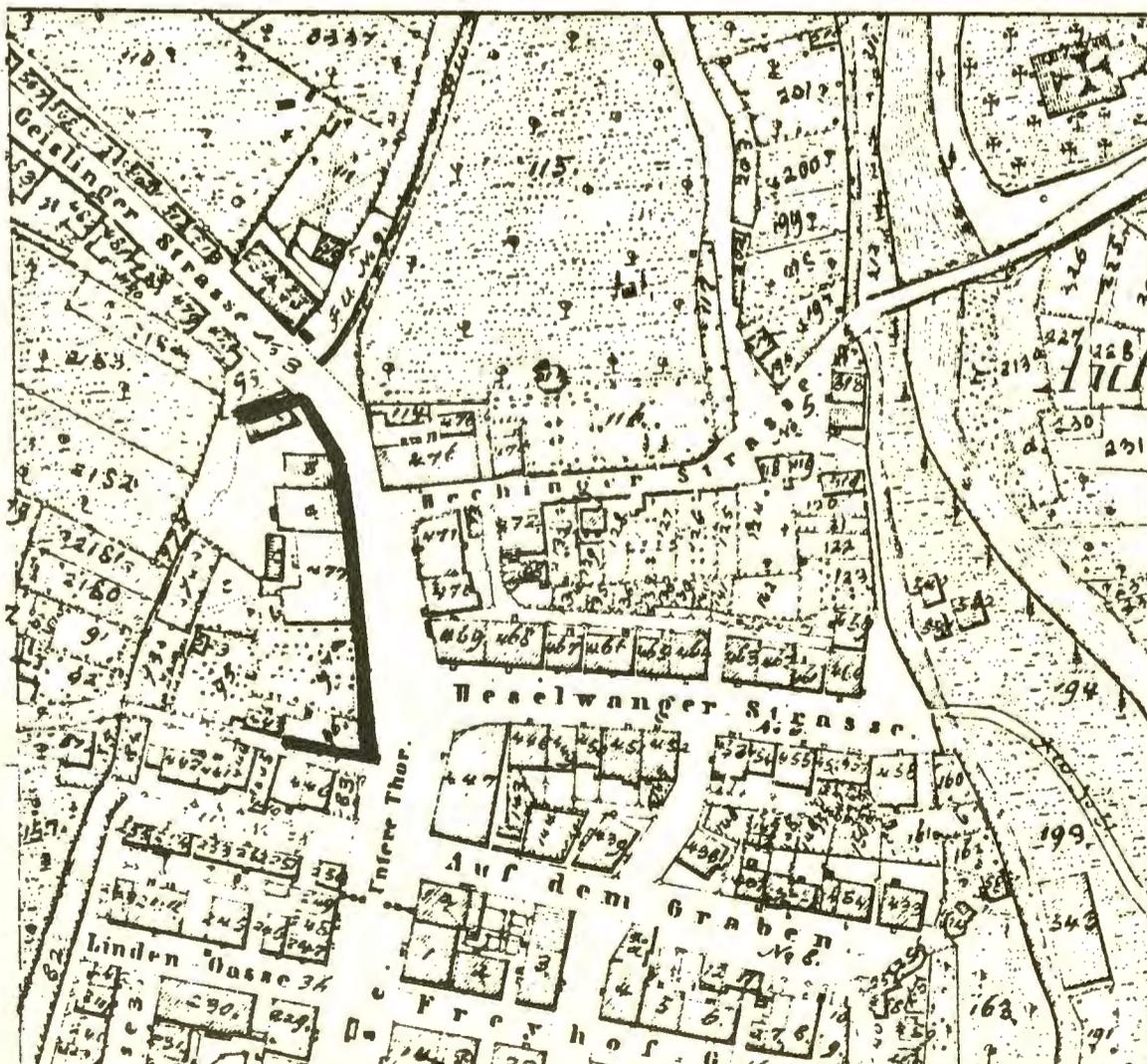
Aus diesem Grunde ist das Königlich Württemb. Postamt Balingen ausgangs Februar 1813 vom „Weißen Ochsen“ in den „Goldenen Adler“ verlegt worden. Der neue Posthalter war damals erst 27 Jahre alt (geboren am 21. Dez. 1785) und noch ledig. Sein Vater hatte auch Johann Jakob Roller geheißt, und war

ebenfalls Wirt zum Goldenen Adler gewesen (geboren am 9. 6. 1756, gestorben am 29. 3. 1793). Im übrigen geht aus den umfangreichen familiengeschichtlichen Unterlagen der Großfamilie Roller hervor, daß bereits ein Erhard Roller (geboren am 24. 5. 1700) Goldener Adler-Wirt gewesen war. Beim „Goldenen Adler“ handelt es sich mithin um ein Gasthaus, das schon lange bestand. Sein Name ist im Steuerverzeichnis von 1732 erstmals zu finden. Aus einem alten Grundbuch geht hervor, daß es sich zu Zeiten des Posthalters Johann Jakob Roller beim „Goldenen Adler“ um ein dicht vor dem „Unteren Tor“ gelegenes umfangreiches Grundstück gehandelt hat, das an der Straßenseite im Laufe der Zeit mit mehreren Gebäuden überbaut worden war: Wohnhaus

mit Gasthaus, Bierbrauerei, Stallungen, Wagenremise, Scheuer. Genau diesen Eindruck vermittelt auch der abgebildete Lageplan von 1837, der zudem erkennen läßt, daß der etwa 50 m lange Gebäudekomplex des „Goldenen Adler“ verkehrsgünstig lag, weil die Straßen nach Geislingen, Hechingen und Heselwangen dort auseinanderliefen. Daß das Gebäude vor dem Stadttor stand, also außerhalb der Stadtmauer, war dem Postverkehr eher förderlich und hatte sich auch beim Stadtbrand von 1809 als günstig erwiesen, weil die Stadtmauer damals dem in der Innenstadt wütenden Feuer Halt gebot. Der „Goldene Adler“ war nicht mit abgebrannt, was auch aus den Stadtgrundrissen von vor bzw. nach dem Stadtbrand hervorgeht.



Johann Jakob Roller, Golden Adler-Wirt sowie von 1813 bis mdst. 1854 Königlich Württ. Posthalter zu Balingen und seine Ehefrau Anna Barbara geb. Flatt (Ölgemälde des Malers Klein von Künzelsau aus dem Jahre 1841, Privatbesitz; Foto: Töpfer).



Straßenfront des „Goldenen Adler“ zu Balingen (aufgenommen 1837).

Da die Verwaltung der Königlich Württemb. Posten ab 1. Oktober 1819 den Thurn und Taxis im Lehenswege übertragen worden war, fanden sich im Fürstlich Thurn und Taxischen Zentralarchiv zu Regensburg auch einige Angaben zur Person des Posthalters Johann Jakob Roller (Postakte 5463). Danach hat dieser ausgangs Juli 1821 auf dem Dienstwege um Heiratserlaubnis nachgesucht, weshalb die General-Post-Direktion zu Frankfurt am Main am 1. August 1821 wie folgt berichtete:

„Durchlauchtigster Fürst – Gnädigster Fürst und Herr! Der Königliche Posthalter Johann Jakob Roller in Balingen hat um die Erlaubnis gebeten, sich mit der einzigen Tochter des dortigen Stadtraths Flatt verheyrathen zu dürfen. Die Gewährung dieser Bitte unterliegt keinem Anstande und wir erlauben uns den gehorsamsten Antrag zu machen, daß Euere Hochfürstliche Durchlaucht gnädigst geruhen wollen, dem Posthalter Roller die nachgesuchte Heuraths-Erlaubnis zu erteilen. In tiefster Erfurcht ersterbend Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht untertänigst treu gehorsamste General-Post-Direktion (gez.) Alexander Freiherr von Vrints-Berberich“.

Und so geschah es denn auch. Die Heirat mit Anna Barbara geborene Flatt fand am 2. 9. 1821 statt. Leider sind alle Kinder aus dieser Ehe früh verstorben. Fortsetzung folgt

Klatschmohn

(Papáver rhoeas)



Die Blüte des Klatschmohns mit ihren vier leuchtend roten Kronblättern, die am Grund schwarz gefleckt sind, erzeugt keinen Honig, dafür umso mehr Blütenstaub in den ringförmig um den dicken Fruchtknoten angeordneten vielen Staubgefäßen. Die Narbe des Fruchtknotens hat acht bis zwölf Haarleisten, die strahlenförmig angeordnet sind. Bei der Reifung der Samen, die nur sandkorn groß sind, entstehen in der Kapsel unter dem Dekel der Narbe Löcher, die bei Windstößen die Samen verstreuen. – Die zwei kahnförmigen Kelchblätter fallen schon beim Öffnen der Blüte ab. – Die grünen Teile der Pflanze führen einen bitteren, leicht giftigen Milchsaft. Aber nur der Saft des Garten- oder Schlafmohns wird zur Herstellung von Morphium und Opium verwendet. Manchmal blüht der Klatschmohn bis in den Oktober hinein. Der Klatschmohn steht wie die Kornblume auf der Aussterbeliste. Man sollte aber diese unsre Flora bereichernden und den Menschen erfreuenden Blumenkinder mindestens in Naturschutzgebieten zu erhalten versuchen.

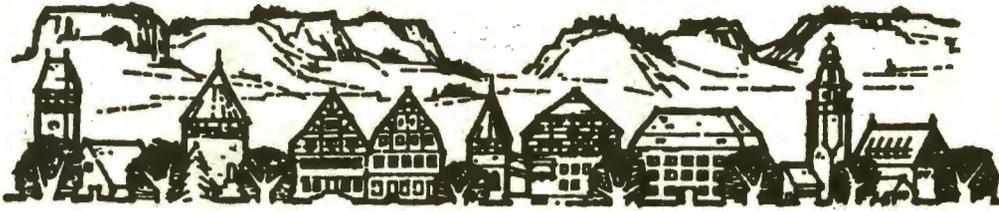
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 29

28. November 1982

Nr. 11

Vom oberen Kinzigtal zur Südwestalb

Von Fritz Scheerer

Eine reichgegliederte Landschaft, die wegen ihrer geologisch bedingten Eigenart kein Gegenstück in schwäbischen Landen findet, erstreckt sich zwischen dem mittleren Schwarzwald und der Südwestalb. Im Südwesten Württembergs stehen über einem flachwelligen, dörferreichen Vorland die höchsten Berge der Schwäbischen Alb. Von ihren felsigen Bergstirnen geht der Blick ungehemmt in fernste Fernen. Im Sonnenglanz liegt hier vor dem Beschauer der Südwesten unseres gesegneten Heimatlandes ausgebreitet, zwischen den fernen, tannendunklen Graten des mittleren Schwarzwaldes und der nach Nordosten weiterlaufenden Bergmauer der Alb. Im Süden aber stellen sich, am herrlichsten an lichten Sommertagen oder föhnreichen Herbsttagen, die schneeschemmenden Ketten der Schweizer Alpen. Im Südwesten stehen die gedrunghenen Gebirgsmassen des südlichen Schwarzwaldes, im Westen schließen die Höhen im Quellgebiet der Kinzig das reiche Landschaftsbild.

Vom Zollhaus, an der einst württembergisch-badischen Grenze, geht der Blick in das tiefe, zum Rhein gehende Kinzigtal. Als heller Silberstreifen zieht der stattliche Schwarzwaldfluß, der hier alle Bergbäche sammelt. Über Heinrich Hansjakobs Heimat Haslach steht die verwirrende Fülle der Gipfel der Granit- und Gneisgebirgswelt mit dem Brandenkopf im unteren Kinzigtal. Darüber zeichnen sich bei Föhn Tagen in der duftigen Ferne jenseits des Rheintales die Umrisse der Vogesen, die Berghäupter des Donon und seiner Nachbarberge.

Der vereinten Arbeit der Bäche und Flüsse gelang es, über dem harten Granit die ursprünglich zusammenhängende Decke des weicheren Buntsandsteins in sargförmige Restberge aufzulösen (Mooskopf, Mooswaldkopf bei Lauterbach usw.), so daß hier die Täler der Kinzig und ihres Nebenflusses Schiltach vom Buntsandstein nur noch in Bogen umfaßt werden. Vom Turm des 880 m hoch gelegenen „Gedächtnishaus des Schwarzwaldvereins“ Föhrenbühl genießt man einen bezaubernden Rundblick und Tiefblick auf die ringsum sich dehnde Bergwelt.

Jenseits des Schiltachtales erhebt sich auf steilem Berggipfel hoch über dem in enger Bergschlucht brausenden Erdlinsbach (dem „Loch“) das einstige Städtchen Aichhalden mit seinem weißgetünchten Kirchturm. Ganz anders erscheint dieser Ort beim Blick von Osten oder Norden her: in weitem flachen Hochland gelegen.

Der Schramberger Talkessel

Von dem Hochland bei Sulgen (über 700 m hoch gelegen) sucht in Kehren und Windungen die neue, in steilem Abstieg die alte Fahrstraße den Weg hinunter nach Schramberg. Denn tief im Gebirge, am Fuße ihres in schroffen Umrisen emporgehenden Schloßberges liegt die burgbeherrschte „Fünftälertadt“ Schramberg (425 m) („schrannen“ Berge = zerklüftete Berge). Die Uhrenfabriken haben dem einstigen österreichischen Marktflecken, der seit 1867 württembergische Stadt ist, Welt Ruf verschafft.

Aus enger, felsversperrter Gebirgsschlucht kommt die Schiltach. Bei der Falkensteiner Kapelle weitet sich das enge Tal plötzlich zur Schramberger Bucht, wo von rechts von Oberischneck her der Kirnbach und aus dem Kühlloch unterhalb Sulgen der Götzelbach in die Schiltach münden. Über wuchtige, übereinander getürmte Granitbögen stürzt ihr der Lauterbach entgegen. Kaum hat man aber hier das Verschwinden des Baches nach dem Sammelweiher zu gestaffelten Wasserfällen im Felsenmeer bemerkt, hört auf der linken Seite der

Wald auf und ein weiter Blick auf Schramberg tut sich auf. Im Norden des Schramberger Kessels läßt beim Gaswerk nur eine schluchtartige Lücke den Abfluß frei, die durch die teilweise Sperrung des Rappenfelsens, des einst mächtigsten Felsen Württembergs (aus Granitporphyr), erweitert wurde. Der stattliche Fluß, der mit seinen Nebenbächen gefahr- voll anschwellen (wie 1959 und 1972) und große Verheerungen verursachen kann, erreicht bei Schiltach die Kinzig (323 m).

Bei diesen unerwarteten Gegensätzen zwischen der nur etwa 3 km langen Talweitung der Fünftälertadt Schramberg und den engen Tälern der Schiltach ergibt sich unwillkürlich die Frage nach dem Warum. Am Weg in der „Geishalde“ zu den Wasserfällen des Lauterbachs, am alten Bernecksportplatz, am Schloßberg, am Kirnbach, ja im ganzen Talkessel steht ein merkwürdiges Trümmergestein an, das Rotliegende, das der Verwitterung und Ausräumung weniger Widerstand leistet als der harte kristalline Granit und Porphyrt des Berneck-, Lauterbach- und unteren Schiltachtales. Wo die Wasser das weichere Rotliegende erreichen oder wieder verlassen, ist bis auf den Meter genau feststellbar an den Gefällskurven.

In einem alten, schutterfüllten Talzug, der allerdings unter vorweltlichen geologischen Verhältnissen ganz anders verlief als unsere heutigen Täler, blieben hier durch nachfolgende Verwerfungen die Schichten des Rotliegenden der Steinkohlenzeit und des Perm erhalten, deren Mächtigkeit von annähernd 500 m bei leider ergebnislosen Bohrungen auf Steinkohlen an verschiedenen Stellen des Talkessels nachgewiesen werden konnte. Es sind weiche, graue Tone – einst zu Schramberger Steingut verarbeitet und deshalb sogar im „Tierstein“ in Bergmannsstollen aus dem Gebirgsinnern geholt – rote Tonsteine und gehäuftes Trümmerwerk der ringsum anstehenden kristallinen Gesteine, auf das hier nicht weiter eingegangen werden soll. Die die Gesteine trennende Verwerfung ist deutlich erkennbar durch den vom Ramsteiner Loch bei Falkenstein zum Tösberg hinaufziehenden Kreuzfelsen aus verkieseltem Granit, einem sogenannten „Pfahl“, oder hinter der Uhrenfabrik Junghans. Im Laufe langer Zeiträume ist der Schramberger Kessel von den Wassern der Schiltach im Rotliegenden ausgeräumt worden und bot dann die Möglichkeit zur Anlage einer Stadt.

Aber nicht nur diese Besonderheiten und Eigenarten des Tales verleihen der Landschaft ihren Reiz. Hinzu kommen noch malerische Burgruinen. Das Schiltachtal ist ein Burgen- tal. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich die

gewaltige Ruine Hohenschramberg, auf einer Bergnase schließt die Nordseite des Kessels die Ruine Schilteck, auf einem felsigen Granitgrat des Bernecktales die Doppelburg Falkenstein, steil am oberen Eingang dieses Tales die Burg Ramstein und versteckt im Wald gegenüber der „Teufelsküche“ auf hochragendem Felsen das Raubnest Berneck.

Während im offenen Land östlich des Schiltachtales (Linie Waldmössingen-Dunningen) menschliche Spuren einer Besiedlung der jüngeren Steinzeit nachzuweisen sind, war das schwer zugängliche, einst von den Straßen gemiedene Schiltachtal bis kurz vor 1100 ein fast unbesiedeltes Waldland. Nur an der Mündung der Schiltach zogen nach den Jahren 73/74 n. Chr. auf der römischen Kinzigtalstraße römische Kohorten und Händler von Straßburg über den Brandsteig bei Röttenberg zum Kastell Waldmössingen (heute teilweise wieder aufgebaut) und nach Rottweil. Erst ums Jahr 1000 begann die Besiedlung des Schiltachtales, zunächst zaghaft, bis dann 1547 der neue Herr auf dem Schramberg, Rochus Merz von Staffelfelden, den Marktflecken Schramberg gründete.

Von Südosten, von Mariazell (heute mit Locherhof = Eschelbronn) und Hardt (= Weidewald), über Sulgen (Vorstadt von Schramberg) und Aichhalden entlang der Wasserscheide zwischen Eschach und Schiltach (Neckar und Kinzig) ist eine schmale Hochfläche mit deutlicher Stufe nach Westen, die größtenteils dem Oberen Buntsandstein angehört und erst westwärts gegen die Talränder vom Hauptbuntsandstein abgelöst wird. Langsam nimmt ihre Höhe von Süden nach Norden ab.

Die ursprünglichen Nadelwälder sind hier mit Ausnahme eines größeren Bestandes südlich Schramberg-Sulgen fast gänzlich entfernt zugunsten des Feld- und Wiesenbaus. Erst vom 11. Jahrhundert an wurde das Gebiet durch Rodung der Wälder, vor allem durch die Klöster, urbar gemacht und Siedlungen angelegt, wie Schönbrunn durch das Schwarzwaldkloster St. Georgen, Locherhof durch das Reichsstift Rottenmünster. Die zahlreichen alten Flurnamen „Reute“ weisen noch heute auf die einstige Rodung hin: z. B. bei Aichhalden gibt es eine „Breitreute“ und eine „Schneckenreute“, bei Hardt eine „Steinreute“ und einen „Reutenbach“. Locherhof entwickelte sich aus zwei geteilten Höfen Rottenmünsters, Hardt aus sieben Höfen. In „Hinteraichhalden“ und „Bühlen“ sind heute noch viele Einzelhöfe.

Um Eschach und Neckar

Gewaltig ist der Unterschied zwischen den zur Kinzig und zur Schiltach hinabstürzenden Bächen und den sanften in weiter Fläche gemächlich der Eschach zufließenden Bächlein. Die Eschach selbst entspringt in einer flachen Mulde in 684 m Höhe im „Weihermoos“ bei Röttenberg im Oberen Buntsandstein. Auf der sanft nach Osten fallenden Tafel des Buntsandsteins kann man bei der Eschach bei Heiligenbronn, Seedorf, Dunningen bis Lackendorf kaum von einem Tal sprechen, da die Hänge viel zu flach sind. Von links erhält sie auf diesen Lauf kein einziges Nebenbächlein. Die Wasserscheide zum Heimbach liegt nur 8 Meter höher als das Bachbett. Unterhalb Seedorf (Name!) hat die Eschach auf 1 km nur 1,5 m Gefälle. In großen Mäandern zieht bei Lackendorf der Fluß um die Sporne, die die geringe Wassermenge nicht geschaffen haben kann. Dazu gehört ein größerer Fluß. Erst

unterhalb Lackendorf engt sich das Tal (s. HkBl. April/Mai 1979).

Vom Rodesberg bei Seedorf (691 m) oder von der Burghalde bei Waldmössingen (672 m) haben wir einen weiten Ausblick auf die Alb und den Schwarzwald, ja sogar bis in das Alpengebiet. Nicht umsonst haben die Römer die „Burghalde“ als Kreuzungspunkt ihrer Straße vom Kinzigtal über den Brandsteig bei Röttenberg mit denen von der Alb, von Rottweil und Rottenburg ausgewählt. Heute verlaufen über die flachen Höhen die Straßen geradlinig dem Schwarzwald entgegen.

Der mittlere Muschelkalk, teils mit Lößlehm überdeckt, wie bei Winzeln, wo er von der dortigen Ziegelei verwertet wurde, streicht bis 5 km Breite aus. Am Fuß der schwachen Hauptmuschelkalkstufe liegen auf nährstoffreichen Gründen stattliche, geschlossene, einst reine Bauerndörfer (Dunningen, Seedorf, Waldmössingen, Winzeln).

Auch der Hauptmuschelkalk bildet einen 5 km breiten Streifen. An seinem Rande liefern weit ins Land hinausleuchtende Steinbrüche geschätzten Bauschotter, früher vor allem Straßenschotter. Wo Muschelkalk von Lettenkeuper (Lettenkohle) überdeckt ist, und man guten Ackerboden hat, finden sich die Dörfer Villingendorf, Herrenzimmern, Bösing, Beffendorf. Nach einem Bächlein suchen wir aber auf der Hochfläche vergebens, denn hier herrscht der Karst. Das Niederschlagswasser versickert in Wannen („Stellengrube“ bei Beffendorf Beffendorfer „See“) und in Erdfällen (Dolinen), die bis in den Felsengrund hinunterführen. Buschiges Gestrüpp verhüllt diese unheimlichen Stellen (Nistgelegenheit für Singvögel!). Bei Bösing weist eine Doline einen Durchmesser von 35 m auf. Durch Auflösung des Kalkes ist ein unterirdisches System von Karstgerinnen und Höhlen entstan-

den (Oberndorfer Wasserfallhöhle, Beffendorfer Tropfsteinhöhle). Als starke Karstquellen treten die Wasser im Neckartal aus und sind zum Teil für die Wasserversorgung gefaßt (unterhalb der Neckarburg). Unversehens kann der Grund nachgeben und einbrechen. In den 30er Jahren waren in einem Erdfall nordöstlich Beffendorfer Abwässer versickert, die 16–18 Stunden später in den Forellenweihern bei Oberndorf ein Fischsterben verursachten.

Eine ganz andersartige Landschaft bietet der Muschelkalk dort, wo ihn tief eingerissene Täler zum Neckar durchfurchen. In fast undurchdringlichen Tobeln stürzen in niederschlagsreichen Zeiten die Wasser in Wasserfällen herab. Die mittelalterliche Befestigungskunst hatte hier auf den scharf gegliederten Felshöhen vorzügliche Gelegenheit zur Erbauung damals uneinnehmbarer Burgen. So schaut z. B. aus dem Tal zwischen Herrenzimmern und Talhausen die gewaltige Doppelruine Herrenzimmern herab. Einst war hier der Sitz des Rittergeschlechtes der Herren von Zimmern, dem wir die bekannte Zimmerische Chronik verdanken. Andere hervorragende Burgen waren die Herzogsburg Irslingen (Urslingen), die Hadwigsburg bei Epfendorf und die Ruine Waseneck bei Oberndorf. Doch ist keine dieser Burgen an der vielbefahrenen Handelsstraße von Schwaben zur Schweiz unversehrt erhalten. Nur jenseits und fern vom Neckartal schaut, noch heute bewohnt, das in späterer Zeit erbaute Schloß Lichtenegg in das Wiesental herab. Das Waldbild ist hier ein ganz anderes wie im Buntsandstein. Der Kalksteinboden hat eine Pflanzenwelt ähnlich wie die Hochalpen. Erfreulich ist der Reichtum an seltenen Pflanzen (Nieswurz, Küchenschelle, Frühlingsenzian, Silberdistel usw.).

Fortsetzung folgt

Johann Jakob Roller, Wirt zum „Goldenen Adler“ und Königlich Württemb. Posthalter zu Balingen von 1813 bis 1854/55

Von Rudolf Töpfer (Fortsetzung)

Die jungen Wirtsleute hatten begreiflicherweise viel zu tun. Selbstverständlich beschäftigte man Knechte und Mägde. Es war die Gastwirtschaft zu besorgen, man braute selbst Bier und hatte die Posthaltereie im Hause; zudem mußte auch die Landwirtschaft umgetrieben werden. Andererseits standen diese drei Tätigkeiten in einem sich ergänzenden Zusammenhang. Durchreisende Gäste kamen ins Haus. Sie wollten bewirtet werden, blieben manchmal auch über Nacht, wußten stets etwas Neues und veranlaßten so auch die Einheimischen öfter im „Goldenen Adler“ einzukehren, den sie sicher bald die „Post“ genannt haben, wie das in der Regel der Fall war.

Wenn ein Postwirt etwas Glück hatte, konnte er auch berühmte Gäste begrüßen, vielleicht gar solche, die noch hundert und mehr Jahre später verehrt werden, wie etwa den gelehrten Pfarrer Johann Kaspar Lavater oder den Dichterstürzen Johann Wolfgang von Goethe, die 1782 bzw. 1797, jeweils mit der Post kommend, im „Goldenen Adler“ zu Balingen eingekehrt sein sollen, was an sich möglich ist, obwohl die Kayserliche Reichsposthaltereie damals hier im „Weißen Ochsen“ untergebracht war. Doch daran hatte der Posthalter Johann Jakob Rolle keine Erinnerung, denn seinerzeit war er noch nicht bzw. noch nicht lange auf dieser Welt. Ein anderer berühmt gewordener Dichter ist ihm eher bekannt gewesen: Nikolaus Lenau. Wiederholt hatte Lenau von Tübingen aus mit Ludwig Uhland, Gustav Schwab und August Köstlin Fußreisen auf die Schwäbische Alb unternommen. In einer warmen Frühlingnacht des Jahres 1831 fuhr er mit dem Balingener Pfarrer und späteren Dekan Friedrich Fraas in einer Postkutsche von Hechingen über Steinhofen nach Balingen. Eine ergreifende Totenehrung bewegte ihn, zum Konzept für das bekannte Postillon-

lied „Lieblich war die Maiennacht“. Im Pfarrhaus las Lenau dann seine Vers-Skizze dem Pfarrer vor, der davon so gerührt gewesen sei, daß er seine Begegnung mit Lenau in einer Predigt behandelt habe. Jahre später erst fand Lenau Ruhe und Besinnung, die nötig waren, um in seiner Dichter-Seele die skizzierten Worte ausreifen zu lassen: „Der Postillon“ erhielt seine endgültige Form.

In Steinhofen ist Lenau ein Denkmal gesetzt worden, und zwar etwa an der Stelle, an der er sein eindrucksvolles Erlebnis mit dem Postillon gehabt haben dürfte. Gar mancher macht hier halt, läßt sich die in Stein gehauenen Worte des Postillon-Gedichtes zu Herzen gehen und erinnert sich längst vergangener Postkutschzeiten. – Fachleute wissen natürlich, daß man amtlich von „fahrenden Posten“ sprach, im Gegensatz zu den „reitenden Posten“, und daß die Fahrzeuge „Postwagen“ genannt wurden, nicht „Postkutschen“. Doch wen kümmert schon die Amtssprache? In erster Linie wohl die Amtspersonen, weniger die Allgemeinheit.

Nicht wenige haben die damalige Art zu Reisen verflucht; sie fühlten sich gerädert und durchgeschüttelt. Andere wieder, auch Dichter und Maler, vermitteln uns romantische Eindrücke. Und wenn dann noch eine liebe Maiennacht und der Mondenschein hinzukamen, wie bei Lenau, wer hätte da nicht mitreisen wollen?

Schon seit 1813 Posthalter in Balingen, war Roller jetzt, 1850, zwar schon „ein alter Hase im Postdienst“, doch seit die Verwaltung der Königlich Württemb. Posten ab 1. Oktober 1819 den Thurn und Taxis im Lehenwege übertragen worden war, kümmerten sich hierzulande quasi zwei Herren um die Post: der König und dessen Diener als Obereigentümer der Posten sowie die Thurn und Taxis und

deren Beauftragte als Verwalter der Posten. Wenn sie dafür auch einen jährlichen Lehenskanon an die württembergische Staatskasse zu entrichten und „alle und jede Kosten der Postverwaltung“ zu tragen hatten, so blieb ihnen doch der überschießende Netto-Ertrag. Da das Erb-Mann-Thron-Lehen zudem erblich war, d. h., sich Verbesserungen auch in ferner Zukunft auswirken würden, mußten die Thurn und Taxis logischerweise an solchen interessiert sein, insbesondere wenn diese kostengünstig erreichbar waren. Demzufolge waren sie auch mit Neuerungen stets bei der Hand. Während früher, vor 1800, die Post überwiegend „nach dem Herkommen“ betrieben wurde, also wie eh und je, war man nun neben einer Vermehrung der Postkurse und der Poststationen auch sehr aufs Reglementieren aus. Königliche allerhöchste Verordnungen (etwa über Posttarife), ministerielle Verordnungen, Verfügungen, Erlasse und Bekanntmachungen sowohl aus Stuttgart, dem Sitz der Königl. Württemb. Behörden, als auch aus Frankfurt am Main, dem Sitz der „General-Direktion der Königlich Württembergischen Posten“, wechselten einander ab. Posthalter Roller mußte sich, seine Gehilfen und seine Postknechte, ständig auf dem Laufenden halten. Hinzu kam, daß das dem Balingener Postamt vorgesetzte Ober-Postamt Tübingen relativ nahe lag und dessen Funktionieren leicht beobachten konnte. Zudem führten einige Postcourse direkt dorthin; die Reisenden kamen also hie wie dort durch, so daß eventuelle Nachlässigkeiten in der Dienstabwicklung sicher bald aufgekommen wären.

Rollers Schlaf war kurz. Bereits um 4 Uhr früh hatte sich der Posthalter wieder wecken lassen. Gestern abend 8 Uhr waren zwei Männer mittleren Alters mit dem Postomnibus von Ebingen her in Balingen angekommen. Sie wollten um 5 Uhr in der Frühe mit der Fahrpost des Balingen-Oberndorfer Kurses nach Brittheim weiterreisen, wo sie daheim seien. Während sie ihren Kaffee tranken und ein Brot aßen, setzte sich Posthalter Roller zu ihnen. Die beiden Reisenden bedauerten, daß man sich in Balingen leider eine ganze Nacht aufhalten müsse, wenn man, wie sie, über Rosenfeld nach Brittheim weiter wolle, was 4 mal wöchentlich um 5 Uhr früh ab Balingen möglich sei. Roller wand ein, daß es sich um einen Nebenpostkurs handele und man bei den Kursfahrten sowohl Reisende als auch Postsendungen zu befördern habe; letzteres sei nun eben einmal in ankommender Richtung insbesondere frühmorgens zweckmäßig. Die beiden Brittheimer Herren hätten jedoch auch noch gestern abend heimreisen können, wenn sie eine Extrapost hätten anspannen lassen, was freilich ins Geld gegangen wäre. Andererseits sei ihnen über Nacht kaum etwas entgangen, denn in seinen guten Gasthausbetten



Postomnibus der Kgl. Württ. Post, wie er um 1850 zwischen Ebingen und Balingen verkehrte. Die Fahrgäste saßen quer zur Fahrtrichtung; aus diesem Grunde befindet sich auch die Einsteigtür an der hinteren Wagenseite. Der Wagen ist bereits mit einer Hinterradbremse und einem verbesserten Fahrerbock ausgestattet.

dürften sie „fast wie daheim“ geschlafen haben. Hierzu käme, daß es sich bei dem Balingen-Oberndorfer Kurs um eine noch ziemlich junge Einrichtung handle, da er erst seit Dezember 1847 gefahren würde. Im übrigen verkehre „hinter dem Heuberg“ von Tübingen aus neckaraufwärts ein Hauptpostkurs über Rottenburg – Horb – Sulz – Oberndorf und Schramberg nach Hornberg, so daß man auch vom Neckartal her Brittheim erreichen könne, was jedoch unter Umständen ein Umweg sei. Doch vielleicht ändere sich das, wenn einmal die erst wenige Jahre bestehende Kgl. Württ. Staatseisenbahn auch unseren Raum erreicht haben würde, was sich jedoch wohl noch einige Jahrzehnte hinziehen werde. Da jetzt zur Abfahrt des Oberndorfer Kurses aufgerufen wurde, mußten sich die beiden Reisenden verabschieden. Ihre Weiterreise begann. In etwa 2½ Stunden würden sie daheim sein in Brittheim. Und das war gut so, denn auf den Posthalter Roller kam neue Arbeit zu.

Posthalter Roller mußte nun die für 6 Uhr morgens bevorstehende Abfahrt des Postomnibusses nach Ebingen mit vorbereiten helfen. Vom 1. August 1848 an war die Zahl der zwischen Balingen und Ebingen verkehrenden Influenzfahrten auf 6 mal wöchentlich hin und zurück erhöht worden. Die Fahrten verkehrten jeweils 6 Uhr morgens ab Balingen (8 Uhr morgens an Ebingen) mit der für Ebingen und Umgebung bestimmten Post, sowie 6 Uhr abends ab Ebingen (8 Uhr abends an Balingen) mit der aus Ebingen abgehenden Post. In dem dazu verwendeten zweispännigen Postomnibus hatten auch einige Reisende Platz. Ab Balingen stellte Roller die Billets (Fahrscheine) aus. Die Durchführung der Fahrten oblag der Posthalterei Ebingen, die Ankunfts- und Abfahrtszeiten in Balingen waren auf die Kurse Stuttgart – Balingen – Schaffhausen und Balingen – Rosenfeld – Oberndorf abgestimmt. Posthalter zu Ebingen war damals der Rehwirt Haasis. Das „Reh“ befand sich Ecke Sonnen-/Kirchgrabenstraße. Daneben lag der „Engel“, dessen Wirt in Notfällen Vorspann leistete.

Hier sei der Hinweis gestattet, daß im Rahmen dieser Abhandlung bereits mehrfach auf in der Presse erschienene amtliche Bekanntmachungen mit postalischem Inhalt o. ä. hingewiesen werden konnte, woraus hervorgeht, daß sich damit eine zusätzliche postgeschichtliche Quelle aufgetan hat. Die Druckerzeugnisse jener Zeit bestanden anfangs meist nur aus einem kleinformatigen vierseitigen Blatt je Nummer und erschienen in der Regel zweimal wöchentlich. Sie enthielten überwiegend amtliche Bekanntmachungen, darunter zahlreiche in Gant- und außergerichtlichen Schuldsachen, und private Anzeigen sowie Meldungen etwa über Untaten, Unglücksfälle, Merkwürdigkeiten und anderes. Wie kurz damals die Herausgeber in Bezug auf politische Nachrichten gehalten wurden, geht aus einer Verhandlungs-Niederschrift vom 3. Febr. 1850 vor dem K. Oberamt Balingen hervor, in welcher der Buchdruckerei-Besitzer Daniel auf eine bestehende Übereinkunft hingewiesen wird, wonach er im Amts- und Intelligenzblatt von Privaten nur Nachrichten bringen dürfe „über Gegenstände, die, indem sie der Politik fremd sind, sich auf Handels- und Gewerbeverkehr beziehen oder sonst Privat-Angelegenheiten betreffen.“ Da Daniel eine Belehrung des Publikums wünschte, wurde ihm gestattet, diesen Protokolltext im Amts- und Intelligenzblatt abzudrucken, was in Nr. 10 vom 5. Februar 1850 geschehen ist.

Für den hiesigen Raum kommen folgende Blätter in Betracht: a) erstmals erschienen anfangs Januar 1834 in Ebingen „Der Albote – Ein Amts-, Intelligenz- und Unterhaltungsblatt für den Oberamtsbezirk Balingen“; b) erstmals erschienen am 3. Jan. 1835 in Sulz „Schwarzwälder Bote – Amts- und Intelligenzblatt für den Oberamtsbezirk Sulz a. N.“ (1837 nach Oberndorf verlegt); c) erstmals erschienen Mitte Oktober 1848 in Balingen „Politisches Volksblatt für Stadt und Land“, ab 1. 1. 1849 zunächst umbenannt in „Der Volksfreund“, ab 1. 1. 1850 erneut umbenannt in „Amts- und Intelligenzblatt für die Oberamtsbezirke Balingen und Sulz“, ab 18. 1. 1850 auch

Amtsblatt für den Oberamtsbezirk Oberndorf. Dieses Blatt wurde 1848 zunächst in einem Gebäude auf der Insel am Balingen Viehmarkt gedruckt. Nachdem der Verleger Wilhelm Daniel vorübergehend auch Räume im Gasthaus „Sonne“ zu diesem Zweck benutzt hatte, verlegte er seine Druckerei schließlich in den 1860er Jahren in das Gebäude der Balingen „Alten Post“.

Kurz nachdem der Postomnibus in Richtung Ebingen die Balingen Poststation verlassen hatte, setzte wieder einer jener April-Schneeschauber ein, die man lieber von der warmen Stube aus durch die Fensterscheiben beobachtet als im Freien miterlebt. Plötzlich ertönten Posthornsignale. Wenig später fuhr eine Extrapost in den Posthof ein. Die Reisenden, zwei geistliche Herren aus der Riedlinger Gegend, benutzten eine eigene Chaise. Sie gaben als zurückgelegte Fahrstrecke an: Riedlingen – Gammertingen (Hohenz.) – Ebingen – Balingen, und baten um frische Postpferde bis Haigerloch (Hohenz.), wo ein letzter Pferdewechsel stattfinden müsse, um das Reiseziel, die Bischofsstadt Rottenburg am Neckar, zur vorgesehenen Zeit zu erreichen. Ihre Angaben entsprachen dem „Post-Distanz-Regulativ“, aus dem ersichtlich ist, nach welchen benachbarten Poststationen die einzelnen Posthaltereien Extraposten zu fahren haben und wie groß die jeweiligen Entfernungen sind, was für die Gebührenberechnung wichtig war. – Als die beiden geistlichen Herren sahen, daß der Posthalter Roller doch einige Schwierigkeiten hatte, binnen einer Viertelstunde abfahrtsbereit eingespannt und auch einen Postillon bestimmt zu haben, denn das war die in § 5 der „Extrapost-Dienst-Ordnung vom 24. August 1832“ dafür festgesetzte Zeitspanne, entschuldigten sie sich beiläufig, die Reise wäre ihnen plötzlich aufgetragen worden, weshalb eine Nachtfahrt notwendig geworden und eine Voraus-Bestellung der Extra-Post leider nicht möglich gewesen sei.

Posthalter Roller wußte sich zu helfen. Als solcher war er ja verpflichtet, ständig eine bestimmte Anzahl von Postpferden bereitzuhalten, die zum Postdienst geeignet sein und keine gefährlichen Untugenden haben sollten. Nun war es eben wie immer: gelegentlich standen Pferde untätig herum, andererseits gab es Zeiten, da sie alle unterwegs waren. Er ließ zwei Rappen der Klasse „Mittlerer Wagen-schlag“ einspannen, wie sie, einer Kgl. Verordnung vom 19. 6. 1839 zufolge, als Zugpferde für

Militär, Landwirtschaft und Post in Betracht kamen. Die Pferde mußten schon stämmig sein, gerade heute, wo es draußen so schneeglitschig war. Aus diesem Grunde hatte Roller bei Abfahrt der Extrapost besonders auf die Mitnahme eines Hemmschuhs geachtet. Die Formalitäten hatte er ebenfalls erledigt: den Manualeintrag und die Erhebung des Extrapostgeldes entsprechend Bespannung und Entfernung. Das Postillon-Trinkgeld war von den Reisenden erst nach zurückgelegter Fahrt direkt an den Postillon zu entrichten.

Roller warf noch rasch das große Stalltor zu und ging dann zum Haus hinüber, in dessen hinterer Tür schon seit einiger Zeit ein ihm bekannter Balingen Bürger lehnte, der ein Paket neben sich abgestellt hatte, wohl um es abzusenden. Da es bald 8 Uhr war, mußte der Posthalter ohnehin seinen Postschalter öffnen, denn einem bereits Jahrzehnte alten Erlaß zufolge sollten „bei allen Kgl. Postämtern morgens von 8 bis 12 Uhr und nachmittags von 2 bis 7 Uhr Briefe und Postwagen-Effekten aufgegeben werden können.“ Roller schloß sein Expeditions-Zimmer auf, d. h., jenen besonderen Raum, der der guten, übersichtlichen und sicheren Lagerung aller Poststücke diene und zugleich Rollers Arbeitsraum und entsprechend ausgestattet war mit einem Tisch, einem Stuhl, zwei Waagen, den erforderlichen Manualen, Gebührensübersichten usw. sowie mit einer Wanduhr. Dann öffnete er ein kleines, in die Türfüllung eingesetztes Schiebefenster und begann, seine „Kunden“ abzufertigen. Zunächst nahm er das bereits erwähnte Paket an, obwohl es etwas mehr als 80 Pfund wog, weil er es für handlich hielt, und stellte den Post(einlieferungs)schein aus. Der Fahrpost-Adresse konnte er entnehmen, daß dieses Paket Metallwaren enthielt. Auch Briefe wurden aufgegeben, wobei viele Vorschriften zu beachten waren, insbesondere bei Auslandsbriefen, die um 1850 entweder unfrankiert oder Franco Grenze bzw. Franco (also ganz frei bis zum Empfänger) abgesandt werden konnten, soweit das tarifmäßig möglich war. Die genannten Vermerke sollte der jeweilige Absender persönlich auf seinem Brief anbringen. An ihn mußte man sich letzten Endes halten, wenn niemand sonst das Porto zahlen wollte. – Die zu befördernden Briefe waren damals noch, wie immer schon, gefaltet und versiegelt, d. h., der Briefbogen war zugleich auch Briefhülle. Nur äußerst selten kam in Balingen mal ein Brief in einem

Die ersten Balingen Poststempel

(Zeit der sogen. Vorphilatelie)

DEBALINGEN

Altstempel
1780 – 1793

BAHLINGEN.R.2

Rayonstempel
1807 – 1833

BAHLINGEN

Zeilenstempel
genaue Verwendungszeit
unbekannt

BAHLINGEN

Zeilenstempel
1804 – 1834

BALINGEN

Zeilenstempel
1834 – 1845
(Verrutschungen möglich)

BALINGEN
1 SEPT 1842

Zeilenstempel mit Datum
1840 – 1851

besonderen Umschlag an. 1820 hatte nämlich der englische Buchhändler Brewer den Briefumschlag erfunden, um das eigentliche Schreiben, ähnlich wie ein Buch, durch eine besondere Hülle vor Beschädigung oder Verschmutzung zu schützen. Von 1830 an soll es die ersten Briefumschläge im Handel gegeben haben. – Abgehende Briefe waren auf der Vorderseite zu stempeln. Die bei der Balingen Poststation bis 1851 verwendeten Poststempel sind abgebildet.

Ab und zu traf auch ein Brief aus Amerika ein bzw. ging dorthin, was damit zusammenhing, daß ab etwa 1830 wegen der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse hier und in anderen deutschen Ländern viele Bürger auswanderten und zwar vorzugsweise nach Nordamerika. Das hatte begreiflicherweise auch einen gewissen Briefverkehr zur Folge. Die Auswandererpost lief in der Hauptsache über Bremen und Aachen, in bescheidenem Um-

fang auch über Hamburg und Le Havre. Mit all dem hatte natürlich auch der Balingen Posthalter Roller zu tun.

Inzwischen hatten sich am Balingen Postschalter auch zwei Frauen aus Geislingen eingefunden. Sie wollten mit dem Eilwagen nach Dettenhausen reisen und baten um Eilwagen-Reisescheine, die rechtzeitig zu lösen insofern wichtig war, als die Verteilung der Plätze im Postwagen in der Reihenfolge des Einschreibens (der Eintragung) in die Charta bei gleichzeitiger Bezahlung des Fahrtgeldes erfolgte. Was Roller bei durchpassierenden Wagen stets nie wissen konnte, war deren Besetzung, d. h., ob der gegen ½ 2 Uhr aus Richtung Tuttlingen in Balingen eintreffende Eilwagen noch zwei freie Plätze haben würde oder nicht. Im letzteren Falle hätte Roller eine Beichaise einsetzen müssen, was er jedoch nicht hoffen wollte.

Fortsetzung folgt

Gotische Schlußsteine an Schömberger Bürgerhäusern

Von Anton Grözinger (Fortsetzung)

In der Gaberstallstraße Haus Nr. 11 (Stadtplan von 1922 Haus Nr. 293) befinden sich zwei interessante Schlußsteine in der Vorderfront des Gebäudes. Es handelt sich wie bereits einleitend beschrieben um gotische Rippensteine, um Ornamentsteine aus dem 15ten Jahrhundert.



Die linke Darstellung zeigt in einem Dreipaß die Hl. Ursula mit einem Pfeil. Sie soll die Tochter eines englischen Königs Namens Dimotheus und seiner Gemahlin Daria gewesen sein.

Auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt von Rom geriet sie mit ihren 11 000 (?), historisch so dargestellt, Begleiterinnen, den Berichten nach Jungfrauen, bei der Belagerung der Stadt Köln in die Hände der Hunnen. Durch mehrere Pfeile getroffen starb die Königstoch-



ter am 21. Oktober des Jahres 383 den Märtyrertod. Die Kölner verehren die Heilige genau so wie die Ursulinen als Patronin.

Die zweite Darstellung, ebenfalls ein gotischer Dreipaß, erinnert uns an die Hl. Barbara. Den Namen Barbara erhielt die Heilige ihrer „barbarischen“ Abstammung wegen.

Zur Zeit des römischen Kaisers Maximilian lebte in Nikomedien ein Heide von edlem Geschlechte und reich an den Schätzen dieser Welt; er hieß Dioskorus. Seine Tochter soll ungemein schön und von besonderen religiösen Gedanken motiviert gewesen sein. Er ließ einen sehr hohen Wohnturm bauen in den er seine Tochter einsperrte, damit nie ein Mann ihr Angesicht erblicken sollte.

Nach der Flucht aus dem Turm wurde sie von ihrem Vater in schwere Ketten gelegt und in den tiefen Kerker des Turmes geworfen und anschließend mit Ochsensehnen gezeißelt. Das Martyrium wurde längere Zeit fortgesetzt. Als sie bezeugte, sich nicht von ihrer religiösen Vorstellungen zu trennen, enthauptete sie der eigene Vater. Ihr Todestag war der 4te Dezember des Jahres 306.

Die Heilige gilt als Nothelferin gegen Gewitter, Feuer und plötzlichen Tod. Der Barbaratag wird von Bergleuten besonders gefeiert. In unserer Gegend stellen die Bewohner ländlicher Bereiche am Barbaratag „Barbarazweige“ (von Obst und anderen Bäumen) in Stuben und Ställe ins-Wasser. Um Weihnachten blühen die Zweige auf und diese sollen Segen für das folgende Jahr anzeigen.



An der Ostseite des Gebäudes Nr. 5 der Alten Rottweiler Straße (Stadtplan von 1922, Haus Nr. 241) sind ebenfalls 2 schöne gotische Schlußsteine an der Außenwand angebracht. Die linke Darstellung, ein gotischer Dreipaß, zeigt den Hl. Paulus mit dem Schwert. Paulus,

ursprünglich Saulus genannt, wurde in Tarsus (Zilizien) in jüdischer Familie geboren.

Von Beruf war er Zeltmacher. In Jerusalem bildete er sich zum Schriftgelehrten. Als strenger Pharisäer verfolgte er Jesus Christus und seine junge Kirche, da er sie für Gesetzesabtrünnige hielt. Zwischen 33 und 35 wurde er auf wunderbare Weise bekehrt und nahm den Namen Paulus an. Dieser Name ist die verkürzte Form des lateinischen Wortes „parvulus“ (Kleiner). Seine Missionstätigkeit begann er in Antiochien. Drei große Missionsreisen sind von hervorragender Bedeutung. Diese führten ihn nach Zypern, Kleinasien, Mazedonien und Griechenland. Er bevorzugte Städte wie Ephesus, Athen und Korinth. An Pfingsten des Jahres 57 (58) wurde Paulus in Jerusalem verhaftet. Nach 2 Jahren Haft transportierte man ihn bei stürmischer See nach Rom. In Rom wurde er weitere 2 Jahre gefangengehalten. Danach ging er nach Spanien und Ephesus, Kreta und Epirus. Seine erneute Gefangenschaft endete unter Nero am 29. 6. des Jahres 67 (68) mit einer Enthauptung. Die Gebeine des Heiligen ruhen in einer der 4 Patriarchalkirchen (St. Paul vor den Mauern) in Rom. Seine höchste Bedeutung erlangte er als Apostelfürst.

Von ganz besonders historischer Bedeutung ist der rechte gotische Vierpaß. Er zeigt einen wappenhaltenden Engel. Leider läßt sich das Wappen mit den vorhandenen Mitteln nicht zuordnen. Es wird vermutet, daß es sich um das Wappen des Pfarrers als Bauherren handelt, unter dem die gotische Kirche errichtet wurde. Genauso ist es möglich, daß es sich um das Wappen des Baumeisters einschließlich seines Meisterzeichens handelt. Sollte es gelingen das Wappen zu bestimmen, wären wir dem Baubeginn der Kirche sicher um einiges näher und darüberhinaus könnten interessante Schlüsse gezogen werden.



So ist z. B. am mittleren Kreuzungspunkt des Netzgewölbes in der oberen Sakristei der Stadtpfarrkirche zu Pfullendorf ebenfalls ein wappenhaltender Engel zu sehen. Dieses Wappen ist deshalb von besonderem Interesse, da dieses baugeschichtliche Zeugnis durch einen im Wappenfeld dargestellten „Winkelhaken“ richtungsweisend ist. Es ist das bekannte „Meisterzeichen“ der Parler. Im Treppenhause des Marstalles des Klosters Salem ist ein Baumeisterbildnis des M. Hans von Safoi mit „Zirkel“ und „Winkelhaken“ zu sehen. Interessanterweise zeigt auch unser gotischer Vierpaß ein „Meßwerkzeug“ neben dem Halbmond und Stern. Dieses bauplastische Werk ist für die chronologisch, historische Einordnung der gotischen Kirche sicher von ganz besonderem Wert. (Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 3/1981).

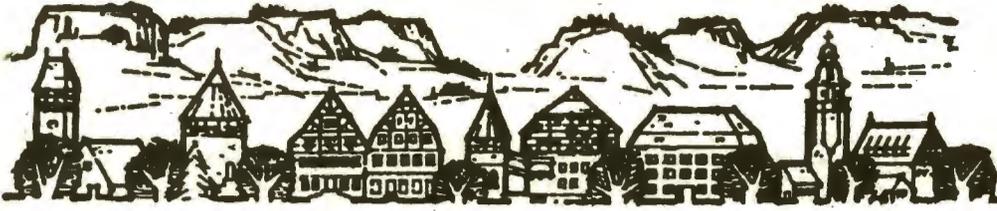
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christian Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 29

31. Dezember 1982

Nr. 12

Vom oberen Kinzigtal zur Südwestalb

Von Fritz Scheerer (Fortsetzung)

Die alte Talstraße Oberndorf-Rottweil verläßt bei Talhausen das vielgewundene Neckartal. Schäumende Wassermassen der Schlichem überströmen die Barren der Felsblöcke aus Hauptmuschelkalk, ehe sie sich mit dumpfem Brausen in den finsternen, felsigen Durchlaß der Schlichemklamm oberhalb des Hofes und der früheren Mühle durchzwängen. Ein „Umlaufberg“ trägt die Ruine der einstigen Burg, deren Edelgeschlecht die Herzogskrone von Spoleto erworben hatte. Am Berg, ähnlich wie der Neckar bei der Neckarburg und am Zwielwäldle unterhalb Hohenstein, hat hier die Schlichem eine alte Flußschlinge durchnagt. Stromlos liegt ihr früherer Talweg, das Wiesental, das die einstige Herzogsburg südlich umzieht. Mit vergrößertem Gefälle stürzt der heutige Fluß auf verkürzter Durchbruchsstrecke über die Felsbarren herunter.

Die Keuperlandschaft

Rechts und links des scharf abbrechenden Neckartalrandes bildet der **Lettenkeuper** die alten Landflächen, dessen Feinsand in Sandgruben abgebaut wurde. Äcker, Weiden und Wiesen wechseln in dem leicht gewellten Gelände. Die Rotfärbung der Böden verrät die Schichtenfolge des **Gipskeupers**. Stark eingetieft Feldwege, sumpfige Wiesen und schwere Ackerböden kennzeichnen diese Gebiete, die die ganze Umgegend mit Gips versorgt haben. Gips für Bauzwecke und Düngegips wurden vor allem aber bei Ependorf im mittleren Muschelkalk abgebaut.

Der in Flutrinnen entstandene **Schilfsandstein** tritt in oft wechselnder Mächtigkeit zutage. Die mächtigste Entwicklung ist bei Trichtingen festzustellen, wo ein kleines vom Schilfsandstein eingedecktes Vorgebirge vor dem Keupergebirge des Kleinen Heubergs erscheint. Die Pflanzenwelt ist ganz anders wie im Muschelkalk. Hier finden sich Bestände der Heidelbeere und üppig wuchernden Heidekrauts, gelegentlich sogar Preiselbeeren oder ein Busch der Stechpalme, die wohl aus dem Schwarzwald eingewandert ist. In den **Bunten Mergeln** reißen die steil herabkommenden, lebhaft arbeitenden Bäche ihre kleinen Schluchten und Tobel ein („Hardsteige“ bei Harthausen).

Die weißen und weißgrauen Sandsteine des **Stubensandsteins** bilden an den Hängen eine deutliche Rampe. Auf diesen Hängen der vorgetretenen Hügel ist meist auch die Grenze des Waldes. Die Pflanzenwelt ist der des Schilfsandsteins ähnlich. Stellen mit eingeschalteten Tonschmitzen sind sumpfig, wo Wollgras (*Molinia caerulea*), Seggen, Binsen, gelegentlich auch Schilf und Adlerfarn anzutreffen sind.

Die roten bis blauroten Tonmergel, die **Knollenmergel**, sind fast überall gerodet und zu Baumgärten, Wiesen genützt. Der große Gehalt an quellbaren Tonmassen bedingt ihre bekannte, gefährliche und gefürchtete Neigung zum Schieben und Rutschen. Die schiefehenden und krummen Bäume in den Wiesen sind hier an den welligen Hängen deutlichen Vorhandenseins der wohl durch Staubstürme vom Vindelizischen Land herbeigeführten Verwitterungsmassen, die aufgequol-

len verheerende Zerstörungen hervorrufen können (s. HBl. Juni 1979).

Erdgeschichtlich gesehen haben zu Ende dieser Periode die flachen Wattenmeere des **Rätsandsteins** (Täbingen) mit weiten noch trockenen Landstrichen mit dem Weltmeer Verbindung gewonnen und durch reines Meerwasser gefüllt werden können. Das Meer, das damals über unser Land kam, das die ganze folgende Zeit des Jura bis zur Ablagerung des obersten Weißen Jura geblieben ist, zeichnet sich in dem grundlegenden Gesteinswechsel an.

Im Jura

Wo das Waldland der Keuperberge von ausgedehnten Felderfluten überragt wird, wo an Stelle vereinzelter Dörfer stattliche Siedlungen treten, hat der Schwarze Jura, der **Lias**, den Keuper abgelöst. Wo die buntenfarbigen Tone und weißen Sandsteine durch dunkle Tone und Kalke ersetzt werden, sind wir von der festländischen in den marinen Ablagerungen übergetreten. Hat man im oberen Keuper tagelang suchen müssen, um eine einzige Versteinerung finden zu können, so strömt uns im Jura ungeahnte Lebensfülle entgegen. Schon die vorhandene dunkle Farbe der über dem Keuper beginnenden Schichten weist auf Leben hin.

Dicht über dem Keuper erstreckt sich die große Fläche des untersten Lias im Kleinen Heuberg (um Rosenfeld, Täbingen, Neukirch usw.). Weiter zurück erfolgt ein kleiner Anstieg zur nächst höheren Albvorebene, die vom Ölschiefer des oberen Lias gebildet wird (Dotternhausen, Schömberg, Wellendingen) und sich unmittelbar vor dem kräftigen Anstieg des Braunjura ausbreitet. Auch hier sind Ackerflächen. Nur sind es im ersten Fall harte Kalke oder Sandsteine, die die Unterlage und zugleich die Kante zur Keuperlandschaft bilden, während bei Ölschiefer die dicht gepackten Bitumen durchsetzten Schiefertone dieselbe Widerstandskraft gegen Verwitterung und Abtragung zeigen (Schlichemtal bei Schömberg).

Mit einer dunklen Kalkbank, überlagert von dunklen Tonen, beginnen die Pylonotenschichten, über die sich feinkörnige Sandsteine, der Angulaten-Sandstein, schieben. Den Namen verdankt er einem Ammoniten. Sehr fossilreich sind die **Arietenkalke**, die früher viel abgebaut wurden. Da sie sehr widerstandsfähig sind, bilden sie oft die Kante der Liasstufe. Ammoniten, Nautilus, Lima, Gryphäen usw. sind häufig.

An kahlen Halden, an entblößten Talhängen sind die schieferigen **Turneritone** (Lias Beta), denen hellgraue, kalkreiche Tone, die in Balingen früher zur Zementherstellung verwendet wurden, die **Numismalmergel**, folgen. Berühmt sind darin die „Schlachtfelder“ der Belemniten (vom Volk „Teufelsfinger“, „Donnerkeile“ usw. genannt) (belemnites = Wurfspieß). Über die fruchtbare Liasalpha-Ebene erheben sich die Mergel, die weithin kahl sind und früher als kümmerliche Schafweide genutzt wurden.

Fette Tone darüber führen die reizenden Zopfammoniten (Amalthen), die zu den schön-

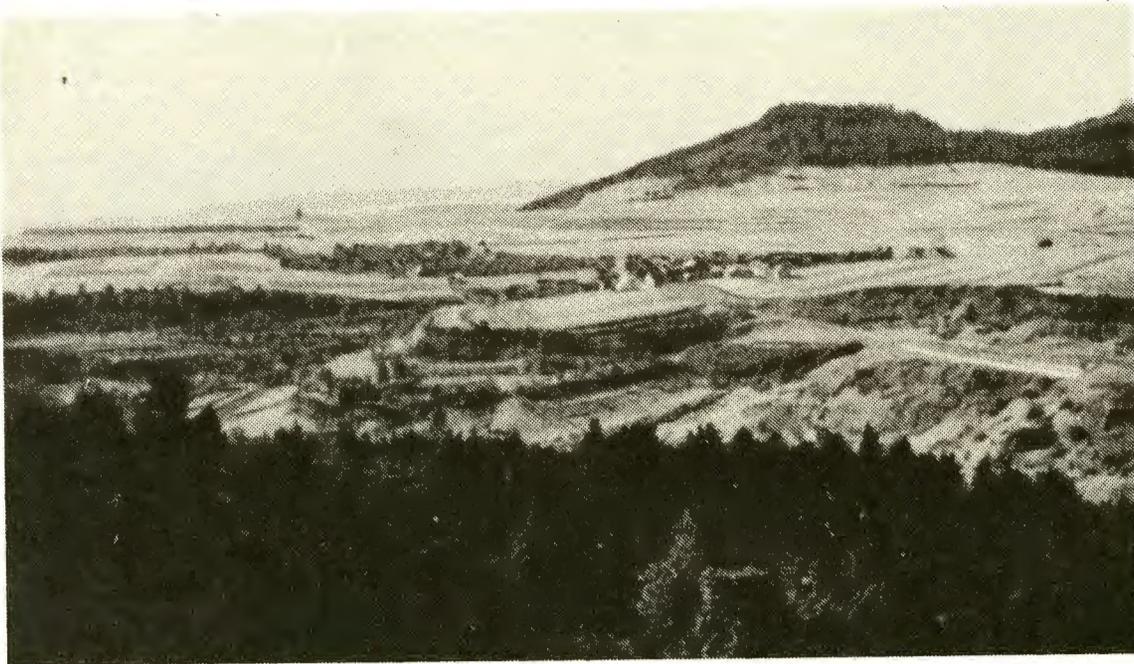
sten Versteinerungen des Juras gehören. In Hohlwegen, Talkanten, Wasserrissen und an den Bächen Wasserfälle bildend (Schlichem oberhalb Schömberg) tritt in einem schieferigen Felsband der **Posidonienschiefer** hervor. Dem Ölgehalt verdanken die gepackten Schiefer ihre Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung und Abtragung (Schlichemtal zwischen Schömberg und Dautmergen). Durch diese Schiefer hat Schwabens Jura Weltruf erlangt. Aber nicht durch dessen Ölgehalt, sondern wegen seiner reichen Saurierschätze (Holzmaden)! Den Namen verdanken sie der Poseidonmuschel. Prächtig sind die ganz erhaltenen Seelilien, die häufig auf Treibholz sitzen (s. HBl. Dezember 1981). Fische sind ganz erhalten, nur stark zusammengepreßt. Die Fischexen oder Ichthyosaurier zeigen eine vollendete Anpassung ans Wasserleben (Torpedoform!).

Die **Jurensismergel**, das jüngste Glied des Lias, zeigt in den Aufschlüssen an der Bahn von Dotternhausen nach Schömberg eine außerordentlich geringe Mächtigkeit (kaum 1 m). Er dürfte allgemein über drei Meter Mächtigkeit nicht hinausgehen.

Wie der Schwarze Jura das Albvorland mit seinen Ebenen bildet, reich an Siedlungen (überaus zahlreiche -ingen-Orte von Spaichingen bis Balingen) und Feldern, arm an Wäldern, sind dagegen die Albvorberge (Hirschberg bei Balingen und der geböschte Hang des Albtraufs) reich an Wäldern und Wiesen, arm an Siedlungen und Feldern. Das Reich des **Braunjura!** Trotz seiner wesentlich größeren Mächtigkeit (etwa das Dreifache des Lias) ist er in einem schmalen Streifen am Steilabfall, weil er vorwiegend im Steilanstieg ausstreicht. „Denn mächtige Tonmassen herrschen hier vor und leisten der Abtragung wenig Widerstand; die harten Kalkmauern des Weißjura müssen sie vor allzu rascher Zerstörung schützen“ (Georg Wagner). Es entstand der schroffe Steilrand der Alb, in Tonen und Mergeln geböschet, in den Kalken darüber jäh ansteigend. Sandsteine und Kalke unterbrechen die mächtige Folge von Tonen. So bildeten sich je nach der Mächtigkeit und Widerständigkeit schmale Leisten, breitere Terrassen wie bei Gosheim in einer Verebnung im mittleren Braunjura (s. Bild).

Die Felder der Ölschiefertone umsäumt ein schmaler Streifen von hellem, zähem Graulehm des obersten Lias (Schömberg). Dann steigt in runden kuppigen Formen ein unruhiges Gelände an (Wochenberg), meist von Wald oder Wiesen bedeckt. Siedlungen liegen nur in den Tälern. Die dunklen, fetten Tone über 100 m mächtig, der **Opalinuston**, liefern einen schweren, nassen Boden, der zu Rutschungen neigt (Straßenbau am Wochenberg). Muscheln mit weißen Perlmutterchalen zeugen von verschwundener Pracht. In den obersten 20 m werden die Tone sandiger, sie gehen in die „Wasserfallschichten“ über. Der Name ist von harten Bänken, die in den Bächen kleine Wasserfälle bilden (Schlichem unterhalb Hausen a. T.).

Was diese Grenzschiefer einleiteten, vollendet der **Eisensandstein** (Braunbeta), wie am Wochenberg bei Schörzingen in einer breiter angelegten Terrasse, die heute die neue Straße nach Deilingen benützt. Der Sandsteinboden trägt auch eine bezeichnende Flora: Bärlapp,



Blick vom Fahrweg Gosheim - Böttingen auf die Braunjura-Terrasse von Gosheim. Im Hintergrund der Lemberg.

Adlerfarn, Heidekraut usw. Zugleich ist er ein „Paradiesland“ für Brombeeren.

Den Abschluß von Braun-Gamma bilden die **Blaukalke**, die als Wegschotter geschätzt waren und am Oberhohenberg und an den „Hirnwiesen“ abgebaut wurden, wo sie eine treppenförmige Vorstufe vor der eigentlichen, scharf ausgeprägten Deltaterrasse bilden.

Die harten **Ostreenbänke** bilden die letzte stärker hervortretende Kante am Hochalbhänge. Sie sind ein Dorado für Fossilien sammeln. Schon durch die braunrote Färbung des Bodens fallen sie auf. Sie enthalten Ostreen (Hahnenkammaustern) in besonderes reicher Zahl wie auch den Riesenbelemniten (*Belemnites giganteus*). Darüber steigt das Gelände nur allmählich an, so daß es stark von herabge-

schobenem Schutt fast bedeckt ist. Am Ortenberg und bei Gosheim sind aber durch Abbruch freigelegte Stellen. „Dickköpfige Ammoniten (Makrocephale) finden sich in den obersten Schichten.

In den **Ornatenton** kommen die schönsten Ammoniten mit deutlicher Rückenfurche, Gabelrippen mit vielen Knoten vor. Die Tone saugen sich voll Wasser und rutschen leicht, werden vom darüberliegenden Weißjura ausgequetscht. Welliges Gelände, Wassertümpel mit saurem Gras, Binsen, Schachtelhalmen und Erlen zeichnen diese Zone. Sie verursachten auch die großen Bergstürze am Ortenberg im Mai 1787 und im Oktober 1851 am Plettenberg (südliche Kante gegen Ratshausen).

Schluß folgt

Johann Jakob Roller, Wirt zum „Goldenen Adler“ und Königlich Württemb. Posthalter zu Balingen von 1813 bis 1854/55

Von Rudolf Töpfer (Schluß)

Was diese Wagen betraf, die ja dem jeweiligen Posthalter gehörten, herrschten strenge Vorschriften, die 1836 erlassen worden waren, weil „die Extrapost- und Beichaiser nicht allenthalben Bequemlichkeit und den erforderlichen Schutz gegen Wind, Regen und Schnee gewähren.“ Danach waren nun Breite und Tiefe der Sitze, die Sitzzwischenräume, die Verdeckhöhe, eine feste gepolsterte Wand zwischen Rückwärtssitz und Postillonssitz sowie Seitenwände am Rückwärtssitz u. a. vorgeschrieben. Sitze und Wände seien von Zeit zu Zeit frisch aufzupolstern. Die ledernen Vorhänge mußten genau schließen, sodaß keine Ritze für Luftzug, Regen und Schnee bliebe. Schließlich seien die Chaisen mit Ölfarbe fortlaufend zu numerieren und diese Nummern in den Stundenzetteln anzugeben. Also da hatte Roller bei der gerade freien Chaise gewisse Bedenken bzgl. der Polsterung und der ledernen Vorhänge! Beide waren gewiß erneuerungsbedürftig, leider war man vor lauter Geschäft bisher nicht dazu gekommen, den Sattler zu bestellen. Doch gerade bei dem Schneetreiben heute hätte er diese Chaise nicht gern eingesetzt.

Da die beiden Frauen noch eine ziemliche Wartezeit vor sich hatten, suchten sie die sogenannte Passagierstube auf. Sie sollte ebenfalls vorhanden, anständig möbliert und stets reinlich sein. In ihr durfte sich jeder Reisende unentgeltlich aufhalten, auch nachts, ohne etwas verzehren zu müssen. Allerdings war die Aufenthaltsdauer begrenzt. Betten durften in der Passagierstube nicht aufgestellt werden,

die im Winter warm gehalten werden sollte. Irgendwo im Schwarzwald, so heißt es, soll man einmal einen overschlauen Posthalter erwisch haben, der in den Ofen seiner Passagierstube nur eine flackernde Kerze gestellt hatte, um Beheizung vorzutäuschen. Nun, wir wissen nicht, wie die Rollersche Passagierstube ausgesehen hat. Während im Posthof der Postillon bereits zur Abfahrt blies, was durchs Fenster zu sehen war, und sein Kamerad zum Aufbruch mahnte, waren die Passagiere noch beim Frühstück, bei der Rasur, beim Sich-Ankleiden usw. Doch zunächst lief in den Balingen Posthof der Packwagen Stuttgart - Schaffhausen ein. Da waren die für Balingen und Ebingen bestimmten Pakete aus- sowie die in Richtung Schaffhausen abzubefördernden Pakete einzuladen, alles anhand der entsprechenden Listen, auch war auf Beschädigungen zu achten. Da es sich um keine zwanzig Sendungen handelte, ging der Ladungsaustausch relativ rasch vor sich. Auch das Einspannen frischer Pferde war bald besorgt, so daß der Packwagen seine Fahrt fortsetzen konnte, was gut war, weil er ohnehin wegen der leicht verschneiten und aufgeweichten Straßen eine geringe Verspätung hatte, die man dem Postillon jedoch nicht ankreiden konnte. Nun mußte der Posthalter Roller rasch noch in die Küche reinschauen, denn es war bereits 11 Uhr vorbei, die Ankunft des Eilwagens von Tuttlingen her stand kurz bevor, und damit auch das Mittagessen der Reisenden. Es sollte im Balingen Postgasthaus eingenommen werden, wofür im Fahrplan 30

Minuten vorgesehen waren. Da Roller wußte, daß der Tübinger Oberpostmeister ab Tuttlingen diesen Eilwagen benutzen würde, der Postillon hatte es ihm bei der gestrigen Durchreise zugeflüstert, sollte alles wie am Schnürchen klappen. Man hatte in der neben der Küche liegenden Gaststube angenehm eingezogen, besonders gründlich geputzt sowie Tischdecken und das bessere Geschirr aufgelegt. Der Eilwagen lief pünktlich ein, denn auch dem Postillon war an seinem guten Ruf gelegen. Posthalter Roller war aus dem Haus getreten. Er hatte seine Uniform angelegt und sah sehr respektabel aus. Er trug, wie alle Königlichen Postbeamten, einen dunkelblauen Rock mit gelben Wappenknöpfen und graue Unterkleider (Hosen). Die Rockschöße waren umgeschlagen und die umgelegten Ecken mit zwei goldgestickten Posthörnern versehen. Auf dem roten Aufschlag des Rockkragens befand sich eine goldene Stickerei einfacher Art, wie sie Post-



haltern zustand, sowie ein Wappenknopf. Beim Einfahren des Eilwagens trug Posthalter Roller auch den zur Dienstuniform aller Postbeamten gehörigen dreieckigen Hut mit der Kgl. Württ. Cocarde und der goldenen Hutschleife, sowie seinen Säbel. - Bei Ertönen des Ankunfts signal, mußten die Speisen bereits zubereitet sein und schleunigst aufgetragen werden, damit die Reisenden die Speisen mit Bequemlichkeit genießen konnten. Als der Eilwagen gegen ¼1 Uhr mittags seine Fahrt nach Tübingen fortsetzte, mit einem besonders verlässlichen Postillon, konnte man den Balingen Posthalter nochmals in voller Montur bewundern. Auch der Tübinger Oberpostmeister machte ein recht zufriedenes Gesicht.

Posthalter Roller hatte seine Uniform wieder abgelegt, und aß nun selbst zu Mittag. Alsdann war es an der Zeit, zunächst den Briefträger Jakob Roller abzufertigen und in Marsch zu setzen, denn solange es Tag war, mußte nach Eingang jeder Post ausgetragen werden. Roller öffnete also die eingegangenen Briefpakete, sortierte die auszutragenden Briefe aus, taxierte erforderlichenfalls und übergab sie dem Briefträger, der die einzelnen Empfänger unmittelbar vom Posthause aus „beliefern“ mußte und dafür je Brief einen Kreuzer Bestellgeld (= Austrägerlohn) kassieren durfte. Briefe, die er nicht anbringen konnte, hatte er einzeln in ein Buch einzutragen und an den Posthalter zurückzugeben. Alsdann kam der Packer (= Paketausträger) an die Reihe. Er hatte die von ihm belieferten Empfänger in einem Bescheinigungsbuch quittieren zu lassen, durfte für die Belieferung eines Postwagenstücks je nach Größe 2 bzw. 4 Kreuzer Bestellgebühr kassieren und wurde ebenfalls täglich anhand seines Bescheinigungsbuches kontrolliert.

Wenn man bedenkt, daß seit dem 1. Januar 1845 zwischen Stuttgart und Schaffhausen hin und zurück täglich je zwei Eilwagen verkehrten und Balingen teilweise auch nachts passierten, daß seit dem 1. August 1843 von dem Kurs Tübingen - Sigmaringen - Saulgau wöchentlich eine Fahrt über Balingen - Ebingen geleitet wurde, daß es ordinaire fahrende Posten und auch Packwagen gab, Reitposten (Briefpostkurse) gingen, Extraposten verkehrten und ab und zu auch eine Estafette geritten werden mußte, dann kann man sich gut vorstellen, daß der Balingen Posthalter Roller allein mengenmäßig überfordert war, obwohl ihm der damit zusammenhängende höhere finanzielle Ertrag natürlich gelegen kam. Schließlich war er selbst im Frühjahr 1850 auch schon 64 Jahre alt. Gewiß beschäftigte er seit eh und je Postknechte (Postillone) sowie auch andere Helfer in Postangelegenheiten; was die Landwirtschaft und das Postgasthaus, den „Goldenen Adler“, betraf, so waren selbstverständlich auch da Knechte und Mägde tä-

tig. Um 1850 standen Roller für Posttätigkeiten zur Seite: der Postgehilfe Jacob Wagner, der Briefträger Jakob Roller, ein Packer (Paketausträger), und mehrere Postknechte (Postillone).

Aus der Tatsache, daß die Balingen Postscheine bis Mitte 1848 ausnahmslos die Unterschrift „Roller“ tragen, geht hervor, daß der Posthalter Roller den Postexpeditionsdienst im Hause bis dahin weitgehend selbst besorgt haben dürfte. Der Name „Wagner“ taucht erstmals Mitte 1848 auf Balingen Postscheinen auf. Damals dürfte Wagner noch Privatgehilfe des Posthalters Roller gewesen und von diesem entlohnt worden sein. In der Balingen Stadtrechnung von 1851/52 ist Wagner bereits als „Postofficial“ vermerkt.

Der Chronist möchte nun darauf verzichten, den Ablauf des von ihm frei gewählten 25. April 1850 beim Königl. Württemb. Postamt Balingen über die Mittagszeit hinaus für den Rest dieses Tages weiter zu verfolgen, um Wiederholungen zu vermeiden und auch weil sich an diesem Tage nichts Besonderes mehr ereignet hat.

Da der Posthalter Roller zugleich auch „Goldener Alder-Wirt“ war, soll nur noch ein Blick in die geräumige Gaststube geworfen werden, in deren einer Ecke der große eichene Stammtisch stand, über dem zwei Petroleumlampen hingen und dämmrig-angenehmes Licht ausstrahlten. An der Holzgetäferten Wand hingen zwei Ölgemälde, die den Posthalter und dessen Ehefrau im mittleren Lebensalter zeigten. Dort nahm auch Roller abends gern Platz; schließlich mußte er sich als Wirt des öfteren sehen lassen und um seine Gäste kümmern. Auch waren die dort geführten Stammtischgespräche für ihn oft recht interessant. Als Posthalter mußte man immer im Bilde sein. Über dem Diskutieren war es wieder spät geworden. Die Gäste zahlten und machten sich auf den Heimweg. Binnen kurzer Zeit war die Gaststube leer. Auch in der Passagierstube hielt sich niemand mehr auf. Roller war froh darum. Man konnte zu Bett gehen. Der 25. April 1850 gehörte der Vergangenheit an.

Wenn der Balingen Posthalter Johann Jakob Roller damals hätte in die Zukunft sehen können, dann wäre ihm gekommen, daß

a) mit dem 30. 6. 1851 die Verwaltung der Königlich Württemb. Posten durch die Thurn und Taxis enden und ab 1. 7. 1851 an den Staat übergehen sollte;

b) bereits am 15. 10. 1851 die ersten württembergischen Briefmarken erscheinen würden;

c) er selbst 1854/55 im Alter von 70 Jahren resignieren, d. h. aus dem Postdienst ausscheiden, aus diesem Grunde das Königlich Württemb. Postamt Balingen in die „Schwane“ verlegt und man von da an sein Gasthaus logischerweise nun „Alte Post“ nennen würde;

d) es ihm bestimmt war, im Jahre 1863 zu sterben;

e) mit Jahreswechsel 1865/66 in Balingen der Postfuhrdienst von Postbetriebsdienst abgetrennt werden würde und

f) seine „Alte Post“ 1874 niederbrannte und kurz danach das Brandunglück durch Verkauf in andere Hände kam.

Laut „Kaufbuch von Balingen für die Jahre 1872-1874“, Seite 436, erfolgte der Verkauf am 24. 8. 1874. Damals verkauften die Erben des verstorbenen Posthalters Johann Jakob Roller die Fläche der abgebrannten alten Post (einschließlich Gras- und Baumgarten, Stall- und Futterboden, einem brauchbaren gewölbten Keller, einem Pumpbrunnen, Gemüsegarten vor dem unteren Tor usw.) an

1) Robert Gess, Sattler, hier, 1200 fl
2) Johann Ebner, Kaufmann, hier, 1000 fl
3) Wilhelm Daniel, Buchdrucker, hier, 700 fl
4) Johann Schweizer, hier, 550 fl
5) Friedrich Rehfuß, Rosenwirt, hier 1101 fl, plus 305 fl,

also in unterschiedlich großen Teilen an insgesamt 5 Käufer, woraus hervorgeht, daß es sich um ein recht umfangreiches Grundstück gehandelt hat und wo es sich genau befand, nämlich dort, wo „Leder-Gess“, der „Zollern-Alb-Kurier“, die „Buchhandlung Daniel“ und das „Modehaus Gaiser“ heute sitzen.

Unser Kalender – jetzt 400 Jahre alt

(von Dipl. Ing. Kerndter)

Unsern Heimatbezirk „Balingen“ kann man kaum als eine isolierte topographische Einheit bezeichnen, denn alles sogenannte „Örtliche“ ist auch hier in einen großen Zusammenhang einbezogen: Landschaft, Klima, Bevölkerung, Kultur, Technik, Geschichte, Verwaltung und sonstige Kriterien verweisen auf einen großen, nicht nur regionalen Zusammenhang. Im einzelnen läßt sich das mühelos belegen. Geht man etwa vom Begriff „Orts-Zeit“ aus, dann kann man feststellen, daß Balingen zwar theoretisch seine eigene Ortszeit hat, aber längst an ein größeres Zeitsystem angeschlossen ist.

Auch für den Balingen Bezirk maßgebend ist daher die MEZ, die mitteleuropäische Zeit, d. h. die Ortszeit auf dem 15. östlichen Längengrad (Stargart und Görlitz). Diese MEZ zählt mit einer Stunde voraus vor der sogenannten „Weltzeit“, WZ, in Greenwich bei London. In abgerundeten Zahlen: Balingen liegt auf dem neunten östlichen Längengrad; 15 Grad bedeuten eine Stunde, also neun Grad gleich 36 Minuten. Liest man in Balingen beispielsweise neun Uhr (MEZ) auf der Uhr ab, dann ist es nach Ortszeit (OZ) erst acht Uhr sechsdreißig Minuten und in Greenwich auf Längengrad Null nach Weltzeit (WZ) erst acht Uhr 00 Minuten.

Die „Zeit“ als transzendentaler Begriff des Nacheinanderseins fand in der „Zeitrechnung“ eine praktisch notwendige äußere Ordnung. Die abendländische Zeitrechnung beginnt mit Christi Geburt, die alten Griechen rechneten von 776 v. Chr. an nach vierjährigen Olympiaden, die Römer ab 753 v. Chr. mit Jahren nach der Erbauung Roms; die Juden ab 3761 v. Chr. nach der angeblichen Erschaffung der Welt (in Byzanz ab 5509); die Mohammedaner ab 622 n. Chr. nach der Hedschra (Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina); die Franzosen ab 1792 (bis 1806) nach dem Stiftungsjahr der französischen Republik. Heute gilt bei uns der aus dem verbesserten Julianischen Kalender hervorgegangene Gregorianische Kalender der am 15. Oktober 1582, also vor 400 Jahren, in Kraft trat.

Mit „calendae“ bezeichnete man im alten Rom den wegen der fälligen Zinsen nicht immer beliebten ersten Montag. Das Jahr begann am 1. März. Davon haben die Monate September bis Dezember bei uns auch heute noch ihre Namen: es heißt „Septimus“ der Siebte, „Octavus“ der Achte usw. „Quintilis“ der Fünfte, und „Sextilis“, der Sechste, wurde

in „Juli“ zu Ehren von Julius Cäsar und in „August“ zu Ehren von Kaiser Augustus umbenannt. Nach einer Neuordnung vom Jahr 153 v. Chr. begann in Rom das Jahr am 1. Januar. Im Jahre 46 v. Chr. führte Julius Cäsar eine Kalender-Reform durch, nach der das Sonnenjahr unter Einbau von Schalttagen 365 Tage hatte. Dieser sogen. „Julianische Kalender“ bestand das ganze Mittelalter hindurch bis 1582.

Nun war aber die Zeitrechnung nicht mehr in Übereinstimmung mit dem beobachteten Gestirnlaf. Vor 400 Jahren, genau am 15. Oktober 1582, führte daher Papst Gregor XIII (1502 bis 1585, Papst seit 1572, einer von den 16 des gleichen Namens) eine neue, notwendig gewordene Kalender-Reform durch. Zum Ausgleich folgte auf den 4. Oktober 1582 des Julianischen Kalenders sofort der 15. Oktober 1582 des Gregorianischen. „Gregor“ heißt der „Wachsamer“; wenn man will, kann man also sagen, vor 400 Jahren ordnete man „wachsamer“ den Kalender neu zu dem heute noch für uns maßgebenden Gregorianischen Kalender, nachdem die durchschnittliche Jahreslänge 365, 2425 Tage beträgt. Die Regelung durch notwendige ausgleichende Schalttage (in jedem vierten Jahr ein 29. Februar) besteht auch darin, daß die Schalttage in den durch 400 nicht teilbaren Säkular-Jahren (z. B. 1900) ausfallen. Der Gregorianische Kalender wurde 1582 sofort in Spanien, Portugal und Italien eingeführt; in Deutschland, Dänemark und in den Niederlanden erst 1700, in England 1752, in Schweden 1753, in Bulgarien 1916, in Russland 1923 und in der Türkei 1927. Der jüdische und der mohammedanische Kalender zählt nach Mondjahren, der indische war mit seinen vielen Zählterminen kompliziert.

„Volkskalender“, mit allerlei nützlichen Angaben, Bildern und Erzählungen ausgestattet, waren sehr beliebt und aufschlußreich, vielleicht auch in dem Sinne, daß man feststellte: „der Faule sucht Kalender-Feiertage“. In hohem Ansehen stand der „Hundertjährige Kalender“ des Abtes M. Knauer (1612-64), als Volksbuch für Wetter-Vorhersagen 1701 erschienen und heute noch beim Volk lebendig. Allgemein gesprochen dient eben ein Kalender nicht nur der reinen Datumsangabe, sondern macht auch Aussagen über turnusmäßig wechselnde Lebensinhalte. Gewiß, jeder Wochentag, jeder Monat hat seine Qualität. Aber – „ultima latet“, die letzte Stunde bleibt verborgen.

Kulturelles Wirken der Vereine in der Gemeinde – ihre Anliegen und Probleme

von Helmut Hauser

Die Vereinssituation der Großen Kreisstadt Balingen zeichnet sich im besonderen durch ihre Vielfalt, Fülle und lebendige Aktivität aus. Traditionspflege und Aufgeschlossenheit für neue Strömungen, die Sorge um Nachwuchs und das Anrecht auf Zukunft, das Verhältnis Verein und kulturelles Wirken, Vereinsstruktur und Menschenführung, die Frage der finanziellen Sicherung und das Tätigkeitsfeld in der Stadt, im Kreis und in internationalen Dimensionen sind für alle Vereine permanente Probleme und daraus stets neu erwachsende Aufgaben. 160 Vereine sind hier in Balingen tätig – vielseitig und vielfältig wirksam – darunter allein 8 Musikvereine, 11 Gesangsvereine und 33 Sportvereine einschließlich der Kegelclubs. Neid, Mißgunst und Eifersüchteleien führen allenfalls zu unfruchtbarer Rivalentum, Toleranz, Achtung und Formen der Zusammenarbeit zu einem gedeihlichen Tun, das unser Leben in dieser Stadt kulturpolitisch sinnvoll bereichert.

Kritiker des Vereinslebens wenden ein, Vereine seien Tummelplätze übertriebenen Ehrgeizes, hochtrabender Pläne, geduldeter

Unfähigkeit oder sinnloser Rivalitäten. Die Vereine seien ein Relikt des letzten Jahrhunderts, unzeitgemäß, in den Organisationsformen veraltet, im Führungsstil autoritär, in den Symbolen dem Fahnenkult verschrieben, einseitig verhaftet in einem überholten Traditionsverständnis, Edelfäule und aus diesen Gründen allen nicht mehr jugendnah und daher ohne Anspruch auf Zukunft. Ihre Tätigkeiten dienten oft nur dem Zeitvertreib und der Langeweile, der Geldmacherei und damit einer maximalen Konsumtion. Wichtig sei allein der private und gesellschaftliche Nutzen der Tätigkeit. Darin aber liege eine der großen Selbsttäuschungen des heutigen Menschen: er glaube enorm aktiv zu sein, sei aber in Wirklichkeit enorm passiv, weil seine Aktivität nicht aus ihm komme, sondern eine ihm vorgeschriebene, manipulierte, in ihn hineingelegte Aktivität sei. Dieser Zwang zum ständigen Tätigsein, diese Geschäftigkeit führe zu unzeitgemäßen Vereinssatzungen und Statuten und damit unausweichlich zu bürokratischen Prozeduren. Die passive Zuschauer- oder Zuhörerhaltung werde ohnedies nur

durch „Zirkusspiele und Gladiatorenkämpfe“ erhalten oder auf diese Weise gefördert. Ich will damit einmal die Einwürfe und Bedenken der Kritiker angezeigt sein lassen. Kritiker nehme ich sehr ernst, sofern ihre Kritik sachbezogen, frei von Zynismus, praktikabel, also auch aufbauend und realitätsnah ist.

Zu den Grundanliegen von Blasmusik, Chorgesang und Sport als Vereinstätigkeit.

Heute wird das Dienen weithin als etwas Überholtes, ja als etwas Demütigendes betrachtet. Man schämt sich geradezu des Dienens. Und man schämt sich nicht nur der Sache, sondern auch des Wortes, und so merzt man es aus, wo es nur irgend angeht. Das Dienstmädchen wird zur Hausgehilfin, der Schuldner zum Hausmeister und der Hausdiener zum Hausmeister. Sind also Dienende mit einem Makel behaftet? Das Wort „dienen“ soll verschwinden. So bieten Geschäfte, Tankstellen, Hotels, Flug- und Schiffahrtsgesellschaften und auch Vereine oft nicht mehr den Dienst, sondern den Service an: Service hier, Service da, Service überall! Dienen ist etwas Gewöhnliches, wer einen Service leistet, bleibt vornehm. Diese traurige Hochstapelei hat allerdings auch eine belustigende Seite. Das Wort „Service“ geht auf das lateinische „servus“ zurück, und das bedeutet leider Sklave. Weil diese Service-Leute es für ehrenrührig halten, ihr Tätigkeiten schlicht und recht einen Dienst zu nennen, sprechen sie lieber von ihrem Service, nämlich von ihrer Sklavenarbeit.

Eine solide, zukunftsweisende Vereinsarbeit auf dem Sektor des Chorgesangs, der Blasmusik, des Sports und vieler anderer Bereiche kann ohne das Dienen und Dienenwollen – es soll ja um Gottes willen keine Sklavenarbeit, kein Service sein, – nicht fortbestehen. Von sich absehen können, Opfer an Zeit und Arbeit zu erbringen, das Glück des anderen zu sehen, sind unverzichtbare Bestandteile jeglichen Zusammenlebens von Menschen. Dies wird beispielhaft in vielen unserer Vereine praktiziert. Wenn aber unsere Zeit vom Dienen nichts mehr wissen will, dann um so mehr vom Verdienen. Die brutale Offenheit, mit der sie das Verdienenwollen an die Spitze allen Denkens und Strebens stellt, hat etwas Unheimliches. Gemeint ist hier nicht die berechnete Erwartung eines Lohnes, dessen jede Arbeit und jeder Arbeiter wert ist, sondern der Wille, möglichst viel bei möglichst geringer Leistung herauszuschlagen. Rücksicht zu nehmen, mehr zu tun als die Pflicht es verlangt, die bewußte und unbewußte Mehrleistung, das Dienen also, sind die Mittel gegen den Zerfall einer lebendigen Ordnung wie sie nun einmal Vereine, Chöre, Kapellen, Sportmannschaften und Spielgruppen im besonderen sind. Und dieses Dienen, nur im Verbund mit der Liebe ist eben jedes notwendige Erkennen, was die verborgensten Regungen, die geheimsten Kümernisse, das leiseste Glück und die verschwiegenste Not aufspürt. Diese Haltung von singenden und spielenden Menschen in einem Verein ergibt eine innere Struktur, die auf Bestand und Anrecht auf Zukunft hoffen darf. Letztlich können wir aber nur dienen, indem wir unser Angefochtensein von Stolz, Herablassung und Selbstzufriedenheit wissen, und dann wird erst auch für Sie und uns alle der Blick frei um das Verdienst, um eine Auszeichnung, um ein anerkennendes Wort. Und noch eines: Heute scheinen Passivität, Bindungslosigkeit und Ordnungsfeindlichkeit zu einer neurotischen Verwahrlosung zu führen und zu einer Volksseuche ausgeweitet zu werden. Das Bemühen unserer Vereine in ihrer ganzen Breite und Weite – und besonders in den Bereichen Gesang, Musik und Sport – geht doch dahin, einer solchen Verwahrlosung entgegenzutreten. Wir wollen im guten Sinne aktiv sein, den Mitmenschen einbeziehen, ihn erfreuen, bereichern, fördern und beglücken. Natürlich darf der Verein nicht Tummelplatz übertriebenen Ehrgeizes, hochtrabender Pläne, geduldeter Unfähigkeit oder sinnloser Rivalitäten sein. Im Gegenteil! Nicht Bindungslosigkeit soll praktiziert werden, sondern gelebte Verant-

wortung. Und über konstruktive, kritische Mitbestimmung und Einordnung wollen wir dann jenes Maß unserer Freiheit realitätsgerecht erhöhen. Wie jede menschliche Gemeinschaft wollen auch wir Formen der Ordnung verwirklichen. Das Geheimnis des Vereins- bzw. des Chor-, Kapellen- oder Mannschaftserfolges ist wohl darin zu suchen, daß sie das schier Unvereinbare vereinen: den Zweck mit dem Zwecklosen, die Verpflichtung mit der Freiwilligkeit, den Ernst mit der Ausgelassenheit, die Distanz mit der Annäherung, die Öffentlichkeit mit der Privatsphäre. In diesem glücklichen Ausbalancieren, in dem Mühen, hier eine ausgleichende Mitte zu schaffen, liegt das beständige Wirken dieser Vereine und damit ihr Anrecht auf Zukunft.

Die Jugendannahme und ihre Integration in das Vereinsgeschehen ist für den Jugendlichen selbst, den Verein, das Elternhaus und die Gesellschaft von großer Bedeutung. Dieser Problematik gilt abschließend meine Aufmerksamkeit. Die Jugend ist zur Zeit wieder in der Diskussion – nicht nur in Funk, Presse und Fernsehen, sondern auch in der wissenschaftlichen Literatur. Bei den jugendlichen Gruppenkulturen, die in besonderem Maße diskutiert werden, handelt es sich um Disco-Kulturen, religiöse Jugendsekten, rechtsradikale Politgruppen, Drogenkulturen, alternative Lebensformen, jugendliche Hausbesetzer, Punker und Popper, Fußball-Fans, Rocker u. a. – hierbei wird insbesondere das Thema „Jugend und Gewalt“ herausgehoben. Aber reden wir nicht von der Jugend, auch sollten wir den sozialen Klischeebegriff „die Jugend“ vermeiden. Man kann weder von der „Verrottung der Jugend“ noch von einer „völlig angepaßten Jugend“ und auch nicht von einer „kranken, manipulierten Jugend in einer kranken Gesellschaft“ sprechen. Jugend ist zunächst einmal eine Lebens- und Altersstufe, ein möglicher Lebens- und Erlebnishorizont, vor dem sich das unermessliche Feld individueller, persönlicher Unterschiede von Mensch zu Mensch erstreckt. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist es oberflächlich und irreführend, kollektive soziale und moralische Bewertungs- und Verdammungsurteile über „die Jugend“ aufzustellen. Nicht die jugendliche Persönlichkeit, wohl aber ihr Lebensalter ist wie jede andere Lebens- und Altersstufe jenseits von Gut und Ungut. Leben, Natur, Welt im ganzen, Jugend und Alter sind wie Geburt und Tod „amoralische Größen“, Urphänomene des Seins.

Jede „Verbesonderung“ der Jugend ist fragwürdig, jede Selbstverherrlichung einer Altersstufe gefährlich. In der Kleinheit, Hilflosigkeit der kindlichen und jugendlichen Existenz stößt der erwachsene Mensch jedenfalls auf die Grundzüge seiner eigenen Existenz. Es ist allerdings für ihn bequemer – und das ist für Verständnis, Annahme und Integration in das Vereinsgeschehen von Jugendlichen so bedeutsam –, das Kind als Noch-nicht-Menschliches, aber auch den Jugendlichen als Noch-nicht-Fertigen, Noch-nicht-Starken, kindlich Kleinen und nur als das zu deuten. Warum? Weil der erwachsene Mensch sich selbst als Unfertigen, sich selbst Entfremdeten und Kleinen hinter den Masken seiner perspektivisch vergrößernden Einrichtungen, Ämter und Werke nicht annehmen kann. Jede Menschenführung, welche die Unberechenbarkeit und Unerkennbarkeit des Menschen nicht verstehend mitberücksichtigt und achtet, ist menschenunwürdig. Gesellschaftliche Erziehungsdefizite, die sich in der Symptomatik von Alkoholismus, Drogenkonsum, Depressionen, Regressionen und Aggressionen ausdrücken, alarmieren und zwingen zu neuem Überdenken des Verhältnisses der Generationen zueinander. Gerade in unseren Vereinen kommen hier neue und schwierige Erziehungsaufgaben auf uns zu. Der neu zu uns gestoßene junge Mensch will verstanden, respektiert, angenommen und aufgenommen sein. Er sucht Vertrauen, das persönliche Gespräch und die Hilfe. Vielleicht sollten die Verantwortlichen in den Vereinen ihnen **anstelle von Angst mehr Fröhlichkeit** einbrin-

gen, **anstelle von Leistungsdruck mehr Arbeitsfreude wecken, anstelle von Hetze Zeit lassen, anstelle von Verurteilung mehr Verständnis aufbringen und anstelle von Gleichgültigkeit** – was ich freilich niemand unterstellen will – **mehr Liebe** zeigen.

Vielleicht gelingt es uns dann, menschlich glaubwürdigere Formen des Singens, Spielens, und der sportlichen Disziplin zu setzen. Leben und Verein werden dann wieder einander näher gebracht, so daß sich ruhig der Verein am Leben und das Leben sich am Verein reiben können. Erst dann werden harte Kritiken an unseren Vereinen verstummen, und sie nicht mehr als die traditionellsten, konservativsten, starrsten und bürokratischsten Institutionen unserer Zeit nennen können. Wir wollen **unseren Beitrag zur Humanisierung unserer Vereine** selbst leisten und nicht im Ernstfalle den „Göttern“ überlassen.

Inhaltsverzeichnis 1982

	Seite
Die Zerstörung der Hohenberger Burg (Kurt Wedler)	337
Alte zollerische Wappen (Fritz Scheerer)	337/338
Von Ärzten und Apothekern in Ebingen (Dr. Walter Stettner)	338/340, 343/344, 346/348, 351/352, 355/356, 360
Das Grabmal des Rosenfelder Bürgermeisters Tobias Stehle (Julius Hauth)	341
Bannmühlen unserer Gegend (Fritz Scheerer)	342/343
Schleiereulen und Turmfalken im Balingen Wasserturm (Dr. Karl Maulbetsch)	345
Goethe in Balingen (Fritz Scheerer)	346
Von einstigen Handwerken (Fritz Scheerer)	349/350
Das Elsaß (Kurt Wedler)	350/351
Straßberg und Hohenberg (Fritz Scheerer)	353
Aus der Geschichte der Burg Straßberg (Dr. Laschimke)	353/354
Friedrich August Lehner (Fritz Scheerer)	354/355
Aus der Vor- und Frühgeschichte von Balingen (Fritz Scheerer)	357/359, 362
Rosenfelder Kirchenzensurprotokolle (Walpurg Tafel)	359/360
Die Schulaufsicht im Bezirk Balingen (Adolf Klek)	361/363, 366/368, 370/371
Zur Siedlungsgeschichte des Kleinen Heubergs (Fritz Scheerer)	363/364
Eine seltsame Pflanzengesellschaft am Weg zur Schalksburg (Fritz Scheerer)	365
Goethes Bildungsideal (Kurt Wedler)	365/366
Vom Zollkorn in Ebingen (Dr. Walter Stettner)	368
Die Galluskirche und der Fronhof zu Truchelfingen (Fritz Scheerer)	369/370
Drei Schüsse in das Kreuzifix (Kurt Wedler)	371/372
Fossilien der Schwäbischen Alb (Helmut Hauser)	372
Ortsnecknamen unserer Gegend (Fritz Scheerer)	373/374
Gotische Schlußsteine an Schömberger Häusern (Anton Grözinger)	374/75, 380
Johann Jakob Roller Württ. Posthalter (Rudolf Töpfer)	375/376, 378/380, 382/383
Unser Kalender – jetzt 400 Jahre alt (Kerndter)	383
Kulturelles Wirken der Vereine in der Gemeinde (Helmut Hauser)	383/384
Vom oberen Kinzigal zur Südwestalb (Fritz Scheerer)	377/378
Brennessel (348), Pfefferminze (352), Wundklee (356), Augentrost (360), Baldrian (364), Kamille (368), Malve (372), Klatschmohn (376), (Kurt Wedler).	

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.